

Ueli Maurer, Alexander von Schönburg, Arianna Huffington

DIE WELTWOCHEN

Nummer 3 – 19. Januar 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Die Romanows
Gold, Lust und Tränen
in Russlands Zarenreich

**Sex ohne Liebe
Eine Anleitung
für Frauen**

**Davos
Übernehmen
Roboter die Macht?**

**Donald Trump
Eine Chance
für die Welt**

**Einbürgerung
Wie ein Islamist
zum roten Pass kam**



SCHWEIZER OLYMPIAWAHN

Visionen und Ruinen



PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Doris Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 7
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

St Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,
Bahnhofstrasse 15

Zug

Lohri, Neugasse 9

Zürich

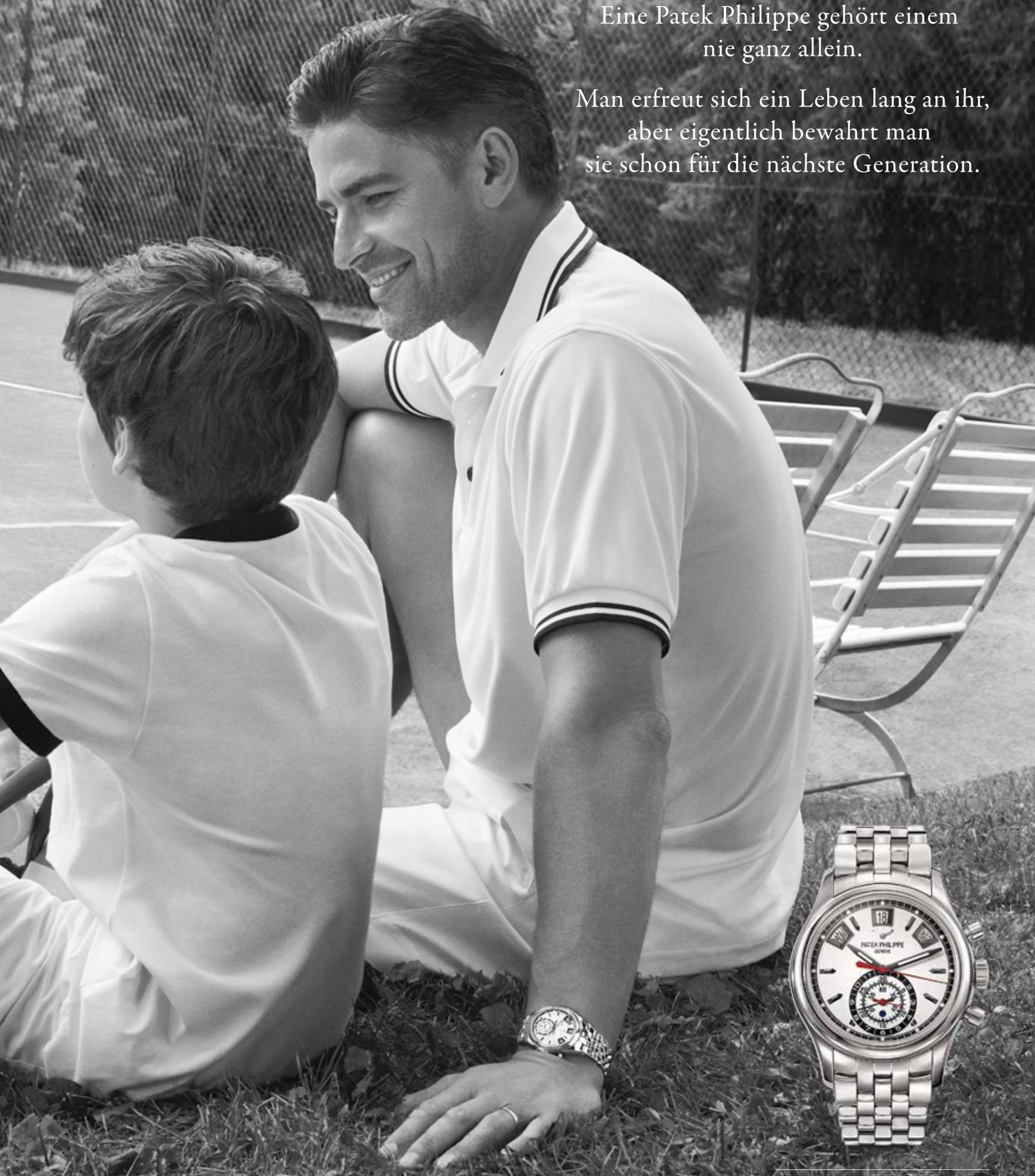
Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Chronograph
Ref. 5960/1A

NEU Luxusschiff MS Swiss Jewel

zum Superpreis

Faszinierende Reisen auf Rhein und Donau



Es het solangs het **Rabatt*** bis Fr. 1400.-
*Abhängig von Auslastung, Saison, Wechselkurs

Jetzt Katalog 2017 bestellen!



Reise 1: Kreuzfahrt zur Tulpenblüte Basel–Amsterdam–Basel

9 Tage ab Fr. 1090.-

(Rabatt Fr. 700.- abgezogen, HD hinten, Vollpension)

Reise 2: 8-Länderfahrt Donaudelta Passau–Wien–Donaudelta–Passau

17 Tage ab Fr. 2790.-

(Rabatt Fr. 1000.- abgezogen, HD hinten, Vollpension)

Bisher nur auf dem amerikanischen Markt buchbar und nun exklusiv für Thurgau Travel unterwegs.

1. Tag Basel Anreise. Einschiffung und um 17.00 Uhr «Leinen los!». **2. Tag Strasbourg** Rundfahrt/-gang* durch die Altstadt. **3. Tag Königswinter** Passage der Loreley-Strecke. Ausflug* zum Drachenfels und Fahrt mit Zahnradbahn. Individuelle Besichtigung von Schloss Drachenburg. **4. Tag Dordrecht–Rotterdam** Ausflug* zu den Windmühlen von Kinderdijk (UNESCO-Weltkulturerbe). Stadtrundfahrt* durch Rotterdam. **5. Tag Amsterdam** Ausflug* zum Keukenhof (Abreisedaten 03.04. bis 13.05.). An übrigen Daten Stadtrundfahrt* mit Inseln Marken (26.09. bis 12.10.). Grachtenfahrt. **6. Tag Duisburg–Düsseldorf** Ausflug* ab Duisburg zum Zollverein (UNESCO-Welterbestätte). Wiedereinschiffung in Düsseldorf. **7. Tag Rüdesheim** Schifffahrt entlang dem «Romantischen Rhein». Weinprobe* an Bord. Erkundung des Weinstädtchens auf eigene Faust. **8. Tag Baden-Baden** Busausflug* mit Rundgang durch die Bäder- und Kunststadt. **9. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

Reisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt

03.04.–11.04.* **700** 27.04.–05.05.* **500** 26.09.–04.10. **500**
11.04.–19.04.* **600** 05.05.–13.05.* **500** 04.10.–12.10. **600**
19.04.–27.04.* **500** 13.05.–21.05.* **500** 12.10.–20.10. **700**
* mit Keukenhof

Suite Oberdeck (30 m²) mit franz. Balkon



1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau Busfahrt. 17.30 Uhr «Leinen los!». **2. Tag Wien** Rundfahrt/-gang*. **3. Tag Kalocsa** Ausflug* zum Weindorf Hajós. **4. Tag Belgrad** Rundfahrt/-gang* mit Festung Kalemegdan. **5. Tag Eisernes Tor/Kataraktstrecke** Flussfahrt. **6. Tag Bukarest** Rundfahrt/-gang*. **7. Tag Donaudelta** Rundfahrt* mit Ausflugsbooten oder Rundfahrt° Delta intensiv. **8. Tag Donaudelta** Rundfahrt* ins obere Donaudelta. **9. Tag Rousse** Stadtrundfahrt/-gang* mit Ausflug zu den Felsenkirchen. **10. Tag Nikopol–Oriachovo–Lom** Ausflug nach Plevna* oder Sofia.° **11. Tag Donji Milanovac** Fahrt durch das «Eiserne Tor». Ausflug* zur Ausgrabungsstätte Lepenski Vir. **12. Tag Novi Sad** Besuch Wehranlage Petrovaradin. + Stadtrundfahrt/-gang* Novi Sad. **13. Tag Mohacs** Ausflug* nach Pécs. **14. Tag Budapest** Rundfahrt/-gang*. Freizeit. **15. Tag Bratislava** Ausflug*. **16. Tag Krems** Busfahrt* zum Stift Melk. **17. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung, Busrückfahrt und individuelle Heimreise.

Reisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt

24.06.–08.07.* **1400** 05.08.–21.08. **1000**
08.07.–24.07. **1000** 02.09.–18.09. **1000**

*Budapest–Donaudelta–Passau, 15 Tage, leicht geändertes Programm

Pelikane im Donaudelta



MS Swiss Jewel*****

Luxusschiff mit Platz für 124 Passagiere in 41 Kabinen (15 m²), 7 Mini Suiten (19 m²) und 14 Suiten (30 m²). Alle Kabinen mit 2 Betten, DU/WC, Radio/TV, Minibar, Safe, Föhn, Telefon, individuell regulierbarer Klimaanlage. Mini Suiten und Suiten verfügen über zwei bequeme Sessel, einen Hocker sowie einen begehbaren Schrank, die Suiten noch über eine Badewanne und Schlafsofa. Kabinen auf Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkon. Auf dem Hauptdeck können die Fenster nicht geöffnet werden. Bordeinrichtung: Restaurant, Panorama-Salon mit Tanzfläche und Bar, Boutique, Bistro mit Internet-Corner, Fitnessraum, Massagesalon, grosses Sonnendeck mit Whirlpool. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift von Mittel- bis Oberdeck. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Preise p.P. in Fr. (vor Rabattabzug)

	1	2
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1790	3790
2-Bettkabine Hauptdeck	1890	3990
Mini Suite Hauptdeck	2090	4390
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2390	4990
Mini Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2590	5290
Mini Suite Oberdeck, franz. Balkon	2690	5490
Suite Oberdeck, franz. Balkon	3090	5990
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck*	290	590
Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck*	990	1890
Ausflugspaket (8/13)	270	390

* Mini Suiten und Suiten nicht zur Alleinbenutzung möglich

Kreuzfahrt inkl. VP und Bustransfer Zürich/St. Margrethen–Passau v.v. (Reise 2) Weitere Details unter www.thurgautravel.ch

* Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar

+ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar

° gegen Aufpreis zum Ausflugspaket im Voraus buchbar

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch



Trump als Chance: McLaughlin, Holmes, Lutz, Köppel (v. l.).

Kurz vor Amtsantritt Donald Trumps als 45. US-Präsident lud die *Weltwoche* am Montag zu einer äusserst gut besuchten Podiumsdiskussion ein. Ziel war eine möglichst nüchterne und sachliche Erörterung der weithin brisant empfundenen Präsidentschaft Donald Trumps. Drei amerikanische Experten, die eigens für diesen Anlass nach Zürich gereist waren, setzten sich mit Trumps Persönlichkeit sowie den Chancen und Risiken seiner Politik auseinander. Unter der Leitung von Chefredaktor Roger Köppel diskutierten John McLaughlin, Trumps Berater und persönlicher Freund, der legendäre schweizerisch-amerikanische Auto-Manager Bob Lutz sowie die bekannte Politanalystin Amy Holmes, eine Republikanerin, die Trump nicht wählte. Der Andrang bei diesem Anlass war so gross, dass leider zahlreiche Angereiste im Vortragsraum keinen Platz fanden und die Debatte nicht mitverfolgen konnten. Wir bitten in aller Form um Entschuldigung. Wir waren selber überwältigt vom grossen Interesse. Nichts für ungut! Wenigstens besteht die Möglichkeit, dass Sie die Diskussion im Nachhinein am Bildschirm anschauen können: www.weltwoche.ch/trumpodium. **Seite 34**

Eine alte Weisheit unter Wirtschaftsführern besagt: Je interessanter die Zeiten, desto begehrter ist das Jahrestreffen des World Economic Forum (WEF) in Davos. Die Wirtschaftsredaktion der *Weltwoche* hat einen Jahresausblick zusammengestellt. Mit dabei: Verleger Steve Forbes, Ex-EZB-Chefvolkswirt Jürgen Stark, Unternehmer Sir Martin Sorrell, EU-Politiker Guy Verhofstadt und Bundesrat Ueli Maurer. Exklusiv für die *Weltwoche* beschreibt die «Königin der Blogger», Arianna Huffington, die verführerische Macht des Smartphones. In Davos werden auch die Auswirkungen der digitalen Revolution diskutiert. Für die *Weltwoche* steht das Positive im Vordergrund. **Seite 40–65**

Im Bündnerland läuft der Abstimmungskampf zur Frage, ob der Kanton als Austrag-

ungsort der Olympischen Winterspiele 2026 kandidieren solle. Politiker, Vertreter aus Wirtschaft und Sport werben damit, dass ein Ja Tourismus und Wirtschaft stärken würde. Spricht man in der Region mit erfahrenen Hoteliers, tönt es auch anders: Solche Investitionen entfachten höchstens ein Strohfeuer; sie würden nur kurzfristig die Ertragsprobleme der schwächeren Betriebe mildern. Pro und Contra: **Seite 16–21**

Die Romanows waren die grösste Dynastie Europas. Drei Jahrhunderte – von 1613 bis 1917 – war das russische Herrscherhaus Inbegriff von Prunk, schillernder Dekadenz und Grausamkeit. In der Februarrevolution 1917 dankte sein letzter Zar ab. Der britische Historiker und Romancier Simon Sebag Montefiore setzt den Romanows ein Denkmal auf tausend Seiten. «Kein Kelch war giftiger als jener der russischen Zaren», sagte Montefiore im Interview mit Urs Gehrig. «Wer als Zar überleben wollte, bedurfte ungezügelter Brutalität.» **Seite 68**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay
Bildredaktion: Martin Kappler, Florian Brunner (*Assistent*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



JUGENDSTIL IN DAVOS

Esplanade Belle Epoque. Die schönsten Wohnungen von Davos: Historische Pracht trifft auf elegante Moderne – zeitgenössisches Design im Glanz der Belle Epoque. Es ist noch eine 3.5 Zimmer-Wohnung im Angebot (Strelastrasse 2, Davos Platz).

Kontakt:

Irmgard Planzer, 044 396 99 79 / 079 362 21 21

www.esplanade-belle-epoque.ch

meiliunternehmungen

Seestrasse 99a · 8702 Zollikon

Wir setzen Akzente.

ESPLANADE
Belle Epoque

Trump-Verblödung

Warum ich der Amtseinweihung mit misstrauischem Wohlwollen entgegenblicke. Von Roger Köppel

Klar: Skepsis ist wichtig. Misstrauen braucht es immer in der Politik, aber hört auf mit dem Trump-Verblödungssyndrom.

Es begann, als der mutmassliche Multimilliardär seine Ambitionen aufs Präsidentenamt anmeldete. Der *Spiegel* druckte einen Essay, in dem sie Trump als «Faschisten» beschimpften.

Für alle, die es vergessen haben: Die Faschisten standen im letzten Jahrhundert unter dem Kommando des italienischen Diktators Mussolini, eines engen Vertrauten Hitlers.

Gemeinsam führten die beiden einen Vernichtungskrieg gegen den Rest der Menschheit. Es waren Antidemokraten im Stechschritt, uniformierte Kapitalismuseegner, Judenhasser, Massenmörder. Israel-Freund Trump ein Faschist?

Das ist das Trump-Verblödungssyndrom.

Exakt vor einem Jahr nahm ich beim World Economic Forum an einer Mittagsdiskussion über die «Gefahren des Populismus» teil.

Die Gäste, darunter Professoren, Schriftsteller und frühere EU-Kommissare, krümmten sich vor Lachen. Einige bebten, ja klirrten vor Verachtung, als man die Wahlchancen des Aussenseiters ernsthaft debattierte.

Ich dachte, die Trump-Verblödung würde sich nach den Wahlen legen, aber ich habe mich getäuscht. Es waren sogar Steigerungen möglich.

Letzte Woche berichteten die Medien über unbewiesene Gerüchte zu angeblich «kompromittierenden» Handlungen Trumps vor ein paar Jahren in Russland. Sogar seriöse Zeitungen wie der *Tages-Anzeiger* druckten den Abfall brühwarm nach.

Es war der bisherige Höhepunkt der Trump-Verblödung, durchaus nicht ungefährlich, wenn man bedenkt, dass der journalistische Giftmüll unter Mithilfe amerikanischer Geheimdienste an die Öffentlichkeit geschaufelt wurde.

Der Rufmord allerdings scheiterte. Die Intrige verpuffte mit Getöse folgenlos.

Was lernen wir daraus?

Erstens: Die Trump-Gegner pfeifen aus dem letzten Loch. Rechtsstaatlich-demokratisch kamen sie nicht durch. Jetzt bleiben Dreck und Denunziationen. Das ist unerfreulich, vielleicht auch kriminell, aber es ist vor allem: ein Zeichen von Schwäche.

Zweitens: Abregen, abrüsten, beruhigen.



«Er spricht so, wie viele denken.»

Trump wurde rechtmässig gewählt. Er ist kein Hitler. Die USA sind eine grundsätzliche Demokratie mit harten *checks and balances*. Kein Politiker kann da einfach reinmarschieren und den Laden umkrepeln.

Und: Die Amerikaner sind unsentimental, wenn es «die da oben» übertreiben: Richard Nixon kam 1972 mit einem Erdrutschsieg ins Weisse Haus. Zwei Jahre später, im Zuge von Watergate, jagten sie ihn mitleidlos davon.

Drittens: Man sollte Trump mit misstrauischem Wohlwollen begegnen. Womit sonst? Es bringt nichts, dauernd den Unsinn nachzubeten, den er in den letzten Jahren und Monaten auch noch gesagt hat oder gesagt haben soll. Warten wir erst mal, was er macht.

Innere Schönheit braucht ein passendes Äusseres.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.

Bleiben wir zuversichtlich. Es gibt sogar gute Gründe.

Allein seine Wahl war eine heilsame Erschütterung. Der Schock war nötig. Nicht nur Machtkartelle, auch Weltbilder brechen ein. Das löst Gehässigkeiten aus, klar. Mehr kommt ins Rutschen, als viele verkräften können. Tolerant bleiben. Die Verstörung allerdings ist fruchtbar.

Bereits wird offener und sachlicher geredet. Die Tabuthemen der letzten Jahre sind voll auf der Agenda: illegale Einwanderung, Islam, der Unsinn offener Grenzen, Fehlkonstruktion EU, Personenfreizügigkeit, Arbeitsplätze, Recht und Ordnung. Trumps Vorgänger wollten nicht darüber reden, die Mehrheit der Wähler schon. Das ist Demokratie.

Hochinteressant ist Trumps Regierungstruppe. Der angeblich hypersensible, überempfindliche Mitternachtstwitterer hat sich mit einem Kabinett starker Persönlichkeiten und, ja, Andersdenkender umgeben. Sogar der *Spiegel*, verlässliches Zentralorgan der Trump-Verteufelung, konnte sich eine gewisse Anerkennung nicht verkneifen. Könnte es vielleicht sein, dass man den «Wahnsinnigen» unterschätzte, auch hier?

Natürlich weiss niemand, wie sich Trumps Multimillionäre im Polit-Alltag bewähren werden. Aber lassen wir uns von den drögen Abgesängen in den Medien nicht beirren, die vermutlich sowieso keiner mehr liest. Ich finde es wohlthuend, dass nicht immer die gleichen altbekannten Köpfe rezykliert werden. Und seit wann soll es ein Nachteil sein, wenn ein Politiker vor der Politik in der Privatwirtschaft erfolgreich war?

Keine Missverständnisse: Ich wage keine Prognosen. Ich habe keine Ahnung, wie sich Trump machen wird. Sein Plan, der Wirtschaft vorzuschreiben, wo sie ihre Produkte herstellen soll, löst Allergien aus bei mir. Er hat zwar recht, dass nicht überall Freihandel drin ist, wo Freihandel draufsteht, aber der Zauber des trumpschen Protektionismus erschliesst sich mir noch nicht.

Allerdings waren die Amerikaner immer schon protektionistischer, als sie sich gaben. Vielleicht ist Trump einfach nur der erste Präsident seit langem, der ehrlich dazu steht.

Das ist sein grösster Trumpf. Er spricht so, wie viele denken. Er wirkt echt, in seiner ganzen blonden Künstlichkeit.

Zum Schluss: Aussenpolitisch habe ich noch kaum einen dummen Satz gehört von ihm.

Seine Botschaft: Die EU hat in dieser Form keine Zukunft. Ungebremste illegale Migration ist eine Katastrophe. Die Briten liegen mit dem Brexit richtig. Die Europäer sollten mehr für ihre Rüstung tun. Es ist besser, auf einen Kalten Krieg mit Russland zu verzichten.

Jenseits des Trump-Verblödungssyndroms klingt Trump fast wie ein ganz vernünftiger Politiker.



«Sibirische Werte»: Sonja A. Buholzer. Seite 28



Gold, Lust und Tränen: Zar Nikolaus II.: Seite 68



«Das ist – gopfridstutz! – eine gute Idee. Nur macht niemand mit.»

Bundesrat Ueli Maurer: Seite 54

Kommentare & Analysen

- 7 Editorial
- 11 Brexit
Hart auf hart
- 11 Im Auge Claude François, Sänger
- 12 China Gute Geschäfte
- 12 Migration Volkssturm der Empörung
- 13 Zuwanderung
Schamlose Gewerkschaften
- 13 Fernsehen
Du gut, wir böse
- 14 Personenkontrolle Heer, Volontè, Brasseur, Wyss, Tschäppät, von Graffenried, Balsiger, Hölzle etc.
- 15 Nachrufe Antony Armstrong-Jones, 1st Earl of Snowdon; Udo Ulfkotte
- 22 Mörgeli
Ideologisch sind die andern
- 22 Bodenmann
SVP-Handys sind nicht mobil
- 23 Medien
Der Schweinejournalismus
- 23 Die Deutschen
Verbale Erektionen

World Economic Forum 2017

- 40 Inhalt Gespräche, Porträts und Hintergründe zum WEF in Davos

Inland

- 16 Olympisches Wintermärchen Teure Träume und falsche Erwartungen
- 18 Der Spielverderber Jon Pult (SP), Gegner der Olympiakandidatur
- 19 «Chancenlos» Sepp Blatter über die Kandidatur von Sion 2006
- 20 Reif für Olympia
Winterspiele 2026 – ohne Kantönligeist

- 21 Olympische Ruinen
Von Albertville bis Sotschi
- 24 Islamist mit Schweizerkreuz Warum wurde Aziz Osmanoglu eingebürgert?
- 26 «Wir wünschen Ihnen alles Gute» Kündigung wegen Asylbewerbern
- 27 Unter Gartenzwergen Basel trennt sich von Querkopf Thomas Kessler
- 28 Sonja A. im Haifischbecken
Wer ist Sonja A. Buholzer?
- 29 Entwicklungshilfe
Nur gut gemeint
- 30 Lehrer erpressen Schüler Allan Guggenbühl über Kollektivstrafen
- 31 Umwelt
Teurer Rückbau von Windrädern
- 32 44 oder 3200 Franken? Silvio Borner über die Kosten der Energiepolitik

Ausland

- 34 Das Phänomen Donald Trump
Podiumsdiskussion der Weltwoche
- 35 Wie Hacker Weltpolitik beeinflussen
Auswirkungen im Ersten Weltkrieg
- 36 Trumps Welt Elf Brennpunkte, die «The Donald» auf Trab halten werden
- 37 Donald und Geri Worauf es in der Politik wirklich ankommt

Wirtschaft & Wissenschaft

- 38 Mit jedem Tag mehr Vertrauen
Autobauer-Legende Bob Lutz
- 39 Unterhaltung
Schwere Zeiten für Zirkusse

Interview

- 68 Die Romanows
Historiker Simon Sebag Montefiore über die schillernde Dynastie

Kultur & Gesellschaft

- 70 Zar Alexander II.
Wollust in Form von Tinte
- 74 Sex ohne Liebe
Eine Anleitung für Frauen
- 75 Heimat-Hasser
Philosophieprofessor Georg Kohler
- 76 Ein Syrer im Westen Hanna Diyab:
«Von Aleppo nach Paris»
- 79 Rom brennt Spaltet Papst Franziskus
die katholische Kirche?

Rubriken

- 66 Ikone der Woche
Nicole Kidman, Hollywoodstar
- 76 Die Bibel Reformation
- 78 Jazz
Cannonball Adderley Sextet
- 78 Knorr Kristen Stewart, Natalie Portman und Isabelle Huppert
- 80 Thiel Tatwaffenverbot
- 80 Namen
«High class» am Schauspielhaus
- 80 Fast verliebt
Seestrasse 18
- 81 Unten durch
Alarmglocken
- 82 Wein
Michele Satta: Piastraia 2013
- 83 Auto
Range Rover 5.0 V8 SV
- 84 Darf man das?/Leserbriefe



B 220 d 4MATIC «Swiss Star», 2143 cm³, 177 PS (130 kW), Barkaufpreis: CHF 37 130.- (Fahrzeugwert CHF 48 755.- abzüglich CHF 11 625.- Preisvorteil), 5,0 l/100 km, (Benzinäquivalent: 5,7 l/100 km), 131 g CO₂/km (Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 134 g CO₂/km), CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 21 g/km, Energieeffizienz-Kategorie: D. Leasingbeispiel: Laufzeit: 48 Monate, Laufleistung: 10000 km/Jahr, eff. Jahreszinssatz: 1,92%, 1. grosse Rate: CHF 9550.-, Leasingrate ab dem 2. Monat: CHF 229.-. Exklusive Ratenabsicherung PPI. Ein Angebot der Mercedes-Benz Financial Services Schweiz AG. Gültig bei teilnehmenden Händlern. Vollkaskoversicherung obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zu einer Überschuldung des Leasingnehmers führen kann. Angebot gültig bis 31.1.2017. Immatriculation bis 30.4.2017. Abgebildetes Modell: B 220 d 4MATIC «Swiss Star» inkl. Sonderausstattungen («Swiss Star», AMG Line, Night-Paket, Abstands-Pilot DISTRONIC), Barkaufpreis: CHF 41 854.-, 5,0 l/100 km, (Benzinäquivalent: 5,7 l/100 km), 131 g CO₂/km, CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 21 g/km, Energieeffizienz-Kategorie: D. Leasingbeispiel: Laufzeit: 48 Monate, Laufleistung: 10000 km/Jahr, eff. Jahreszinssatz: 1,92%, 1. grosse Rate: CHF 10300.-, Leasingrate ab dem 2. Monat: CHF 269.-. Angebot gültig bis 31.1.2017. Immatriculation bis 30.4.2017. Unverbindliche Preisempfehlung. Änderungen vorbehalten.

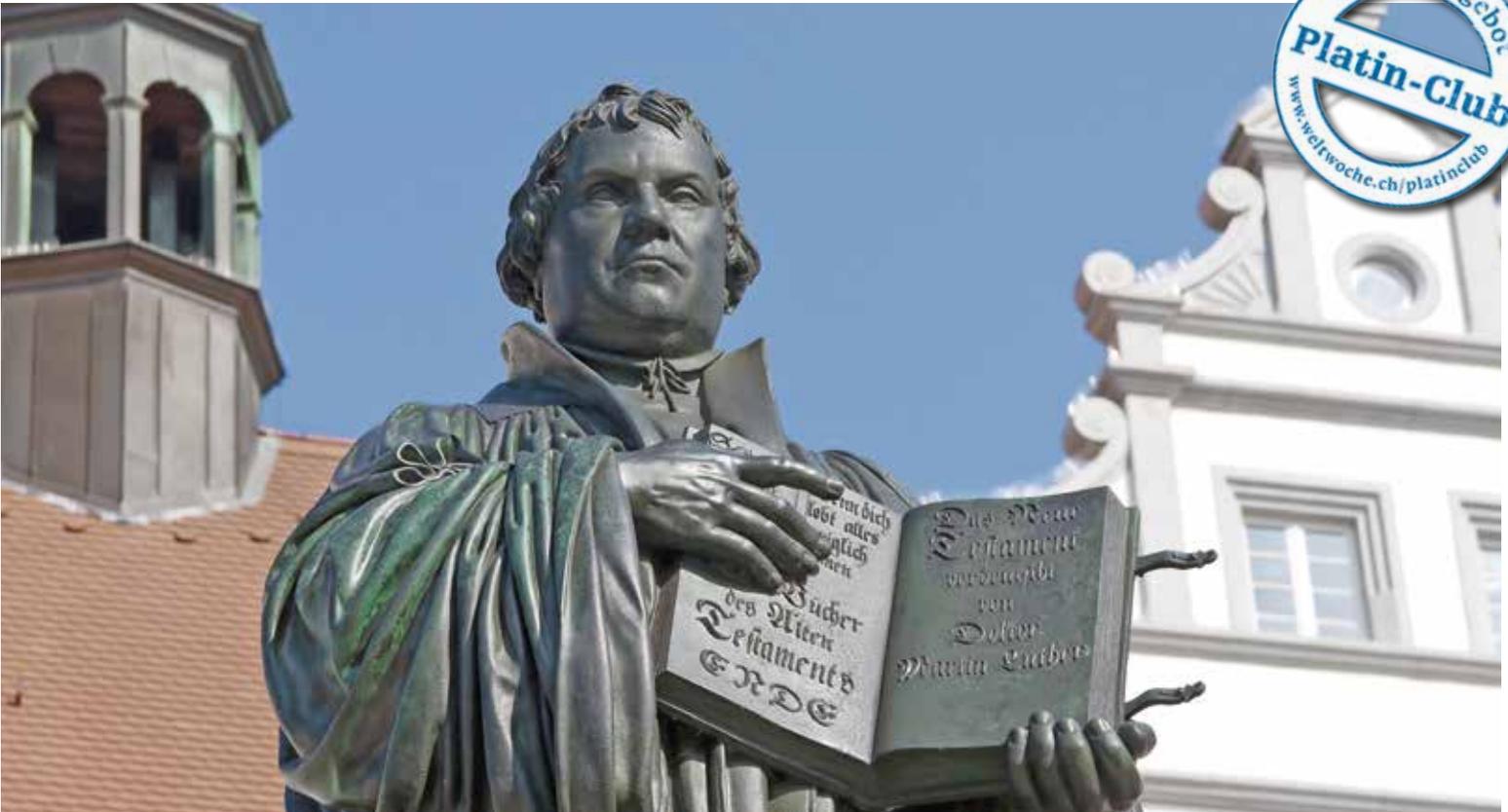
Die B-Klasse 4MATIC mit bis zu 23 % Preisvorteil.

Ganz egal, ob Sie in der B-Klasse alleine oder mit Ihrer ganzen Familie unterwegs sind – stilvoll reisen Sie immer. Und auch Nässe und Schnee bringen Sie nicht aus der Ruhe. Denn mit dem Allradantrieb 4MATIC steht Ihnen selbst bei widrigen Bedingungen ein kompetenter Partner zur Seite. So geniessen Sie in dem Sports Tourer nicht nur maximalen Komfort, sondern auch höchste Sicherheit.

www.mercedes-benz.ch/4MATIC

Mercedes-Benz
Das Beste oder nichts.





Exklusive Kulturreise «500 Jahre Reformation»

Auf den Spuren von Martin Luther

Erleben Sie Weltgeschichte am Ort des Geschehens.
Unter kompetenter Leitung bereisen Sie Luthers Wirkungsstätten in Eisenach, Erfurt, Leipzig und Wittenberg.

1517 nagelte Martin Luther in Wittenberg seine 95 Thesen an die Kirchentüre. Der Augustinermönch geisselte die Prunksucht der katholischen Kirche, den Ablasshandel und die Allmacht der Päpste. Die darauf folgende Reformation veränderte Europa und die Welt grundlegend.

Sie reisen in komfortablen Deluxe-Bussen und logieren mitten in Erfurt und Leipzig in gehobenen Vier-Sterne-«Radisson Blu»-Hotels.

Ihr Reiseleiter: Lothar Schulz

Der Historiker, geboren 1954 in der ehemaligen DDR, studierte an der Berliner Humboldt-Universität und beschäftigte sich wissenschaftlich mit der Geschichte des Mittelalters. Seit der Wiedervereinigung

Deutschlands ist er auf Kultur- und Studienreisen spezialisiert. Historische Fakten und amüsante Anekdoten bereichern die packenden Exkursionen.

Programm:

1. Tag: Reise nach Erfurt
2. Tag: Weimar und Erfurt
3. Tag: Eisenach und Wartburg
4. Tag: Erfurt, Eisleben und Leipzig
5. Tag: Leipzig
6. Tag: Wittenberg und Torgau
7. Tag: Rückreise

Weltwoche-Spezialangebot

Kulturreise

«Martin Luther – 500 Jahre Reformation»

Eurobus-Reisen vom 9. bis 15. Juli 2017 und vom 20. bis 26. August 2017

Leistungen:

Reise im Deluxe-Bus mit 2+1-Bestuhlung (max. 33 Personen)
3 Übernachtungen im ****Hotel «Radisson Blu», Erfurt
3 Übernachtungen im ****Radisson Blu-Hotel, Leipzig
3-mal Halbpension, 3-mal Übernachtung mit Frühstück
Reiseleitung durch Lothar Schulz

Preis:

Doppelzimmer: Fr. 1445.– pro Person
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 240.–
(Versicherungen nicht inbegriffen)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement telefonisch über Telefon 056 461 63 63. Bitte Stichwort «Platin-Club» angeben.

Informationen und Detailprogramm:

www.eurobus.ch
Veranstalter: Eurobus AG
Schwimmbadstrasse 1, 5210 Windisch

www.weltwoche.ch/platinclub



Hart auf hart

Von Wolfgang Koydl — Theresa May wünscht der EU alles Gute, solange Grossbritannien seinen Wunschdeal mit Brüssel bekommt. Ansonsten kann sie für nichts garantieren.



Eröffnungsschachzug: Premierministerin May.

Nein, das war nicht die feine englische Art, wie Britanniens Premierministerin Theresa May vor ausgewähltem Publikum die zwölf Kernpunkte und vier Grundprinzipien ihrer Brexit-Strategie vortrug. Sie erinnerte eher an einen englischen Fussballfan bei einem Auswärtsspiel seines Klubs auf dem Kontinent: Pass besser auf, damit es nichts absetzt.

Sicher: May hatte schöne, lobende, freundliche Worte für die EU, der sie alles Gute wünschte und der sie beileibe keinen Schaden zufügen wollte. Aber am Ende stand dann doch die unverhüllte Drohung: Kein Deal ist besser als ein schlechter Deal. Anders ausgedrückt: Wenn Londons Wünsche nach einer massgeschneiderten *special relationship* mit der EU nicht erfüllt werden, wird man die Süssholzraspel einpacken und andere Saiten aufziehen.

Pfeifen im Wald

Immerhin beantwortete May die immer wieder gestellte Frage, ob es denn nun ein weicher oder ein harter Austritt des Königreiches aus der Europäischen Union würde: weder noch; ein «sauberer» Brexit soll es werden – wie bei einem sauberen Amputationsschnitt, der Adern, Nerven, Sehnen und Knochen glatt durchtrennt.

Unmissverständlich machte die Regierungschefin klar, dass sie kein Problem hätte, ihr

Land notfalls aus Binnenmarkt und Zollunion zu führen, wenn Brüssel keine Zugeständnisse bei der selbständigen Kontrolle der Zuwanderung machen sollte. Das von Kommission und Rat wie ein Mantra wiederholte Prinzip von der Untrennbarkeit der vier Grundfreiheiten – freier Verkehr für Waren, Dienstleistungen, Kapital und Personen – hat sie damit ausgehebelt.

May umriss die Vision eines «wahrlich globalen Britanniens», das «über die Grenzen Europas hinausgreift» – in alle Ecken und Enden der Welt, derweil es sich daheim auf seine Eigenheiten, Merkwürdigkeiten und Besonderheiten besinnt. Das klingt kuschelig nach einem nostalgisch verklärten Grossbritannien, das es schon lange nicht mehr gibt. Tatsächlich ist das Königreich im globalen Massstab eine kleine und schrumpfende Macht.

Das weiss natürlich auch Theresa May. Deshalb muss man die harten Töne eher als Eröffnungsschachzug werten, mit dem sie vorsorglich eine extreme Verhandlungsposition absteckt. Die Reaktionen von der anderen Seite des Ärmelkanals fielen nicht weniger markig aus: Hier fuchtelten zwei waffenstarrende Kontrahenten einander mit schweren Säbeln vor dem Gesicht herum.

Doch das Gerassel kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass da zwei Leute laut pfeifend durch einen ihnen unvertrauten, dunklen Wald tapten. Es ist wie in einer Ehe: Bei einer Scheidung verlieren beide Partner. Die britisch-europäische Ehe mag zerrüttet gewesen sein, und womöglich war sie von Anfang an eine Mesalliance. Aber ihre Auflösung lässt keinen ungeschoren davonkommen. So steht etwa den 60 Milliarden Euro, die London angeblich der EU bei einem Austritt schuldet, ein Budgetloch von jährlich zehn Milliarden gegenüber, das sich beim Abschied der Briten auftut.

Letztlich ist es egal, mit welchen Vorstellungen, Zielen und Strategien Briten und Europäer in die Verhandlungen gehen. Der Brexit hat eine Eigendynamik geschaffen, die sich nicht mehr aufhalten lässt. May will, dass der Austritt ein Erfolg wird – für Grossbritannien. Die EU hingegen muss um jeden Preis verhindern, dass der Austritt ein Erfolg wird – um Begehrlichkeiten mutmasslicher Nachahmungstäter in den eigenen Reihen im Keim zu ersticken. Dieser Widerspruch lässt sich nicht auflösen. Die Trennung wird schmutzig werden. Immerhin hat Theresa May verraten, was sie vorzieht: lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.

My Way



Claude François, Sänger.

Als Paul Anka, 75, sich über Nacht umbesonnen hatte und verkündete, nicht für Donald Trump «My Way» zu singen, weil er sich um den jüngsten Sohn kümmern müsse, tönnte das ziemlich falsch, aber ehrlicher als der Song selbst. Die Selbstbeweihräucherungshymne auf Beerdigungen und ausgelutschte Karaoke-Nummer schrieb Anka selber für Frank Sinatra, der «My Way» populär machte, aber als Kitsch abtat. Anka hatte sich die Rechte für einen Dollar eingehandelt, nicht aber an der Melodie. Der Ohrwurm hiess ursprünglich «Comme d'habitude» (wie immer), und komponiert hatte die Musik Claude François, genannt «Cloclo», die Antwort Frankreichs auf die Beatles und jugendlicher Bilderstürmer des Chansons von Brassens, Brel, Bécaud, Montand, Aznavour.

Claude François kam 1939 in Ismaïlia in Ägypten zur Welt, seine italienische Mutter lehrte ihn Klavier und Geige spielen. Aber nach der Verstaatlichung des Suez-Kanals flüchtete die grossbürgerliche Familie zurück nach Frankreich und verarmte. Claude François trat in den Hotels an der Côte d'Azur als Schlagzeuger auf und tauchte mit zwanzig in Paris auf. Dünn, bleich und blond wurde er der romantische Rivale des schmuddeligen Bad Boys und Motorrad-Rockers Johnny Hallyday, den er hasste. Biografien beschreiben ihn allerdings als neurotischen, erfolgsbesessenen Perfektionsarbeiter mit einem untrüglichen Gefühl für den Massengeschmack.

1967 spielte ihm der junge Komponist Jacques Revaux ein Trauerlied auf eine verlorene Liebe vor, er nannte es «Pour moi», für mich. François versah die Melodie mit Zuckerguss und dichtete die Worte um: So entstand das bittersüsse «Comme d'habitude». Seine Kerze erlosch am 11. März 1978, als er vor der ersten Amerika-Tournee noch etwas ausschlafen wollte in seinem Appartement am Boulevard Exelmans in Paris. Offenbar störte ihn die defekte Beleuchtung im Badezimmer. Cloclo stand in der Wanne auf, griff nach der Glühbirne und wurde von einem Stromstoss dahingerafft. Peter Hartmann

Gute Geschäfte

Von Florian Schwab —
Je wichtiger Peking, desto unwichtiger Brüssel.



Präsident Xi Jinping.

Der Staatsbesuch des chinesischen Präsidenten Xi Jinping ist auch aus wirtschaftlicher Sicht ein bedeutendes Ereignis. Schweizer Geschäftsleute, die regelmässig nach China reisen, wissen: Peking sieht in der Schweiz einen privilegierten Partner in Europa.

Das Reich der Mitte ist kulturell nicht darauf angelegt, ein anderes Land als wichtiger aufzufassen als sich selbst. Das Sendungsbewusstsein der Europäischen Union weckt daher in Peking eher Skepsis, ebenso das zur Schau gestellte Selbstbewusstsein der Franzosen. Demgegenüber gilt die Schweiz als pragmatisch. Die kulturell auf Konsens und Austausch bedachten Schweizer verstehen sich gut mit der bedächtigen und auf lange Frist angelegten Mentalität der Chinesen.

Der EU voraus

In China rechnet man es der Schweiz hoch an, dass Firmen wie Schindler oder Ems-Chemie seit Jahrzehnten in dem Land tätig sind, und dies nicht vor allem aus Kostengründen. Darum ist es kein Zufall, dass Bern mit Peking bereits 2013 ein Freihandelsabkommen abschliessen konnte, während die EU noch immer auf einen solchen Vertrag wartet.

Die Zahlen der Eidgenössischen Zollverwaltung illustrieren den grossen Erfolg: Der Wert der Schweizer Exporte nach China hat sich zwischen 2000 und 2015 mehr als sechsfacht: von 1,4 Milliarden auf 9 Milliarden Franken. Erfreulicherweise gibt es zwischen der Schweiz und China auch keinen dramatischen Überhang der Importe gegenüber den Exporten, wie er etwa die Beziehung zwischen China und den USA belastet.

Der Handel mit China trägt zur Diversifizierung bei: Die Schweiz ist heute weniger auf Brüssel angewiesen als noch vor fünfzehn Jahren. Gingen damals 63 Prozent der Schweizer Exporte in die EU, sind es heute noch 53 Prozent. Neben China sind die USA ein wichtiger Wachstumsmarkt für Schweizer Firmen. Der Schweizer Wohlstand wird demnach zunehmend dank Zusammenarbeit mit Wirtschaftspartnern ausserhalb der unmittelbaren Nachbarschaft erwirtschaftet.

Volkssturm der Empörung

Von Peter Keller — Deutschland verschärft seine Asyl- und Migrationspolitik. Justizministerin Simonetta Sommaruga bockt weiter und gefährdet damit die Sicherheit der Schweiz.

Der Sonntagabend in Deutschland gleicht einem Hochamt. Zuerst schaut die Nation den «Tatort», dann folgt der wichtigste Polit-Talk des Landes: «Anne Will». Das vergangene Wochenende zeigte, wie sehr sich die politische Tektonik unseres Nachbarn verschoben hat. Im Kölner «Tatort» formiert sich in einem Problemviertel, wo Nordafrikaner das Drogengeschäft dominieren, eine Bürgerwehr namens «Wacht am Rhein». Im Anschluss diskutierte die «Anne Will»-Runde unter der Überschrift «Bürger verunsichert – Wie umgehen mit kriminellen Zuwanderern?» Nur schon vor einem Jahr wäre eine solche Fragestellung im öffentlich-rechtlichen Fernsehen undenkbar gewesen.

Mehr noch als die Geschehnisse im Jahr 2015 war es der diesjährige Silvesteraufmarsch von nochmals Hunderten von offensichtlich gewaltbereiten Arabern, der die Sicherheitsdebatte in Deutschland befeuerte. Den Funken zündete die Grünen-Chefin Simone Peter. Sie kritisierte den Kölner Polizeieinsatz, weil die Beamten vornehmlich «nordafrikanisch» aussehende junge Männer – «Nafris» – kontrolliert hätten. Ihr Statement löste einen Volkssturm der Empörung aus.

Simone Peter gehörte ebenfalls zur Sonntagsrunde und stotterte sich durch die Sendung. Die türkischstämmige Journalistin Düzen Tekkal hielt den Grünen eine «bigotte» Haltung in der Flüchtlingspolitik vor. Man unterscheide nicht einmal zwischen einem «Fake-Refugee» und einem echten Flüchtling».

Anis Amri führt Rechtsstaat vor

Das Vertrauen der Bevölkerung in den Rechtsstaat ist erschüttert. Dafür steht der Fall des Tunesiers Anis Amri. Er ist 2011 mit Schleppern nach Italien gekommen. Er gibt sich als minderjähriger Asylbewerber aus. In der Schule terrorisiert er seine Mitschüler, verprügelt einen Erzieher, zündet die Unterkunft an. Nach der Verurteilung muss er mehrmals das Gefängnis wechseln, weil er Wärter angreift, die Zelle verwüstet. Er kommt in Abschiebehaf und wird schliesslich entlassen, weil Tunesien seine Aufnahme verweigert. Amri taucht unter, zuerst in der Schweiz, dann reist er nach Deutschland und meldet sich wieder als Asylsuchender. So geht es weiter. Er wechselt die Namen, handelt mit Drogen, gibt sich als politisch Verfolgter aus, wird wieder gewalttätig, taucht unter, wird mit Drogen und gefälschten Pässen nahe der Schweizer Grenze aufgegriffen und bereits am

nächsten Tag wieder entlassen – auf Anordnung der Ausländerbehörde. Zeitweilig wird Amri überwacht wegen seiner Nähe zur islamistischen Szene. Schliesslich rast er mit einem gekaperten Lastwagen in einen Berliner Weihnachtsmarkt und tötet elf Menschen.

2017 ist Wahljahr in Deutschland. Der Mix aus Amri, Asylchaos und AfD treibt die Innenpolitik voran. Während die Grünen gefangen bleiben in ihrer eigenen politisch korrekten Verklemmtheit, schaltet die SPD auf Attacke. Justizminister Heiko Maas verlangt mehr Druck bei Abschiebungen. Vizekanzler Sigmar Gabriel, ebenfalls von der SPD, will die Entwicklungshilfe für Staaten wie Tunesien oder Marokko abhängig machen von deren Kooperationsbereitschaft bei Rückübernahmen.

In der Schweiz herrscht dagegen Windstille. Die für Asyl und Migration zuständige Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) bockt und blockt weiter. Unter ihr gibt es keine Verknüpfung der Entwicklungshilfe mit der Durchsetzung von Migrationsabkommen, sie zeigt keine klare Kante gegenüber Asylmigranten aus Eritrea, verfügt keine systematischen Grenzkontrollen. Statt abzuschieben, werden Tausende illegale Einwanderer «vorläufig» aufgenommen. Dass die Zeitbombe Anis Amri in Deutschland detonierte, war Zufall. Wann wird der Zufall in der Schweiz ankommen?



Zeitbombe: Justizministerin Sommaruga.

Schamlose Gewerkschaften

Von René Zeller — Mehr noch als die FDP freut sich der Gewerkschaftsbund über die Nichtumsetzung des Zuwanderungsartikels. Die «Light»-Version soll weiter verwässert werden.

Er mattet von der epischen Kontroverse um die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative blickt die Schweiz nach Österreich. Dort plädiert der neue Kanzler Christian Kern neuerdings für den Vorrang einheimischer Arbeitnehmender. Wenn die Forderung des SPÖ-Chefs Anklang fände, würde Österreich das Prinzip der Personenfreizügigkeit in der EU einschränken.

Exakt die gleiche Absicht verfolgte die Masseneinwanderungsinitiative, der die Schweizer Stimmberechtigten am 9. Februar 2014 zugestimmt hatten. Doch der Berg hat bekanntlich eine Maus geboren. Der Vorrang für Schweizer auf dem hiesigen Arbeitsmarkt mutierte in der parlamentarischen Beratung zunächst zu einem «Inländervorrang light» und schliesslich zu einem «Arbeitslosenvorrang mini».

Rechsteiner legt nach

Als Urväter dieser Slalomfahrt gelten die freisinnigen Gesetzestüftler Kurt Fluri und Philipp Müller. Ihre Konzepte reüssierten, weil SP und Grüne ihr Plazet zu einer unheiligen Allianz gaben und darauf verzichteten, weitere arbeitsmarktpolitische Schutzwälle einzufordern.

Doch wer glaubt, die Linke gebe sich mit dem Erreichten zufrieden, unterschätzt namentlich die mit der Ratslinken eng verbandelten Gewerkschaften. Der St. Galler SP-Ständerat Paul Rechsteiner, der seit einer gefühlten Ewigkeit den Schweizerischen Gewerkschaftsbund präsidiert, hielt sich in der Ratsdebatte zwar vornehm zurück. Doch unmittelbar nach geschlagener Schlacht erinnerte er selbstzufrieden daran, dass die den Arbeitgebern auferlegte Meldepflicht für offene Stellen erstmals im Januar 2016 von den Gewerkschaften ins Spiel gebracht worden sei. So gesehen, sei die getroffene Lösung als voller Erfolg zu bewerten. Nur etwas fehle noch, so Rechsteiner: «mehr statt weniger Schutz für die Arbeitnehmenden».

Jetzt legt der Gewerkschaftsbund nach. Sein Vorstand verlangt, dass der vom Parlament beschlossene Arbeitslosenvorrang konsequent umgesetzt werden müsse, damit die Arbeitslosen künftig rascher eine Stelle fänden – und zwar «unabhängig von der Farbe ihres Passes». Will heissen: Der Begriff des Inländervorrangs, den der österreichische Sozialdemokrat Kern postuliert, existiert im Vokabular von Rechsteiner und Co. gar nicht mehr.

Aufgepfropft auf die Schweizer Lösung werden sollen: ein besserer Kündigungsschutz,



Grenzenlos dreist: SP-Ständerat Rechsteiner.

Verschärfungen zum Schutz vor Lohndumping, höhere Sanktionen bei Missbrauch, höhere Mindestlöhne, tiefere Hürden bei der Allgemeinverbindlichkeitserklärung von Gesamtarbeitsverträgen, mehr Kontrollen. Essenziell sei überdies, so der Vorstand des Gewerkschaftsbundes, dass der Arbeitslosenvorrang auch für Grenzgänger gelten müsse.

Gössi im Lotterbett

Es sei den gewerkschaftlichen Strippenziehern nicht verwehrt, für ihre Interessen zu lobbyieren. Doch was Paul Rechsteiners Truppe im Nachgang zur Ratsdebatte vorlegt, muss gleichwohl als dreist bezeichnet werden. Volk und Stände hiessen einen Verfassungsartikel gut, der die Zuwanderung eingrenzen wollte. Wenn jetzt die Linke fordert, dass besagte Verfassungsnorm zu einem Vehikel für einen grenzüberschreitenden Vollkasko-Arbeitnehmerschutz umfunktioniert wird, so wird der Volkswille definitiv ad absurdum geführt.

Der FDP-Präsidentin Petra Gössi schwebt vor, einen «New Deal» mit der Wirtschaft zu erwirken. Das würde voraussetzen, dass sie sorgsamer prüft, ob Allianzen mit Sozialdemokraten und Gewerkschaften tatsächlich hilfreich sind. Wer sich sorglos mit Paul Rechsteiner ins Lotterbett legt, dient der Wirtschaft kaum.

Du gut, wir böse

Von Rico Bandle — Der «Tatort» will uns über Flüchtlinge belehren.

Irgendwann musste es ausgesprochen sein. I«Mensch», sagte die aufgebrachte Kommissarin, «die Hautfarbe und die Nationalität hat doch gar nichts mit Gut und Böse zu tun!»

Es ist Sonntagabend, «Tatort»-Zeit auf den öffentlich-rechtlichen Sendern Deutschlands, Österreichs und der Schweiz – zu dieser Zeit trifft seit Jahrzehnten Verbrechensaufklärung auf weltanschauliche Belehrung.

Wann immer möglich, wird ein «aktuelles Thema» aufgegriffen. Die letzten beiden Sonntage ging es um Flüchtlinge. Und beide Male bediente man sich derselben Schablone: Eine Einheimische beziehungsweise ein Einheimischer wird in Deutschland tot aufgefunden. Der Verdacht fällt sofort auf einen muslimischen Flüchtling. Der geübte «Tatort»-Zuschauer weiss jedoch: Der erste Verdacht erweist sich in der Regel als komplett falsch. So auch hier. Nicht ein Flüchtling ist der Täter, sondern ein fremdenfeindlicher Deutscher.

Die Botschaft ist unmissverständlich: Gefährlich sind nicht die traumatisierten Migranten, sondern die Rechtsextremen. Der umgekehrte Fall ist im hiesigen Fernsehen nicht



Falscher Verdacht: «Tatort».

denkbar, niemand will sich dem Vorwurf aussetzen, «Ressentiments zu schüren».

Es ist weniger das transportierte Weltbild, was stört – daran hat man sich längst gewöhnt. Sondern dass überhaupt eines transportiert wird. Ein «Tatort»-Kommissar kann alle möglichen Psychosen haben, sein Glaube an das Gute bleibt unerschütterlich. Und das muss er auch ständig betonen. Als seien die Zuschauer begriffsstutzige Minderjährige.

Es sollen keine Zweifel daran aufkommen, dass die Macher auf der richtigen Seite stehen. Dies scheint bei politisch brisanten «Tatort»-Themen höchste Priorität zu haben. Man möchte den Verantwortlichen zurufen: «Dreht doch einfach einen guten Krimi!»

Personenkontrolle

Heer, Volontè, Brasseur, Wyss, Tschäppät, von Graffenried, Balsiger, Hölzle, Warnking, Dieterle, Egloff, Amstutz, Stahl, Widmer-Schlumpf, Landolt, Badran, Straumann, Laeri

Neues in Sachen Korruptionsfall «Europarat». Die Schweizer Delegation hat am letzten Freitag einstimmig beschlossen, dem Büro des Europarats einen Brief mit der Forderung zu schreiben, dass den Korruptionsvorwürfen durch die zuständigen Organe des Europarats nachgegangen wird. Dies erklärt Nationalrat **Alfred Heer** (SVP) auf Anfrage der *Weltwoche*. Diese hatte in ihrer letzten Ausgabe berichtet, dass eine Abstimmung in der Parlamentarischen Versammlung des Europarats über politische Gefangene in Aserbaidschan mutmasslich gekauft war. Die Staatsanwaltschaft Mailand ermittelt in dieser Sache gegen den ehemaligen Abgeordneten **Luca Volontè** (Gruppe der Volksparteien). Prominente Politiker wie die ehemalige luxemburgische Ministerin und Europarats-Parlamentarierin **Ann Brasseur** (Liberale) hatten in der *Weltwoche* gesagt, der Fall müsse restlos aufgeklärt werden. Dass die selbsternannten «Hüter der Menschenrechte» möglicherweise käuflich sind, kommt nicht nur in der Schweiz schlecht an. Die Parlamentarische Versammlung des Europarats wählt auch die Richter an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. (gut)

Seit Jahren schien SP-Frau **Ursula Wyss** gesetzt als Nachfolgerin ihres Genossen **Alexander Tschäppät** im Berner Stadtpräsidium. Am Sonntag aber ging sie in der Stichwahl gegen **Alec von Graffenried** von der Splitterpartei GFL unter. Warum? Der Kommunikationsberater **Mark Balsiger** erinnert in einem aufschlussreichen Blogbeitrag daran, dass es bei Exekutivwahlen nicht auf die Inhalte, sondern auf das Image ankommt. Die promovierte Ökonomin Wyss, die Wert auf ihren Dokortitel legt und ihre Kinder in eine Privatschule schickt, gilt aber seit je als unnahbar. Und sie arbeitete hart an ihrem Ruf, so bei einem Sommerfest zum 150-Jahre-Jubiläum des städtischen Tiefbauamtes, wie der Blogger schreibt: «Nur jemand fehlte: die Direktorin für Tiefbau, Verkehr und Stadtgrün. Beim Essen war das Thema gesetzt.» «Stapi Tschäppu» – was immer man gegen ihn sagen konnte – nahm sich Zeit für jede Hundsverlochete, seine quasi gesetzte Nachfolgerin nicht einmal für ihre wichtigste Veranstaltung. (sär)



«Gekaufte Abstimmung?» Luca Volontè.



«Vollpfosten»: Jacqueline Badran.

Grosserfolg für den Wirtschaftsstandort Schweiz: Der kalifornische Internetgigant Google erschliesst in den oberen Etagen der Sihlpost sowie in der Europaallee Büroflächen für bis zu 5000 Mitarbeiter, vor allem Softwareentwickler. Zur Eröffnung des neuen Standorts kam ein Schweizer Google-Genie der ersten Stunde nach Zürich: der ursprünglich aus Liestal stammende Topmanager **Urs Hölzle**. Die hartnäckigen Bemühungen der Journalisten, den Google-Managern etwas Kritisches zur Masseneinwanderungsinitiative oder zur angeblichen Fremdenfeindlichkeit der Schweizer zu entlocken, liefen ins Leere. Im Gegenteil: Schweiz-Chef **Patrick Warnking** betonte die Begeisterung von Google für das im Inland vorhandene Humankapital. (fsc)

Als **Rudolf Dieterle** als Direktor des Bundesamts für Strassen wirkte, fiel er durch behördlich bestätigte Inkompetenz und Vetternwirtschaft auf. Nach seiner Pensionierung verpflichtete Basel ihn als «Koordinator» für die Bahnprobleme der Stadt. «Ich weiss, was Basel-Stadt will und was der Bund braucht», lobte sich Dieterle anlässlich seines Antritts. Ein Knoten existiert in der Stadt am Rhein seit langem: Die Passerelle über die Gleise ist seit ihrer Eröffnung 2003 zu schmal und darum ein chronisches Hindernis für die Pendler. Wie Tele Basel aufdeckte, schieben sich der Kanton, der Bund und die SBB gegenseitig die Verantwortung für das leidige Problem zu. Koordinator Dieterle scheint derweil bereits überfordert. «Man kann nicht einfach sagen: «Jetzt machen wir die Passerelle breiter oder suchen eine einfache Lösung», dozierte er gegenüber Tele Basel. Es sei alles «ein bisschen komplizierter». (are)



«Nur jemand fehlte»: Ursula Wyss.



«Nicht ohne ihre Mutter»: Patrizia Laeri.

Anfang dieser Woche entschied die Rechtskommission des Nationalrats mit 13 zu 12 Stimmen, sogenannte Internetsperren aus dem Entwurf für ein neues Geldspielgesetz zu verbannen – ein Anliegen der Digitalwirtschaft, die in Internetsperren ein unheilvolles Präjudiz für den Umgang mit Freiheit im Internet sieht. Pikanterweise stimmte die gesamte FDP-Vertretung in der Kommission für das unliberale Instrument. Die SVP lehnte die Internetsperren ebenso geschlossen ab, wobei es dem Vernehmen nach beim Zürcher Nationalrat **Hans Egloff** einiges an Überzeugungsarbeit brauchte. Ob die Nein-Front allerdings von Dauer sein wird, ist zweifelhaft. SVP-Fraktionschef **Adrian Amstutz** und sein Winterthurer Parteikollege **Jürg Stahl** gelten als verlässliche Lobbyisten für die Sport-Millionen aus dem Glücksspieltopf. Diese Pfründe soll verteidigt werden, indem der Internetzugang zu ausländischen Glücksspiel-Seiten technisch erschwert wird. (fsc)

Die BDP hat ein Problem. Seit sich **Eveline Widmer-Schlumpf** in die Bündner Berge zurückgezogen hat, ist es still geworden um die ein-

stige Bundesratspartei. Und dies, obschon BDP-Präsident **Martin Landolt** alles unternimmt, um zu beteuern, dass die Schweiz die BDP brauche. An der jüngsten Delegiertenversammlung kündigte er an, er wolle eine Revolution der Vernunft anzetteln. Aufgabe der BDP sei es nämlich, den grassierenden Populismus zu stoppen. Landolt geisselte nicht nur nationalkonservative Populisten, sondern auch die linken Klassenkämpfer, die nicht weniger populistisch agierten. Daraus folgert Landolt: «Wenn Linkspopulismus die Antwort auf Rechtspopulismus ist, dann gewinnt am Schluss niemand anders als der Populismus.» Ob die BDP mit antipopulistischer Revolutionsrhetorik wieder auf die Erfolgsspur zurückfinden wird? (rz)

Gut, gibt es auf Twitter eine Instanz, die immer weiss, wie es ist, auch wenn sie es meist nicht mit der Grammatik und den Fakten hat: **Jacqueline Badran** alias #jaybadran. «Vollposten», wütete die Zürcher SP-Nationalrätin in ihrer unnachahmlichen Art, als der Wirtschaftshistoriker **Tobias Straumann** in der «Rundschau» die Frage des Interviewers bestätigte, dass sich das Tiefhaltende der Unternehmenssteuern «langfristig bisher immer ausgezahlt» habe. «Das machen wir ja erst seit 1998 (USR1)», wies die Politikerin den Professor zurecht. Und einem Twitterer, der sich an ihrem Umgangston stiess, gab sie zurück: «Vollposten finde ich noch nett angesichts seiner faktenfreien Fehlaussagen.» Fakt ist allerdings: Der führende Wirtschaftshistoriker sagte nur, die Schweiz brauche in der internationalen Konkurrenz tiefe Unternehmenssteuern; das bringe ihr erfahrungsgemäss Erfolg. Er sprach gar nicht von den beiden bisherigen Revisionen – und auch nicht davon, dass sich dank diesen Revisionen die Unternehmenssteuererträge seit 1990 vervierfacht haben. (sär)

Wer im Fernsehen moderiert, steht im Fokus der Öffentlichkeit. Auch **Patrizia Laeri**, die smarte Börsenfrau vom Leutschenbach, sorgt regelmässig für Schlagzeilen. Weil sie unlängst an der Zürcher Goldküste ihr Domizil gewechselt hat, gewährte sie der *Zürichsee-Zeitung* ein Interview. Darin beweist die TV-Lady, dass sie Krallen an den Fingern hat. Sie liebe die autofreie, kohlestofffreie Fläche des Sees; das sei für sie als «ehemalige Öko-Radikale wichtig». Ziemlich radikal argumentiert die gelernte Ökonomin und Mutter zweier Kinder auch in Genderfragen. Dass die SVP in den letzten Bundesratswahlen keine Frau aufgestellt habe, sei ein klarer Rückschritt. Sie sei jetzt gespannt, ob das neue Parlament den Widerspruch zwischen Wirtschaftsfreundlichkeit und unverändert fehlender Integration von Frauen endlich auflöst. Ohne ihre Mutter, so Laeri, würde bei ihr nämlich alles zusammenbrechen. (rz)

Nachruf



«Royal Rebel»: Lord Snowdon.

Antony Armstrong-Jones, 1st Earl of Snowdon (1930–2017). — Der begnadete Prominenten-Fotograf lieferte in den Siebzigern ein Vorspiel zu den Skandalen, die das englische Königshaus später erschütterten. Lord Snowdon trennte sich 1978 von Prinzessin Margaret, der Schwester von Königin Elisabeth nach achtzehn Jahren turbulenter Ehe, in der Seitensprünge und Versöhnungsrituale zum Liebesalltag gehörten.

Snowdon, laut *Daily Mail* der «Royal Rebel», dankte es den Windsors auf seine unkonventionelle Art, dass sie ihn als ersten Bürgerlichen nach vierhundert Jahren in ihren erlauchten Kreis aufgenommen hatten: Etikette und Konventionen waren ihm schnuppe, dafür versprühte Lord Snowdon einen liebenswürdigen Charme, dem sich kaum eine Lady entziehen konnte, wenn er es auf sie abgesehen hatte.

Der junge Antony Armstrong-Jones wuchs als Wohlstandsverwahrloster in den zerrütteten Verhältnissen reicher Londoner Eltern in Belgravia auf. Er kam zum Architekturstudium nach Cambridge und scheiterte; der Student fühlte sich zum Künstler berufen. Snowdon nahm sich fotografisch behinderter Kinder an, weil er selbst unter den Folgen einer Polio-Erkrankung gelitten hat. Seine Fotos hatten Erfolg; er wurde Hoffotograf der Royals und lernte Prinzessin Margaret an ihrem 29. Geburtstag kennen, die ihrerseits bereits eine bewegte Vergangenheit hinter sich hatte. Die beiden heirateten mit der Erlaubnis der Queen, fanden aber kein Glück miteinander. Dennoch blieb der liebenswürdige Lord stets in der Gunst des englischen Adels. Er verstarb letzte Woche in Kensington.

Rolf Hürzeler



Bitterer Triumph: Udo Ulfkotte.

Udo Ulfkotte (1960–2017) — Einst gehörte er zu Deutschlands journalistischer Elite. Als Auslandsredaktor der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* hat man einen der begehrtesten Posten in der Medienwelt errungen. Doch irgendwann passte es nicht mehr zusammen: das Bild der Welt, wie es sich Udo Ulfkotte darstellte, und jenes, wie es die FAZ dargestellt haben wollte.

Mit der Trennung von dem Blatt veränderte sich alles: Die Kollegen schmähten ihn im besten Fall als verschroben, im schlimmsten Falle als Verschwörungstheoretiker. Niemand verlässt ungestraft den publizistischen Mainstream. Denn Udo Ulfkotte schrieb, was andere beschönigten: vom Islam als Bedrohung unserer Kultur, von «bildungsresistenten Migranten», für die Unsummen aufgewendet werden, vom Versagen des Rechtsstaates, von gekauften Journalisten.

Wohl gemerkt: Er schrieb dies alles bereits vor fünf, zehn, fünfzehn Jahren und nicht erst unlängst. Die Mischung aus Kolportage, Meinung und gefilterten Fakten machte Udo Ulfkotte zu einem der erfolgreichsten Sachbuchautoren deutscher Zunge – weshalb sich wohl auch mehr als ein Quäntchen Neid in die Verachtung der Kollegen mischte.

Sein bitterer Triumph bestand darin, dass er recht behielt – so gut wie immer. Erst wenige Tage vor seinem Tod verlor *Zeit*-Herausgeber Josef Joffe einen Prozess gegen das ZDF, das ihm nun weiter Interessenskonflikte vorhalten darf – wie das Ulfkotte als Erster behauptet hatte.

Die FAZ, für die Udo Ulfkotte siebzehn Jahre lang tätig war, würdigte seinen Tod übrigens mit keinem Wort. Das ist schäbig. Wenn auch nicht weiter überraschend.

Wolfgang Koydl

Olympisches Wintermärchen

Von Christoph Mörgeli — Tagträumer und regionalpolitische Schlaumeier erhoffen sich von Olympischen Winterspielen die Erlösung von Strukturproblemen. Ein teurer Fehlschluss.

«Ja, wir können das!», verkündete Nationalratspräsident Jürg Stahl (SVP) im jüngsten *Sonntagsblick*. Spätestens seit Barack Obama und Angela Merkel mahnen solch kraftmeierische Parolen zur Vorsicht. Erst recht, wenn sich der neugewählte Chef von Swiss Olympic auf die Durchführung von Olympischen Winterspielen im Jahr 2026 bezieht. Stahl erinnert dabei an die erfreulichen Erfahrungen von St. Moritz. Tatsächlich kam der Engadiner Kurort 1928 den topfebenen Niederlanden zu Hilfe, die vor den Sommerspielen in Amsterdam nicht – wie damals üblich – auch die Winterolympiade ausrichten konnten. 1948 hatte die neutrale Schweiz mit dem strahlenden St. Moritz mitten im kriegsversehrten Europa noch einmal die besten Karten. Im Unterschied zu 2026 handelte es sich damals um idyllische Grössenverhältnisse mit Amateursportlern in einer finanziell praktisch staatsfreien olympischen Sphäre. Das bürokratische Ungetüm eines eidgenössischen Sportdepartements war noch nicht geboren.

Auch später bewarben sich immer wieder Schweizer Städte und Regionen um die Austragung der Winterspiele. Die vernünftigen Berner versenkten 2002 ihr Projekt wegen Kosten, Immissionen und zu erwartender Umweltschäden. Lausanne zog seine Kandidatur für 1994 nach einem Referendum zurück. Die unermüdlichen Walliser scheiterten für 1976, 2002 und 2006. Während hierzulande nur die erschütterte Miene von Adolf Ogi bei der Verkündung des Austragungsortes Turin in Erinnerung geblieben ist, kämpfen die Norditaliener noch heute mit einem finanziellen und baulichen Desaster – wie übrigens auch Lillehammer. Unvergessen bleibt die zum Glück nichtansteckende Olympia-Infektion der hyperaktiven Zürcher Stadtpräsidenten Sigmund Widmer und Elmar Ledergerber, die am störrischen Volk gescheitert sind.

Leider intakte Chancen

Dennoch bleiben die Chancen, dass die Schweiz gelegentlich den Zuschlag für Olympische Winterspiele erhält, durchaus intakt. Denn sie gilt als zahlungskräftig, zahlungs-

willing und zahlungstreu. Auch ist die Winterolympiade im Vergleich zu den Sommerspielen um ein Vielfaches weniger attraktiv, ja geradezu ein verschupftes Stiefkind. Nur gerade ein knappes Dutzend Nationen kämpft ernsthaft um Medaillen. Und zwar bei Sportarten, die – abgesehen vielleicht vom Skifahren – keine nennenswerte Breitenwirkung entfalten. Trotzdem erwartet Swiss-Olympic-Präsident Jürg Stahl «einen enormen Impuls, vor allem im Nachwuchs- und Breitensport». Tatsache ist indessen, dass heute bereits eine mediale Überfütterung mit nordischen und alpinen Wettkämpfen herrscht. Biathlon ist eine so gut wie rein germanische

Disziplin und interessiert nur noch die Deutschen. Apropos Breitenwirkung: Kennt jemand den Nordisch-Skispringclub Wohlen? Oder die Skeleton-Vereinigung Udligenswil? Oder die Eisschnelllauf-Sektion Büren an der Aare?

Die grösste Gruppe von Nachahmern bilden allenfalls die Skifahrer und Snowboarder. Doch dummerweise haben die erfolgreichen Skinationen allesamt ihre eigenen Wintersportregionen und reisen nicht in die Schweizer Alpen. Und wer auf den weltweiten Skiboost hofft, kennt die Welt nicht: Chinesen, Inder oder Amerikaner des südlichen wie nördlichen Kontinents

tummeln sich zwecks Fotoshooting zwar gerne eine halbe Stunde im Schweizer Schnee, fürchten sich aber so sehr vor dem Skisport wie die Bündner vor der bevorstehenden Olympia-Abstimmung.

«Bescheidene Spiele» – ein Trugschluss

Nach dem Sotschi-Schock mit Putins Politpropaganda, Doping-Dauerskandalen und ungezügelter baulicher Grössenwahn rief das Internationale Olympische Komitee (IOC) mit einer «Agenda 2020» zu mehr Flexibilität auf. Nur wäre es naiv, zu glauben, dass deswegen die lokalen Bewerber den sportlichen Anlass zu «einfachen Spielen» zurückbauen können. Vielmehr binden sie sich mit Forderungen der Sponsoren und mit mehrtausendseitigen Knebelverträgen des IOC. Deswegen haben München und Oslo bereits dankend verzichtet. Die Liste der Sonderwünsche der IOC-Funktionä-



Tatsache ist indes, dass eine mediale Überfütterung mit nordischen und alpinen Wettkämpfen herrscht.



Eine hübsche Milliarde: Olympia-Kandidat

re brachte bei den Norwegern das Fass zum Überlaufen: Empfang beim König, eigene Fahrspuren auf den Strassen, teures Handy für jedes Mitglied, Verpflegung rund um die Uhr. Die Winterspiele von 2018 in Südkorea und 2022 im Smog-verseuchten Peking dürften trotz «Agenda 2020» punkto Gigantismus alles bisher Dagewesene noch einmal in den Schatten stellen.

Im Dezember 2016 sind zwei regionale Kandidaturen bei Swiss Olympic eingereicht worden: Die Kantone Wallis, Waadt, Freiburg und Bern sehen Sion als Gaststadt vor, während «Graubünden und Partner» aus lokalpolitischen Erwägungen auf St. Moritz, Davos, Arosa, Lenzerheide, Flims/Laax, Chur und ungefragt auch noch auf andere Orte ausserhalb des Kantons setzen. Wenn sich nun muntere Aufrufe für eine nationale Lösung aussprechen, widerspräche die landesweite Atomisierung der Olympiade dem gewünschten internationalen Austausch und dem Gedanken der Begegnung im olympischen Dorf. Abgesehen davon wäre es für die Zuschauer wenig attraktiv, die verschiedenen Wettkämpfe in der ganzen Schweiz zusammensuchen zu müssen. Auch müsste dann das ganze Land ins Sicherheitsdispositiv einbezogen werden. Der Himmel wäre voller Helikopter, die Milliardenzahlung des Bundes unumstössliche Tatsache und Bundesrat Guy Parmelin als Sportminister jahrelang gebunden, statt dass er sich um die Landesverteidigung kümmern könnte. Die Schweiz befände sich über zwei Monate quasi



St. Moritz.

im Belagerungszustand durch das Aufgebot der ganzen Armee.

Strukturwandel in der Ferienecke

Bereits hat sich der Bundesrat demonstrativ hinter eine Schweizer Olympia-Kandidatur gestellt. Dies war vor allem ein Signal an die Bündner, die am 12. Februar über einen «Brutto-Verpflichtungskredit» von 25 Millionen Franken für die Bewerbung um die Olympischen und Paralympischen Spiele 2026 entscheiden. Viele direkte Nutzniesser scheinen sich davon die Erlösung von fast allen Strukturorgen des Kantons zu erhoffen. Touristisch war schon der Slogan «Die Ferienecke der Schweiz» ein Fehlschlag. Wer verlässt schon gerne das Zentrum, um in eine Ecke zu reisen?



Breitenwirkung? Nationalratspräsident Stahl.

Über Jahrzehnte wartete Graubündens Tourismus auf pünktlich eintreffenden Schneefall und auf ebenso pünktlich eintreffende Feriengäste. Und verpasste in der Herrlichkeit des glitzernden Pulvers manche notwendige Innovationen. Während sich der globale Sommertourismus auch vor dem Matterhorn, auf dem Jungfrauoch und auf der Titlis-Spitze abspielt, hat das Land der tausend Berge und tausend Täler den Sommer noch immer nicht wirklich entdeckt. Umso findiger sind die Bündner bei den Olympischen Winterspielen samt der damit verbundenen Möglichkeit eines milliardenschweren Geldflusses in Richtung Südostschweiz.

Eine nachhaltige Alternative zur ebenso notwendigen wie schmerzhaften Neuerfindung des Kantons ist das nicht. Statt alle Hoffnungen in Olympia zu setzen, müsste sich Graubünden – gerade nach einer Annahme der Unternehmenssteuerreform III – ernsthafte Gedanken machen, wie es jenseits des Tourismus innovative Hightech-Unternehmen anlocken und Arbeitsplätze schaffen könnte. Mit einer gerade mal zwei plus zwei Wochen dauernden olympischen Leuchtrakete im Jahr 2026 wird längerfristig wenig gewonnen, aber erneut viel verschlafen.

Nur schon die Art und Weise, wie St. Moritz und Davos bei ihrem letzten Versuch für 2022 budgetiert haben, lässt auch für 2026 Schlimmstes erahnen. So erwartete das Komitee unter Gian Gilli Lohnkosten von nur gerade 289 000 Franken, also etwas mehr als das

Jahresgehalt zweier durchschnittlicher Bundesbeamter. Die gesamte Sicherheit schlug mit 120 000 Franken zu Buche. Um die Realitätsnähe solcher Zahlen zu überprüfen, genügt ein Blick auf die Sicherheitskosten von nahezu zehn Millionen Franken für das viertägige Weltwirtschaftsforum in Davos. In Vancouver kostete die Sicherheit der Olympischen Winterspiele 900 Millionen Franken.

Als Beitrag des Bundes setzten die Bündner mit ihrem jährlichen Kantonsdefizit von hundert Millionen Franken fröhlich eine hübsche Milliarde ein, die ihnen damals Sportminister Ueli Maurer als «politisches Zeichen» auch grosszügig versprochen hatte – von Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf gab's selbstverständlich keinen Widerspruch. Die Vorlage der Bündner Schlaumeier vom 12. Februar lagert das finanziell unattraktive Medienzentrum nach Zürich aus und rechnet mit den Stadien der Limmatstadt ebenso wie mit der Eishalle von Kloten. Der Zürcher Stadtrat hat seine Beteiligung aber bereits deutlich verweigert, womit die Bündner Volksabstimmung eigentlich zur Makulatur wird. Aus der Presse erfuhr Rapperswil-Jona von seinem Glück, ebenfalls einen Beitrag zu den Spielen leisten zu dürfen – eine Stadt also, die schon heute mit dem Verkehrskollaps kämpft. Auch das notorisch klamme Winterthur darf am Rande etwas mittun. «Graubünden und Partner» im Jahr 2026 ist ein ziemlich durchsichtiges Projekt: Graubünden kassiert, die Partner zahlen. ○

Der Spielverderber

Von Rico Bandle — Er ist der vehementeste Gegner der Olympiakandidatur Graubündens. SP-Politstar Jon Pult hat es mit dem gesamten Establishment des Kantons aufgenommen, insbesondere dem mächtigen Medienunternehmer Hanspeter Lebrument.

Es war einer der grossen Momente des Jon Pult. «Nicht einmal Fidel Castro hat so sauber autoritär argumentiert!», sagte er im Grossen Rat des Kantons Graubünden.

Angesprochen war Hanspeter Lebrument, Bündner Medienpatriarch, Besitzer fast aller privaten Zeitungstitel, Radio- und Fernsehstationen im Kanton. Seit Monaten werben die Lebrument-Blätter für Olympia. Pult wirft dem «Alpen-Murdoch» vor, seinen Journalisten die «klare Order» ausgegeben zu haben, «fröhliche Propaganda» für die Kandidatur zu machen. Der Verleger unterbinde jegliche kritische Berichterstattung. Als Beleg zitierte Pult eine Aussage Lebruments im Radio SRF. Auf die Frage, ob seine Journalisten auch gegen die Kandidatur schreiben dürften, sagte Lebrument lapidar: «Gibt es denn überhaupt Gründe gegen Olympia?»

Lebrument liess den Angriff des Jungpolitikers nicht auf sich sitzen. «Wenn mir jemand an den Grind haut, so haue ich halt zurück», sagt der Unternehmer. In seiner Zeitung *Südoschtweiz* schrieb er: «Pult hat sich im Grossen Rat wie ein Mitglied einer tief nationalistischen Rechtspartei verhalten.» Und warf dem Sozialdemokraten karrieristische Motive vor: «Wenn bis 2018 die Gotte Silva [Nationalrätin Silva Semadeni] nicht aus dem Nationalrat zurückgetreten ist und ihrem Göttibub Platz gemacht hat, so will er [Pult] wenigstens der Nachfolger für Martin Jäger in der Bündner Regierung werden. Dieser Trostpreis ist immer noch besser, als in Zürich bei einer NGO-Agentur arbeiten zu müssen.»

Pult forderte den Verleger in der Folge zu einem Rededuell auf Tele Südoschtweiz auf. In solchen Auseinandersetzungen ist der Jungpolitiker in seinem Element. «Die Fernsehdebatte hat schon Spass gemacht», sagt er danach, nicht ohne seine Rolle als Dissident dabei zu betonen: «Aber glauben Sie mir, es ist nicht besonders angenehm, wenn man fünf oder sechs Mal innerhalb eines Jahres von einer der mächtigsten Personen des Kantons massiv angegriffen wird.»

Jon Pult, 32 Jahre alt, gilt als eines der grössten politischen Talente des Landes. Zwar sitzt er bloss in einem Kantonalparlament, er erhält



Bei aller Härte sympathisch: SP-Politiker Pult.

aber eine grössere mediale Aufmerksamkeit als manch ein Nationalrat. Die NZZ brachte ihn bereits 2014 als möglichen zukünftigen Bundesrat ins Gespräch; er war Gast in der SRF-Satiresendung «Giacobbo/Müller», stritt als Präsident des Vereins Alpen-Initiative in der «Arena» mit Bundesrätin Doris Leuthard und stellte sich in der «Rundschau» den Fragen von Sandro Brotz.

Sanfter Wermuth

Pults Kapital ist sein Mundwerk. Er redet schnell, klar, verständlich. Damit verfügt er über ein ähnliches Talent wie sein einstiger Juso-Weggefährte Cédric Wermuth, kommt allerdings ohne dessen Hang zur Schnoddrigkeit aus. Im Wortgefecht zeigt er oft ein gewisses Verständnis für die Haltung des Gegners, um dann umso stärker auf seiner Position zu beharren. Ein geschickter rhetorischer Kniff, der ihn bei aller Härte sympathisch

erscheinen lässt. Im Gespräch mit ihm – wir treffen uns in einem trendigen Zürcher Café – kommt es vor, dass sein Blick abschweift, als sei er, Pult, abwesend; die Sätze sprudeln aber weiterhin glasklar und wie gedruckt aus ihm heraus.

Er staune darüber, wie das gesamte bürgerliche Establishment inklusive der SVP völlig unkritisch hinter der Olympiakandidatur stehe. «Wirtschaftsvertreter, die sonst gerne mit Zahlen argumentieren, kommen plötzlich mit esoterisch anmutenden Begründungen wie «die Kraft von Olympia», «gemeinsam anpacken», «Hoffnung» und so weiter.» Er hingegen stützt sich gerne auf Zahlen, sein Trumpf sind wissenschaftliche Studien, die das finanzielle Desaster belegen, das Olympische Spiele in der Vergangenheit dem Veranstalter verursacht haben.

Bereits vor drei Jahren, als die Bündner Stimmbevölkerung eine Olympiakandidatur für 2022 ablehnte, hatte Pult an vorderster Front gegen das Projekt gekämpft. Damals sei der Abstimmungskampf noch extremer gewesen als jetzt. «Die Olympia-Promotoren hatten den Kanton mit einer nie dagewesenen Propagandawalze überzogen. Das war eine millionenteure Materialschlacht samt schamloser Behördenpropaganda.» Wohl noch nie habe sich ein

Bundesrat dermassen in einen kantonalen Abstimmungskampf eingemischt. «Ueli Maurer kam sage und schreibe elf Mal nach Graubünden, um für die Vorlage zu werben!»

Diesmal ist die Kampagne etwas dezenter, trotzdem stehen die Chancen der Befürworter nicht schlecht: Letztes Mal hätten die Spiele fast ausschliesslich in St. Moritz und Davos stattfinden sollen, nun habe man viel mehr Orte eingebunden. «Die Promotoren halten die Illusion hoch, dass jeder irgendwie profitieren wird», sagt Pult. Er selbst glaubt nicht daran. «Es wird dank den Bauinvestitionen ein kurzes wirtschaftliches Strohfeuer geben, nachhaltig ist das aber nicht, das zeigen alle Studien zum Thema.»

Olympia in Graubünden – das ist wie Dürrenmatts «Besuch der alten Dame»: das Versprechen von viel Geld für alle. Entsprechend leuchten die Augen der Subventionsjäger in einer

Region, die wie Gällen unter einer schweren Krise leidet. Dass Lebrument hier an vorderster Front mitmischt, ist keine Überraschung: Seine Somedia ist heute schon das am höchsten subventionierte private Medienhaus der Schweiz.

Lebrument kontert. «Wenn jemand Alternativen für den Tourismus aufzeigt, wäre ich dabei. Das machen die Linken aber nicht.»

WG an der Langstrasse

Die Aussicht auf den langersehnten Geldsegen führt zu einer paradoxen Situation: Der überzeugte Sozialdemokrat, der die Überwindung des Kapitalismus als wünschenswerte Utopie betrachtet, kämpft gegen Staatsinterventionen und gegen das Verschleudern von Steuergeldern; die gesamte, sich sonst so liberal gebende Wirtschaftselite kämpft dafür. «Es gibt sehr wohl Leute aus der Wirtschaft, die uns recht geben, auch Geld spenden. Aber niemand getraut sich, öffentlich hinzustehen», so Pult.

Er sei froh, in Zürich zu arbeiten – im gegenteiligen Fall wüsste er nicht, ob er sich seine Haltung leisten könnte. «Wer in Graubünden gegen das Establishment kämpft, hat Mühe, wirtschaftlich zu überleben», sagt Pult. Er ist in einem Kommunikationsbüro angestellt, wo er in erster Linie für Nichtregierungsorganisationen und die öffentliche Hand arbeitet.

Das Büro befindet sich im Ausgehviertel um die berühmt-berüchtigte Langstrasse – schweizweit eine der Gegenden mit am weitesten links politisierenden Bevölkerungsgrup-

«Wirtschaftsvertreter kommen plötzlich mit esoterisch anmutenden Begründungen.»

pen. In diesem Stadtteil finden sozialistische Volksinitiativen wie die «1:12»- oder die Mindestlohninitiative eine Mehrheit, hier hat Pult auch ein WG-Zimmer gemietet, in dem er unter der Woche übernachtet, hier fällt einer mit Pults politischer Haltung nicht auf.

Schon zwei Mal hat Pult für den Nationalrat kandidiert, beide Male ist er knapp gescheitert, zuletzt an der SVP-Neopolitikerin Magdalena Martullo-Blocher. Der Nationalrat bleibt weiterhin das grosse Ziel. Kompromisse will er dafür keine eingehen. Der studierte Historiker gehört zu den wenigen Politikern, die noch immer offen für einen EU-Beitritt der Schweiz eintreten. Im Bündner Parlament plädiert er immer wieder für weniger Regulierung im Gewerbe, oft gegen den Widerstand der Gewerbevertreter, die ihre Privilegien schützen wollen.

Er habe sich durchaus schon Gedanken darüber gemacht, wie es wäre, seine Schriften nach Zürich zu verlegen und hier, wo seine Haltung mehrheitsfähig sei, zu politisieren. «Ich könnte mir das schon auch vorstellen», sagt er, «aber ein engagierter Sozialdemokrat ist in Graubünden nötiger als in Zürich.» ○

Erinnerungen

«Chancenlos»

Wie ich die Kandidatur von Sion erlebte, und weshalb die Winterspiele 2006 nicht im Wallis stattfanden. Von Sepp Blatter

Der 19. Juli 1999 sollte in Sitten ein historischer Tag werden. Es war am früheren Morgen – und die Racletteöfen liefen schon auf vollen Touren. Die Place de la Planta war so stark bevölkert wie sonst nur nach einem Cup-Sieg des FC Sion. Die Blicke gingen auf die Grossleinwand, wo IOC-Präsident Juan Antonio Samaranch an der 109. Vollversammlung des Internationalen Olympischen Komitees in Seoul das Couvert mit dem Namen des Olympia-Austragungsorts 2006 öffnete: «Torino!»

Mit einem Schlag war im Wallis die Festlaune weggewischt. Sie machte Unverständnis, Enttäuschung und Tränen Platz. Zu gross waren der Optimismus des Organisationskomitees und die freudige Erwartung des Kantons – ja des ganzen Landes – gewesen. In Sitten erlosch das olympische Feuer, bevor es entzündet wurde.

Ich war damals in New York, wo ich als soeben gewählter Fifa-Präsident die Frauen-WM eröffnen durfte. Die Tage vor dem Olympiaentscheid hatte ich in Seoul verbracht und war nahe am Puls des Internationalen Olympischen Komitees. Es war zu spüren, dass die Schweizer Bewerber im Schlusspurt des Abstimmungskampfs Probleme bekommen würden. Denn sie liessen sich von der eigenen Zuversicht und Selbstsicherheit blenden und blockieren – sie verpassten es, in den entscheidenden Tagen nochmals den Hebel anzusetzen und die unentschlossenen IOC-Mitglieder für ihre Sache zu gewinnen. In der Schweiz hatten sie rund 90 Prozent der Bevölkerung hinter sich – doch zu Hause holt man die Olympischen Spiele nicht. Entscheidend ist die Mehrheit im IOC. Dies schien das Schweizer OK in seiner präolympischen Euphorie zu vergessen.

Zu Beginn der Kampagne hatte ich mit Jean-Noël Rey, dem damaligen Direktor der Schweizer Post, als Doppelspitze der Kandidatur fungiert. Als sich Rey auf Druck seines Arbeitgebers zurückziehen musste, stand ich alleine in der Führungsverantwortung. Da ich am 8. Juni 1998 zum Fifa-Präsidenten gewählt wurde, musste ich das Amt abgeben. Ich hätte gerne weitergemacht. So aber übernahm Bundesrat Adolf Ogi.



Sepp Blatter.

Meines Erachtens fiel die Entscheidung gegen Sion auf übergeordneter Ebene. Es war nämlich Juan Antonio Samaranch persönlich, der Turin zur Kandidatur animierte. Denn der Spanier war der Ansicht, dass es neben den vom IOC als zu leicht taxierten Dossiers von Helsinki, Klagenfurt, Poprad und Zakopane noch einen weiteren kompetitiven Kandidaten brauche. So kam es zur ita-

lienischen Last-Minute-Kandidatur. Und mit der Option Turin betrat ein Mann das Parkett, der dank seines Netzwerks, seiner wirtschaftlichen und politischen Macht den Ausschlag gab: Gianni Agnelli.

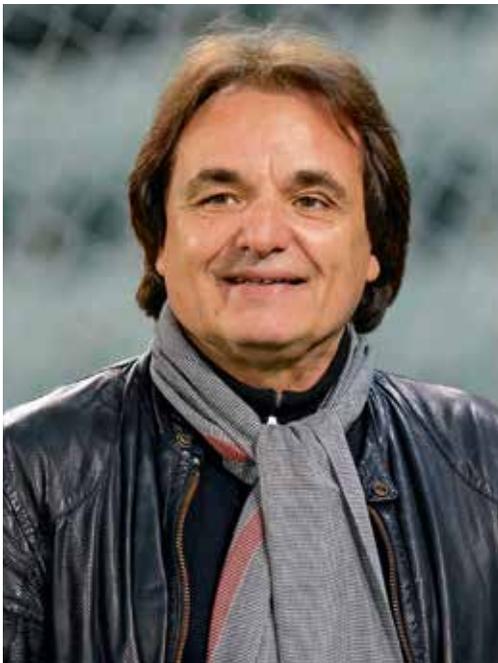
Der entscheidende Moment

Der Fiat-Patron brachte sein Charisma in den Abstimmungskampf sowie Qualitäten, die den Schweizern fehlten: seine internationalen Kontakte und globalen Geschäftsverbindungen, die weltmännische Grandezza. Seiner Gewandtheit und Erfahrung hatten die Schweizer nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen.

Es gab trotzdem einen Moment, da es möglich schien, dass sich die Gewichte zugunsten der Walliser verlagern könnten – als sich der damalige Fifa-Präsident João Havelange als Lobbyist anbot. Doch diese diplomatischen Avancen verpufften, weil die Schweizer die Lage im südamerikanischen Raum falsch einschätzten.

Letztlich war die Schweizer Kandidatur chancenlos – und kassierte mit 36:53 Stimmen eine happige Quittung. Ob dies zu vermeiden gewesen wäre, will ich aus heutiger Sicht nicht beurteilen. Doch mit ein wenig mehr Gespür für die diplomatischen Abläufe und internationalen Seilschaften hätte man im entscheidenden Moment zweifellos die besseren Chancen besessen. Denn im Gegensatz zum Schweizer Fussball-Cup gewinnt man eine IOC-Abstimmung weder in Bern noch in Basel oder Zürich, sondern auf dem Parkett der internationalen Sportdiplomatie. Und dieses ist glitschiger als das Eis in der Litternahalle von Visp.

Der Autor stand bis zu seiner Wahl zum Fifa-Präsidenten 1998 an der Spitze des Bewerbungskomitees «Sion Valais 2006»



Hat Grosses vor: Unternehmer Constantin.



Innovationskraft und Organisationstalent: Olympische Winterspiele in St. Moritz, 1948.

Gegenrede

Reif für Olympia

Von René Zeller — Die Schweiz ist dazu prädestiniert, die Olympischen Winterspiele 2026 zu organisieren. Doch Bündner und Walliser sollten dem Kantönligeist abschwören.

Zäh sei die in Graubünden wohnhafte Bevölkerung, heisst es, mitunter steinbockig auch. Den Tatbeweis erbringt die Ferienecke im Osten der Schweiz unter dem Stichwort Olympia. Im März 2013 versenkten die Bündner Stimmberechtigten das Projekt «Graubünden 2022». Die fast 53 Prozent Nein-Stimmen resultierten, weil nicht alle Talschaften profitiert hätten, das Konzept nicht kantonsweit abgestützt war. Zwie-tracht siegte über innerkantonalen Sportsgeist.

Kaum vier Jahre später wird das Bündner Stimmvolk erneut zur Urne gerufen. Am 12. Februar soll ein von der Regierung beantragter und vom Kantonsparlament mit 98 zu 17 Stimmen befürworteter Planungskredit für eine Olympiakandidatur 2026 bewilligt werden. Um 25 Millionen Franken geht es vorerst, die zu gleichen Teilen auf den Kanton, Swiss Olympic und den Bund aufzuteilen wären.

Chancen erkennen

Das Anliegen der Bündner Promotoren ist ehrbar. Es gibt gute Gründe, die Schweiz wieder einmal ins olympische Rampenlicht zu rücken. Warum sollte ein Kleinstaat nicht imstande sein, Grosses zu leisten? Sind wir so kleingeistig geworden, dass wir mögliche Chancen gar nicht erkennen wollen? Eine solche Buchhalter-Nötzli-Mentalität wäre kein Gütesiegel für unser Land, das zu Recht auf seine Innovationskraft und sein Organisationstalent stolz ist.

Der einstige Sportminister Adolf Ogi sagte es so: «Wir müssen nicht nur verwalten, son-

dern auch gestalten.» Damit meinte er, ein reiches Land wie die Schweiz dürfe sich nicht darauf beschränken, die eigenen Athleten zu olympischen Wettkämpfen ins Ausland zu schicken und anschliessend zu Hause die Medallensieger zu bejubeln. Tatsächlich könnte sich das Wintersportland Schweiz profilieren, wenn es nicht immer nur auf dem olympischen Trittbrett mitfahren würde. Als Visitenkarte für den hiesigen Tourismus, als imagefördernde Bewährungsprobe taugt Olympia allemal. Und nebenbei könnte die Schweiz beweisen, dass sie mehr zu bieten hat als Banken, Käse und das Matterhorn. Das ist in der Summe zwar kein lukratives Geschäft, aber zweifellos mehr als nichts.

Es käme einem Armutszeugnis gleich, wenn die aufkeimenden Pläne für eine Olympiakandidatur 2026 bereits im Keim erstickt würden. Dies gesagt, müsste ein solches Projekt allerdings anders aufgegleist werden: weg vom olympischen Kantönligeist, hin zu einer nationalen Kandidatur «Schweiz 2026».

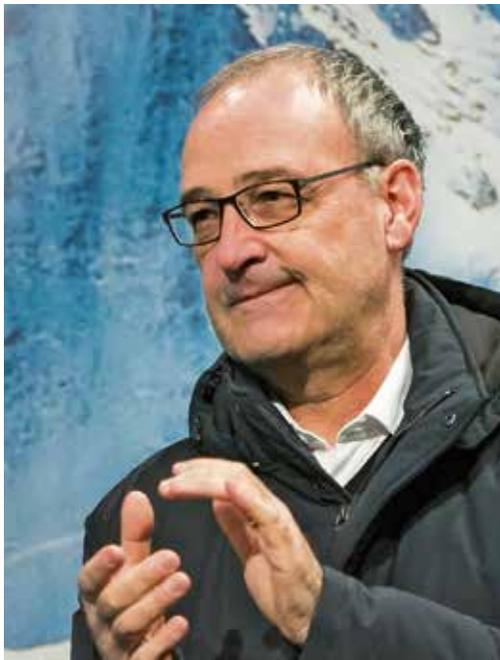
Die Bündner Olympiabefürworter sind gewiss allesamt Sportsfreunde. Aber es geht ihnen nicht primär um die Vorfreude auf den Kampf um Sekundenbruchteile auf weissen Pisten. Olympia soll serbelnde Tourismusdestinationen beatmen, der lokalen Wirtschaft einen Stromstoss verleihen, prächtige Bilder vom Bündner Alpenpanorama um den Globus schicken. Dass es vor allem um ein regionales Standortförderungsprogramm geht, versucht die

Kantonsregierung gar nicht erst kleinzureden. In ihrer Botschaft ans Parlament schreibt sie, sie erkenne «grosse Chancen darin, die Olympischen Winterspiele als Treiber für eine nachhaltige wirtschaftliche und gesellschaftliche Weiterentwicklung des Kantons Graubünden zu nutzen».

Constantins Reissbrettprojekte

Nicht weniger eigennützig argumentiert die Gruppe um den Walliser Tausendsassa Christian Constantin, die mit einer Westschweizer Olympiakandidatur 2026 antritt. Auch das Wallis benötigt wirtschaftliche Impulse. Der Architekt und Unternehmer Constantin, der nebenberuflich den FC Sion finanziert und dirigiert, hat Grosses vor. Bei Martigny soll ein futuristisches Olympiadorf entstehen, entworfen auf den Reissbrettern des Büros Constantin. Das Projekt ist inzwischen insoweit konkretisiert worden, als das Wallis mit den Kantonen Waadt, Freiburg und Bern zusammenspannen will.

Damit ist der regionale Konkurrenzkampf entbrannt. Der Walliser Volkswirtschaftsdirektor Jean-Michel Cina weist darauf hin, dass das Bündnerland bereits zweimal zum Zug gekommen sei, mit St. Moritz 1928 und 1948. Die Westschweiz hätte es mit der von Adolf Ogi kräftig beworbenen Olympiakandidatur Sion 2006 beinahe geschafft, doch Turin erhielt den Vorzug. «Diesmal soll es klappen», geben sich die Westschweizer Olympioniken selbstbewusst. Derweil beklagt Andrea



Stimmige Marschroute: Bundesrat Parmelin.

Masüger, langjähriger Chefredaktor der Zeitung *Südosstschweiz*, die forschen Walliser würden wohl das Rennen machen, wenn die zaudernden Bündner nicht endlich aufwachten.

Bei allem Respekt vor lokalen Komitees, die olympische Pläne wälzen: Weder Bündner noch Walliser Polizisten können die Olympia geschuldeten Sicherheitsanforderungen meistern. Das Verkehrsaufkommen muss grossräumig geregelt werden, die weltumspannenden Ansprüche der Medien erfordern internationale Kooperation, Werbung und Marketing können nicht von lokalen Boutiquen gestemmt werden. Und finanziell ist jede regionale Olympiakandidatur ohne Bundesmanna von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Gerade in finanzieller Hinsicht sind auch die neuerlichen Bewerbungen auf Sand gebaut. Es ist fast schon fahrlässig, wie passiv der Bundesrat und das eidgenössische Parlament jedes Mal in der Zuschauerrolle verharren, wenn ein Projekt von nationaler Dimension im Anflug ist. Als die Bündner vor wenigen Jahren für «Graubünden 2022» weibelten, sprachen sich die nationalen Behörden erst kurz vor der entscheidenden kantonalen Volksabstimmung in einer Hauruckübung für eine Defizitgarantie von maximal einer Milliarde Franken aus. Der damalige Sportminister Ueli Maurer sorgte darauf für Verstimmung, indem er orakelte, nötigenfalls werde die Eidgenossenschaft halt noch tiefer in die Schatullen greifen müssen.

Zwei Voraussetzungen müssten also zwingend beachtet werden, sofern Olympia kein Luftschloss bleiben soll. Zum einen sind regionale Ideen und nationaler Flankenschutz frühzeitig zu verzahnen. Der letzte sportliche Gross-Event, die von der Schweiz und Österreich gemeinsam ausgerichteten Fussball-Europameisterschaften 2008, zeigte drastisch, wie immens der Koordinationsbedarf ist. Die

öffentliche Hand stellte eine Projektorganisation (mit dem unaussprechlichen Kürzel PoöH) auf die Beine, in der zahllose Institutionen mitwirkten – von den SBB und den Luftfahrtbehörden über Polizei, Militär und Rettungsdienste bis zu Kantonsvertretern, Tourismusverbänden und Sponsoren. Olympia würde eine nicht minder minuziöse Koordination erfordern.

Lösen müssten sich regionale Initianten überdies von der Absicht, Winterspiele als Subventionsprogramm zu propagieren. Dass die Standorte nachhaltig profitieren, dass Olympia gleichsam ein volkswirtschaftlicher und infrastruktureller Jungbrunnen ist, ist eine irriige Annahme. An Beispielen, die das Gegenteil beweisen, mangelt es nicht. Wer aber prinzipiell gegen eine freundeidgenössische Kandidatur Schweiz 2026 opponiert, vertraut nicht auf schweizerische Gastgeberqualitäten.

Das IOC weist den Weg

Versuche, Olympia national anzugehen, sind zwar auszumachen. Aber die 2016 publik gewordenen Ideen einer Interessengruppe um den Gstaader Unternehmer Markus Iseli haben nur marginale Resonanz ausgelöst.

Wer prinzipiell gegen die Kandidatur opponiert, vertraut nicht auf schweizerische Gastgeberqualitäten.

Dabei würde genau eine überregional angelegte Kandidatur exakt den Wünschen des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) entsprechen. 2014 legte die Hüterin der fünf Ringe eine «Agenda 2020» vor, in der für weniger luxuriösen Gigantismus an einem Ort, sondern für dezentrale Strukturen plädiert wird. Olympia soll verstärkt auf bestehenden Infrastrukturen basieren, das Prinzip der Nachhaltigkeit beherzigen und so auch für smarte Anbieter wie die überschaubare Schweiz verkraftbar sein.

Das ist eine stimmige Marschroute. Das geneigte Fernsehpublikum in Kanada oder in Japan kümmert es nämlich überhaupt nicht, ob dereinst Freestyler in der Laaxer Halfpipe um Edelmetall kämpfen, Bobfahrer in St. Moritz durch den Eiskanal schlittern, Langläufer im Goms skaten und Eishockey-Stars in Bern oder Zürich dem Puck nachjagen.

Unlängst hat Bundesrat Guy Parmelin am Spengler-Cup in Davos in ein Fernשמikrofon gesagt, er hoffe, dass sich bald eine ernsthafte Kandidatur herauskristalisieren werde. Ob der Waadtländer Magistrat damit eine Lanze für Winterspiele in Graubünden brach? Die Westschweizer würden es ihm kaum danken. Hilfreicher wäre aber ohnehin, wenn Sportminister Parmelin die regionalen Einzelkämpfer zu einem nationalen Olympia-Rundtisch einladen würde. Je früher, desto besser. ○

Veranstaltungen

Olympische Ruinen

Gross anrichten – und dann? Negativbeispiele der jüngeren Vergangenheit.

Albertville 1992 — Die Mutter aller olympischen Fehlplanungen. Seit der Absage des letzten Weltcup-Springens 2004/2005 wegen Schneemangels liegen die Skisprungschanzen weitgehend brach. Die Olympiahalle in Albertville verursacht ein jährliches Defizit von 600 000 Euro.

Lillehammer 1994 — Die Vorzeigespiele schlechthin: tolle Atmosphäre, überall fähnchenschwingende Norweger. Auf die Party folgte der Kater. Vierzig Prozent der neuerrichteten Hotels machten Konkurs, zwei grosse Skianlagen wurden für den symbolischen Betrag von einem Dollar verscherbelt.

Nagano 1998 — Die japanische Stadt sitzt auf einem postolympischen Schuldenberg von 14 Milliarden Euro. Die für die Spiele errichtete Eishalle steht seit den Spielen leer. Auf den Skipisten hat seither kein grosses Rennen mehr stattgefunden.

Turin 2006 — Zur Errichtung der Sprungschanzen in Pragelato (740 Einwohner) wurden ein Fluss umgeleitet und 14 000 Meter Boden versiegelt. Die weitgehend ungenutzte Anlage verursacht ein jährliches Defizit von 1,6 Millionen Euro.

Vancouver 2010 — An der kanadischen Westküste rissen die Winterspiele ein Loch von einer Milliarde kanadischer Dollar in die Kasse. Die «grünsten Spiele» hinterliessen die vierspurige Autobahn nach Whistler, die kaum noch befahren wird.



50 Milliarden Dollar: Olympiapark Sotschi.

Sotschi 2014 — Die Winterspiele im subtropischen Badeort am Schwarzen Meer kosteten über 50 Milliarden Dollar. Der Return on Investment liegt tief im negativen Bereich. Die Immobilienpreise sind eingebrochen, die neugebauten Hotels (25 000 Zimmer) haben kaum Gäste. *Thomas Renggli*

Ideologisch sind die andern

Von Christoph Mörgeli

Über die Anhörung des künftigen US-Aussenministers Rex Tillerson vor dem Senat titelte der *Tages-Anzeiger*: «Wohlthuend wenig Ideologie». Der Gefolgsmann von Donald Trump sei ein «Pragmatiker», «ruhig und ausgewogen», die «Besonnenheit» in Person: «Tillerson sprach wie ein Geschäftsmann. Nicht wie ein Ideologe.»

Setzt der *Tages-Anzeiger* neuerdings auf die Geschäftsmänner als Gegenpol zu den Ideologen und Ideologien? Schön wär's. Doch was beim Weiterblättern folgt, ist die übliche Ideologie in betäubender Dosierung: Präsident Trump sei «ein ethischer Albtraum». Er stecke bis zum Hals im «Sumpf von Interessenkonflikten und moralischer Zweideutigkeit». «Die SVP ist auf dem falschen Fuss erwischt worden», jubelt dann eine Inlandjournalistin zum Thema Massenzuwanderung. Ohne ideologische Scheuklappen müsste sie kommentieren, dass die Volksmehrheit und die Demokratie auf dem falschen Fuss erwischt worden sind.

Schon auf der Seite nach dem Lob von «wohlthuend wenig Ideologie» erblicken wir eine halbseitige Blocher-Karikatur – wie immer beim *Tages-Anzeiger* grob, plump, böseartig und so unlustig ideologisch wie nur möglich. Aus Wien wird berichtet, auch Österreich wolle jetzt einen «Inländervorrang». Wie wenn unser Parlament einen solchen auch nur in Ansätzen beschlossen hätte. Selbstverständlich bleibt unerwähnt, dass der Sozi-Kanzler hundertmal schärfere Massnahmen erwägt als die Schweiz. Nämlich eine Schutzklausel gegen Immigranten, deren Lohnniveau unter achtzig Prozent des österreichischen Durchschnitts liegt. Aus ideologischen Gründen verschweigt das Blatt, dass die linke Regierung so rabiat durchgreift, obwohl in Österreich mit fast neun Millionen Einwohnern nur gerade 150 000 EU-Ausländer arbeiten.

Unmittelbar nach dem Lob von «wohlthuend wenig Ideologie» wird grossflächig auf die Energiepolitik der Volkspartei eingehackt («Der paradoxe Effekt des SVP-Begehrens»). Gleichentags ist beim *Tages-Anzeiger* zu lesen: «SVP will dem Volk ans Portemonnaie.» Und Philipp Müller darf sich völlig ideologiefrei aufregen: «Dieses Plakat! Die SVP macht das immer – es ist so abgelutscht.» In Wirklichkeit gibt's nichts Abgelutschteres als die Ideologie des *Tages-Anzeigers*. Ein Journalismus aus Fertigbauteilen von Vorurteilen. Ein täglicher Impfstoff, der zuverlässig gegen das Denken immunisiert.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

SVP-Handys sind nicht mobil

Von Peter Bodenmann — Seit dem Lawinenwinter 1999 ist klar, was die «beste Armee der Welt» brauchen würde.



Im VBS jagt eine Panne die nächste.

Stellen wir uns vor, die Linke wäre für das VBS verantwortlich. Die *Weltwoche* würde die linken Pannen-Weltmeister durch das politische Unterholz jagen.

1999 hatten wir in der Schweiz einen Lawinenwinter. Ganze Täler waren von der Umwelt abgeschnitten. Der Strom fiel aus. Helikopter konnten nicht starten. Seit achtzehn Jahren ist klar, was die Schweiz im Krisenfall braucht.

Erstens ein eigenes Natel-Netz, das die Kommunikation zwischen allen Einsatzkräften sicherstellt. Zweitens flächendeckend Notstromaggregate, die anspringen, wenn Stromnetze flachliegen. Denn ohne Strom funktioniert wenig bis nichts. Drittens Helikopter, die bei jedem Wetter starten können.

Die Schweizer Armee hat sich für 700 Millionen Franken ein eigenes Kommunikationsnetz beschafft. Dieses funktioniert nur stationär. Aber nicht im mobilen Einsatz. Jeder Kommandant einer Dorffirewehr weiss, dass ein solches Netz für die Füchse ist. Denn heute ist alles mobil. Trotzdem herrscht im VBS keine Eile. Vor 2025 geschieht nichts. Und der Schaden betrage ja nur 125 Millionen Franken.

Lächerlich: Wer ein Natel für 700 Franken kauft, das nur zu Hause funktioniert, gibt es zurück. Niemand würde eine Preisreduktion von 125 Franken akzeptieren. Eine PUK, «SVP-Funkloch», müsste diesen Fall untersuchen. Und die Verantwortlichen vor den Kadi ziehen.

Und sich gleichzeitig überlegen, wie wir diesen SVP-Sumpf trockenlegen. Ist heute alles technisch kein grosses Problem. Die Armee verfügte 1999 über keine brauchbaren Notstromaggregate. Und viele veraltete Aggregate konnte sie nicht einmal mit Helikoptern in Katastrophengebiete reinfliegen. Weil diese zu schwer waren.

Anstatt den eigenen Stall auszumisten, fordert Bundesrat Guy Parmelin alle Haushalte und Unternehmen auf, Notvorräte anzulegen und sich gegen Stromausfälle zu wappnen. Weil ein Blackout pro Tag die Schweiz vier Milliarden Franken kosten werde.

Für diese vier Milliarden Franken kann man die ganze Schweiz zwei Mal mit stationären, dieselbetriebenen Notstromaggregaten ausrüsten, die im Krisenfall die Stromversorgung sogar während ein paar Wochen aufrechterhalten können. Region für Region im Inselbetrieb.

Die Rega kann jetzt wenigstens vom Tessin aus bei jedem Wetter Patienten in die Deutschschweizer Uni-Spitäler fliegen. Die Armee kann nur in klaren Nächten mit Wärmebildkameras Jagd auf Flüchtlinge machen.

Der SP und den Grünen fehlt leider der Biss der SVP. Linke Sicherheitspolitiker sind nette Süsswassermatrosen und -matronen. Deshalb kann sich die Pannen-SVP im Funkloch verstecken.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Der Schweinejournalismus

Von Kurt W. Zimmermann — Man konnte zu Lügenpresse und Fake News keine Steigerung mehr erwarten. Man täuschte sich.

Die Anekdote handelt vom späteren US-Präsidenten Lyndon B. Johnson. Bei den Kongresswahlen wies er seine Berater an, sie sollten bei Journalisten das Gerücht streuen, sein Rivale habe Sex mit Schweinen.

«Sex mit Schweinen? Du weisst, dass das nicht stimmt», sagten die Berater.

«Klar, es ist nicht wahr», sagte Johnson, «aber ich will, dass der Kerl es dementiert.»

Der Mechanismus funktioniert bis heute. Politische Widersacher setzen ein erfundenes Gerücht in die Welt. Die Medien stürzen sich auf die Story, ohne sie zu überprüfen.

Zuletzt erlebten wir das bei Donald Trump. Seine Gegner aus der Demokratischen Partei finanzierten ein Auftragspapier. Der anonyme Report behauptet, Trump habe sich in einem Moskauer Hotel mit pinkelnden Prostituierten vergnügt. «Honigfallen» nennt man solche Sex-Hinterhalte, die von Geheimdiensten arrangiert werden.

Es gab für die Story nicht den geringsten Beleg. Aber Trump musste dementieren.

Interessant daran war das Desinteresse der Journalisten an altertümlichen Fragen wie jener nach der Wahrheit. Das Pinkel-Pamphlet kursierte seit Monaten auf den Redaktionen. Kein Journalist konnte die Story verifizieren. Die meisten versuchten es nicht einmal.

Trotzdem brachte das Online-Portal Buzzfeed die Story mit den Prostituierten. Es tat es mit der perfekt-perversen Begründung der Branche. Man habe zwar selber grosse Zweifel, dass die Story wahr sei, aber im Sinne der Transparenz müsse die Welt davon erfahren.

Die Argumentation war ungefähr so dekadent, wie wenn eine Schweizer Zeitung geschrieben hätte, Bundespräsidentin Doris Leuthard treibe sich in Sodom-Salons herum. Man wisse zwar nicht, ob das stimme, aber es sei wichtig, dass man darüber rede.

Entspannte Perspektive

Doch Journalisten lieben solche Bigotterien. Nach der Buzzfeed-Publikation stürzten sie sich wie die Verrückten auf den Pinkel-Report. Das taten sie natürlich auch nur für das hehre Ziel der Transparenz. Die meisten erwähnten zumindest, dass die Story in keiner Weise belegt werden konnte.

Nur wenige taten so, als wüssten sie die reine Wahrheit. Zu den wenigen gehörte Christof Münger, der Auslandschef des *Tages-Anzeigers*. Über Donald Trump sagte er wörtlich: «In so eine Honigfalle ist er natürlich mit beiden Füßen hineingetrampelt.» Natürlich. Mit beiden



Honigfallen: Trump.

Füssen. Aus dem Gerücht wurde die Tatsachenbehauptung.

Sagen wir mal so: Unter dem früheren Tamedia-Präsidenten Hans Heinrich Coninx hätte ein leitender Journalist nach einer solchen Fehlleistung den Stuhl räumen müssen. Zu seinem Glück interessiert sich Coninx-Nachfolger Pietro Supino weniger für journalistische Ethik, sondern mehr für Umsatzrenditen.

Nun kann man den *Tages-Anzeiger* aber auch verstehen. So verbissen wie kein anderes Schweizer Blatt hatte er politisch und publizistisch auf den Kandidaten Trump eingedroschen («Trump wird niemals Präsident, er hat nicht mal Aussenseiterchancen»). Hinterher waren Blamage und Frustration umso grösser. Seitdem nutzt die Redaktion logischerweise jede Chance, um zu beweisen, dass sie doch recht hatte.

Auch andere Blätter wie die *New York Times* und der *Spiegel* stecken in derselben Fallgrube. Auch sie hatten aus allen Rohren gegen Trump geschossen. Auch sie verloren. Auch sie sinnen nun täglich auf Rache und Rehabilitation.

Für uns Leser ergibt sich daraus eine entspannte Perspektive. Wir sind gut beraten, wenn wir in den nächsten vier Jahren am besten gar nichts glauben, was über den US-Präsidenten geschrieben wird.

Verbale Erektionen

Von Henryk M. Broder — Weltmeister der Herzen.

Je näher die Vereidigung von Donald Trump zum Präsidenten der USA heranrückte, umso nervöser wurden die deutschen Journalisten und Kommentatoren. Sie hatten mehrheitlich auf Hillary Clinton gewettet und fühlten sich nun arglistig getäuscht. Bis zuletzt sehnten sie ein Wunder herbei: Dass eine Nachzählung der Stimmen ein anderes Ergebnis bringen würde; dass einige der 538 Wahlmänner im Electoral College es sich doch noch anders überlegen und die Seiten wechseln; dass die «bewegende», «leidenschaftliche» und «mutige» Rede, die Meryl Streep bei der Verleihung des Golden Globes gehalten hat, Trump veranlassen könnte, sein Amt nicht anzutreten. Alle Hoffnungen lösten sich in Luft auf, nachdem Trump der Londoner *Times* und der Berliner *Bild*-Zeitung ein Interview gegeben hatte, in dem er die deutsche Kanzlerin für ihre Flüchtlingspolitik kritisierte («Sie hat einen katastrophalen Fehler gemacht»), die Briten für ihre Entscheidung, die EU zu verlassen, lobte und die Nato «obsolet» nannte. Der Mann meinte es ernst! Er war nicht nur entschlossen, sein Amt anzutreten, er hatte auch so etwas wie einen «Plan», den nicht zu haben, ihm zum Vorwurf gemacht worden war.

Sonja Seymour Mikich, Chefredaktorin des WDR-Fernsehens, fasste Empörung und Ohnmacht der schreibenden Klasse in einem Kommentar in den «Tagesthemen» zusammen. Trump sei eine Mischung aus «Widersprüchen, Angeberei, verbalen Erektionen und einer Gedankentiefe von 140 Zeichen», ein «Narzisst» und «Egomane», die «Kreuzung aus Nero und Dagobert Duck». Er habe «keine Ideale, keine Ideologie», sein Anliegen sei es, «die Politik zu entpolitisieren, aus ihr einen Deal, eine Transaktion zu machen», egal, «ob es um einen Golfplatz oder das westliche Verteidigungsbündnis geht». Damit war alles über den neuen US-Präsidenten gesagt, aber auch über die Chefredaktorin des WDR und den traditionellen deutschen Antiamerikanismus, der sich durch Trump bestätigt fühlt. Das Einzige, worauf es den Amis ankomme, stellte Mikich fest, sei «die Zahl unter dem Strich», andere Werte würden sie nicht kennen, im Gegensatz zu uns Europäern, die wir mühselig «Verträge aushandeln», «Kompromisse finden, korrigieren und wieder von vorn» anfangen. All das müssen die Amis noch lernen. Natürlich von uns, den Weltmeistern der Herzen.



Islamist mit Schweizerkreuz

Aziz Osmanoglu schwärmt von der Scharia, hält seine Töchter vom Schwimmunterricht fern und spricht sich für das Schlagen der Ehefrau aus – als Basler mit Schweizer Pass. Wie kam er dazu?
Von Markus Schär

«Viele Muslime wissen nicht, wie es hier läuft», schimpft der junge Mann mit Strubbelbart, als er Ende 2009, ein paar Tage nach der Abstimmung über die Minarett-Initiative, den Journalisten der NZZ in Kleinbasel trifft: Ein grosser Teil der Einwanderer aus der Türkei gehe auf der Strasse immer noch drei Meter vor den Ehefrauen und sitze stundenlang im Kaffeehaus, unfähig, sich auf Deutsch auszudrücken und sich im Land zurechtzufinden. Dennoch sieht der Journalist auf seinem Stadtrundgang kein Problem mit dem Islam: «Selbst in Kleinbasel bleibt die drittgrösste Religion merkwürdig unsichtbar.»

Dabei steht sein vermeintlich aufgeschlossener Gesprächspartner für all die Gründe, weshalb sich die muslimische Orthodoxie nicht mit der Schweizer Ordnung verträgt. Aziz Osmanoglu kämpfte seit 2008 dagegen, dass seine Töchter mit ihren Primarschulklassen schwimmen gingen; er focht die Bussen durch alle Instanzen an, bis hin zum Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte, der letzte Woche den Basler Behörden recht gab.

Die Familie befolgt, vom Sozialamt unterstützt, eine sektiererische Auslegung des Islam.

Und er schreckte 2010 das Land auf, als er in einem Dok-Film des Schweizer Fernsehens die Scharia lobte, also Strafen wie das Auspeitschen oder das Abhacken von Händen auch für die Schweiz empfahl und sich dafür aussprach, dass Männer ihre Frauen schlagen, wenn sie den Sex verweigern.

«Was ist nach dem Tod?»

Eigentlich müsste also der Fanatiker das Land verlassen, weil er zwar weiss, aber nicht achtet, «wie es hier läuft». Doch die Behörden können ihn nicht ausschaffen, obwohl er zu Gewalt aufruft, Gesetze missachtet und Sozialhilfe beansprucht: Der Islamist Aziz Osmanoglu ist seit 2003 Schweizer Bürger. Wie konnte es dazu kommen?

Als Zehnjähriger zieht Aziz Osmanoglu 1986 nach Basel, wo zu dieser Zeit schon viele Türken leben, ein Teil davon aus der Militärdiktatur geflüchtet. Der Junge macht die Schule, spielt Fussball mit den begabten Brüdern Yakin und fängt eine kaufmännische Lehre an. Er bricht aber, gegen den Willen seiner Familie, die Ausbildung bald ab: «Ich habe getrun-



Mit Handkuss zum Schweizer gemacht: Familienvater Osmanoglu (r.) mit Anwälten.

ken, Schweinefleisch gegessen, hatte Frauen, doch das alles machte mich nicht glücklich», sagt er, als er sich in der Basler Migrationszeitung vorstellen darf. Er sucht eine Antwort auf die Frage, die ihm Angst macht: «Was ist nach dem Tod?» Und er pendelt deshalb fünf Jahre lang zwischen Basel und Istanbul, um sich in den Koran zu vertiefen.

Die Koranschülerin Sehabat Kocabas bringt er 1999 als Ehefrau aus der Türkei nach Basel. 1999, 2001 und 2006 kommen drei Töchter dazu, und die Familie befolgt, vom Sozialamt unterstützt, eine sektiererische Auslegung des Islam: Die Mutter zeigt sich nur mit verdeck-

tem Gesicht, und die Eltern setzen mit ihrer «islamisch orientierten Schamerziehung» durch, dass sich die Mädchen schon vor der Pubertät verhüllen – schwimmen dürfen sie nicht einmal im Burkini.

Aziz Osmanoglu leidet selbst unter seinen Landsleuten wegen seines strengen Glaubens: Ein türkischer Fussballklub in Basel lehnt ihn ab. Und die SP, mit einer starken türkischen Vertretung, stellt ihn 2004 nicht als Grossratskandidaten auf. Seine Haltung sei «mit der Partei nicht kompatibel» gewesen, lässt sich später Parteisekretär Dieter Wüthrich zitieren. Heute mag sich aber niemand mehr an den

Fall erinnern, auch nicht Nationalrat Beat Jans als damaliger Kantonalpräsident. Der Vorgang ist pikant, denn im Herbst 2003 ist der mit der Schweizer (Sozial-)Demokratie inkompatible verhinderte Kandidat eingebürgert worden – gerade auch dank der SP-Vertreter im Bürgerrat.

«In der Stadt Basel haben wir eine bewährte Praxis der Einbürgerung, auf die wir meines Erachtens ein wenig stolz sein dürfen», schreibt Sonja Kaiser-Tosin als Verantwortliche im September 2003 in der *Basler Zeitung*. Die CVP-Frau führt zwei Jahrzehnte lang die Einbürgerungskommission des Bürgerrates: Diese prüft in einem viertelstündigen Gespräch, ob die Einbürgerungswilligen «mit den allgemeinen Lebensgewohnheiten und den wichtigen öffentlichen Institutionen in Gemeinde, Kanton und Bund vertraut sind», etwa indem sie die Bewerber fragt, welches Tram über welche Brücke fährt. Bei der grossen Mehrheit der Kandidaten, deren Gesuchen die Kommission zustimmt, müssen der Bund und die Regierung sowie das Parlament des Kantons nur noch ihren Segen geben. «Liberales, aber trotzdem sorgfältiges Einbürgern», sagt Sonja Kaiser-Tosin im Interview mit der *Basler Zeitung*, «hat hier Tradition.»

Sex in der Ehe mit Schlägen erzwingen

Am sorgfältigen Einbürgern kommen allerdings zunehmend Zweifel auf. «Es ist skandalös», schimpft 2008 SVP-Politiker Sebastian Frehner, dass die Öffentlichkeit nicht erfahre, wie viele Eingebürgerte Sozialhilfe bezögen oder Steuererlasse bekämen. Die Veröffentlichung dieser Zahlen könnte zu Fremdenfeindlichkeit führen, wendet Sonja Kaiser-Tosin dagegen ein. Aber auch die Kommissionspräsidentin fordert klarere Richtlinien. Die CVP bringt deshalb im Grossen Rat einen Vorstoss ein; die linke Ratshälfte lehnt ihn ab, mit dem Stichtenscheid von Präsident Roland Stark (SP).

«Wir wissen ganz genau, dass viele der Zugewogenen wenig Ahnung haben, wie unser demokratisch geführter Staat funktioniert», sagt Sonja Kaiser-Tosin 2010 im Gespräch mit der *Basler Zeitung*: «Diese Leute leben in ihren Landsleute-Gettos.» Bei Informationsabenden sehe man ihnen an, dass sie vieles nicht verstünden: «Wir haben es nun vermehrt mit Leuten zu tun, die zwar die Wohnsitzpflicht von zwölf Jahren erfüllen, aber die Sprache ist oft sehr, sehr dürftig.» Unter den Bewerbern findet sich kaum ein Musterkandidat wie Aziz Osmanoglu: Er spricht Baseldeutsch, kennt die Tramlinien, braucht dank Arbeit in einem Callcenter weniger Sozialhilfe und strebt sogar eine Politikkarriere an – weshalb also zum Beispiel fragen, wie er es mit der Gleichstellung der Geschlechter hält?

Die Präsidentin der Einbürgerungskommission stirbt 2013 mit 73 Jahren. In einer Kampf-

wahl setzt sich der CVP-Mann Stefan Wehrle knapp als ihr Nachfolger durch, gegen die Grüne Sibel Arslan, die sich mit ihren kurdischen Wurzeln jetzt auch als Nationalrätin vorwiegend um die türkische Politik kümmert. Aber Sonja Kaiser-Tosin erfährt 2010 noch, wie der Mann wirklich denkt, den sie 2003 mit Handkuss zum Schweizer gemacht hat.

Im April 2010 zeigt das Schweizer Fernsehen den Dok-Film «Hinter dem Schleier – Muslim-Report Schweiz». Darin sagt Aziz Osmanoglu unter anderem, die Männer brauchten den Sex; sie könnten den ehelichen Verkehr also auch mit Schlägen erzwingen, weil sie sonst fremdgehen müssten, was die Familie gefährde. Wegen seiner Aufforderung, die Scharia auch in der Schweiz einzuführen, steht er 2010 und 2012 vor Gericht;

«Liberales, aber trotzdem sorgfältiges Einbürgern hat hier Tradition.»

beide Instanzen sprechen ihn aber frei. Allerdings rügt der Journalist Peter Knechtli in seinen *Online-Reports* Einzelrichter Dominik Kiener (EVP), er habe seinen Freispruch in erster Instanz «nicht mit dem gebotenen Tiefgang begründet», nämlich einfach Argumente von Anklägerin und Verteidiger übernommen, «ohne auch nur am Rande auf den gesellschaftspolitischen Kontext einzugehen».

Zu heftiger Kritik kommt es auch im Grossen Rat. SVP-Mann Alexander Gröflin wirft vor allem den Sozialdemokraten vor, dass sie nicht gegen die frauenfeindliche Haltung des Islamisten vorgingen: «Eine öffentliche Verurteilung dieser Aussage wäre angezeigt gewesen. Aber es herrschte Schweigen.» Und er höhnt auch unwidersprochen: «Erstaunlich, aber nicht verwunderlich ist, dass ich gestern bei Recherchen auf der Website der SP Horburg-Kleinhüningen Herrn Osmanoglu als SP-Mitglied identifizieren konnte. Es liegt an Ihnen, geschätzte Genossinnen und Genossen, eine Person in Ihren Reihen zu dulden, welche das Schlagen von Frauen und Peitschenhiebe befürwortet und das islamische Recht einführen möchte.»

Seither ist auch Ehefrau Sehabat Kocabas Baslerin geworden; die Einbürgerungen vollzieht jetzt der Regierungsrat, nicht mehr das Kantonsparlament als letzte Instanz. Der Name findet sich nicht im Kantonsblatt; das Urteil des Gerichtshofs für Menschenrechte bezeichnet die strenggläubige Muslimin aber als Schweizer Bürgerin. Im Urteil spricht sich das Paar dafür aus, dass Einwanderer die Schweizer Ordnung anerkennen und sich an die Schweizer Sitten anpassen müssten: Es weiss genau, «wie es hier läuft». ○

DIE WELTWOCHTE

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik lässt sich die Weltwoche auf Ihrem Tablet komfortabel lesen. Mit der Weltwoche-App haben Sie alle Ausgaben seit 2011 zur Verfügung. So verpassen Sie nichts, wenn Sie einmal das Heft nicht zur Hand haben.



Available on the
App Store

ANDROID APP ON
Google play

«Wir wünschen Ihnen alles Gute»

Nach 43 Jahren muss ein Schwyzer Familienbetrieb seine Werkstatt räumen für Asylbewerber. Die Kantonsregierung spricht von «illegalen Einwanderern» und kritisiert den Bundesrat für seine Asyl- und Grenzschutzpolitik. *Von Peter Keller*



Sommarugas Politik: Die Werkstatt von Kaufmann Wohnbedarf in Steinen (SZ) wird zum Asylheim.

Mit zwei Sätzen beendete die Gemeinde Steinen SZ das Mietverhältnis und stellte den Familienbetrieb Kaufmann Wohnbedarf vor die Türe. Nach 43 Jahren. «Wir danken Ihnen für das stets angenehme Mietverhältnis und wünschen Ihnen alles Gute», liess der damalige Gemeindepräsident Roger Andermatt (CVP) im Kündigungsschreiben ausrichten. Die Zukunft gehört nicht mehr dem kleinen Gewerbebetrieb, sondern jenen Asylbewerbern, die man in der ehemaligen Schnapsbrennerei unterbringen möchte.

Familie Kaufmann ist konsterniert über den Entscheid. Eveline Herger, Tochter des Firmengründers, hat inzwischen einen Teil des eigenen Hauses umbauen müssen, um dort wenigstens die Arbeiten in den Bereichen Vorhänge und Polstern verrichten zu können. Ihr Bruder Reto ist mit der Bodenbelagssparte mitsamt Lehrtochter nach Goldau gezügelt. Ihr Widerstand gegen den Rauswurf war wirkungslos geblieben, wie auch der Brief an alle Gemeinderäte, den Präsidenten des Gewerbevereins, die Ortsparteien und Kantonsräte. Das Schreiben gleicht einem verzweifelten Appell. Die Familie erinnert daran, dass der Ausbau und Unterhalt der Camenzind-Liegenschaft weitgehend in eigener Regie ausgeführt und finanziert wurde. In all den Jahren hat der Betrieb seine Verantwortung als Ausbilder

wahrgenommen und fast dreissig Lehrlinge zum Berufsabschluss geführt.

Ausbleibende Unterstützung

Der Brief ging auch an den für die Liegenschaften verantwortlichen Gemeinderat, Robert Schuler von der CVP – nicht ohne Grund. Vater Kaufmann und seine Tochter engagierten sich während zweier Jahrzehnte für die Partei: als Ortsparteipräsident, im Schulrat, Bezirksschulrat und Gemeinderat. Eveline Herger wirkte und wirkt noch heute in verschiedenen Vereinen und Institutionen mit (Kirchenchor, Rechnungsprüfungskommission der Kirchgemeinde, Krankenunterstützungsverein, Stiftung Steiner Dorfläbä, Theater- und Gewerbeverein). Ein Bilderbuchbeispiel für das Engagement im schweizerischen Milizsystem. Umso enttäuschter ist die Familie über die Kündigung und die ausgebliebene Unterstützung ehemaliger Weggefährten. Namentlich der Präsident des örtlichen Gewerbevereins habe es nicht einmal für nötig befunden, an der Informationsveranstaltung zu erscheinen, als über mögliche Asylunterkünfte diskutiert und abgestimmt wurde.

Die Verantwortlichen wehren sich. Durch die Zunahme der Zahl der Gesuche muss die Gemeinde neu rund doppelt so viele Asylbewerber unterbringen und startete deshalb einen Aufruf in der Bevölkerung. Doch niemand

sei bereit gewesen, «uns seine Liegenschaft zu vermieten», erklärte Gemeindepräsident Roger Andermatt gegenüber dem *Boten der Urschweiz*, worauf man «schweren Herzens» der Firma Kaufmann gekündigt habe.

Für Marc Herger, Sohn von Eveline Herger, sind das undemokratische Ausflüchte. An der Versammlung hätten sich nur zwei von rund 150 Anwesenden für die Unterbringung auf dem Camenzind-Areal ausgesprochen. Das 115-jährige Gewerbegebäude sei renovationsbedürftig, vor allem, wenn hier plötzlich Personen einziehen sollten. Schätzungen gehen von rund 1,3 Millionen Franken aus für Sanierung und Innenausbau. «Es würde schon Alternativen geben», so Marc Herger, etwa beim früheren, ebenfalls gemeindeeigenen Zeughaus oder provisorische Container. Dass für ohnehin fragwürdige Asylbewerber einem einheimischen Familienbetrieb gekündigt werde, findet er skandalös. «Als der Entscheid fiel, setzte sich der Gemeinderat aus acht Vertretern der CVP und FDP und einem SVPLer zusammen. So viel zum Thema Bürgerlichkeit der beiden Mitteparteien.»

Korrektur käme zu spät

Letztlich müssen die Gemeinden die Asylpolitik der zuständigen Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) ausbaden. Das hat auch der Regierungsrat des Kantons Schwyz erkannt. In einer Vernehmlassungsantwort zur Übernahme der europäischen Grenz- und Küstenwache-Verordnung findet die Regierung ungewöhnlich deutliche Worte. Von «Flüchtlingen» ist im ganzen Schreiben keine Rede, sondern von «Migranten» und «illegalen Einwanderern». Die Schwyzer verlangen vom Bundesrat, bei der EU darauf hinzuwirken, dass im Mittelmeer aufgegriffene Migranten «unmittelbar wieder an den Ausgangsort», das heisst Afrika, zurückgebracht würden. «Solange diese Migranten weiterhin auf das europäische Festland transportiert werden, werden letztlich auch alle <Grenzschutzmassnahmen> kaum einen Nutzen bringen.» Unabhängig von der Vereinbarung mit der EU müsse auf jeden Fall die nationale Handlungsfähigkeit bezüglich (Binnen-)Grenzschutzmassnahmen gewährleistet bleiben, so der Regierungsrat.

Selbst wenn der Bundesrat und das Parlament ihren Asylkurs ändern würden, für den Familienbetrieb Kaufmann käme die Korrektur zu spät. Er hat seine Werkstatt und seine Lagerräume bereits für Asylbewerber räumen müssen. O

Unter Gartenzwerger

Mit unkonventionellen Ideen hat Thomas Kessler die Drogen- und Integrationspolitik der Schweiz vorangebracht. Jetzt muss der Basler Stadtentwickler gehen. Er passt nicht mehr in die Stadt mit ihrem Scheuklappen-Denken. Von Alex Reichmuth

Es war eine der letzten Amtshandlungen von Guy Morin (Grüne) und eine zünftige Überraschung. Letzte Woche gab der scheidende Basler Regierungspräsident bekannt, dass Thomas Kessler das Präsidialdepartement verlassen müsse – im «gegenseitigen Einvernehmen», wie es hiess. De facto ist es ein Rauswurf. Kessler verliert seinen Job als Stadtentwickler schon am 8. Februar, und das nach 26 Jahren bei der Basler Verwaltung. Für nicht wenige in der Stadt ist die Entlassung eine Genugtuung. Bei den Sozialdemokraten, denen die zupackende Art Kesslers ein Dorn im Auge war, verhehlt man die Freude nicht. «Er mischte sich in politische Geschäfte ein, die ihn nichts angehen», sagte SP-Kantonsrat Daniel Goepfert. «Ich denke, es ist gut, dass er geht.»

Thomas Kessler ist nicht irgendein Verwaltungsangestellter. Sein Name klingt, sein Wort hat Gewicht, weit über Basel hinaus. Nationale Bekanntheit erreichte er mit seinen pragmatischen Ansätzen, der offenen Drogenszene beizukommen. Kessler, gelernter Agronom und gestandener Cannabis-Forscher, kombinierte Repression, Prävention, Therapie und Überlebenshilfe für Süchtige. Anfang der neunziger Jahre schlug er vor, Schwerstabhängige mit der Abgabe von Heroin zu stabilisieren. In seiner Heimatstadt Zürich zeigte man ihm anfänglich den Vogel ob solcher Ideen. Doch der damalige Basler Justizdirektor Peter Facklam (LDP) erkannte das Potenzial Kesslers und machte ihn zu seinem Drogenbeauftragten. Dieser ging ohne Berührungängste mit Drögelern ans Werk, richtete Gassenzimmer ein und brachte die Heroinabgabe beim Stimmvolk durch. Die offene Drogenszene Basels war bald Vergangenheit, und es dauerte nicht lange, bis auch Zürich, Bern und Städte im Ausland das Kessler-Modell kopierten.

«Fördern und fordern»

Später tauchten in Basel neue Probleme auf. Im Verlauf des Flüchtlingszuzugs vom Balkan war die Stadt mit Verwahrlosung und Gewalt junger Ex-Jugoslawen konfrontiert. Die Leistungen Kesslers im Rauschmittelbereich hatten den Basler Regierungsrat Jörg Schild (FDP), selber ein ehemaliger Drogenfahnder, überzeugt. Also beauftragte er Kessler mit der Integration von Migranten. Dieser hatte früher als «Troubleshooter» in der Entwicklungshilfe gearbeitet. Kessler setzte auch hier auf das Prinzip «Fördern und fordern», stellte Integrationskurse auf die Beine und lehrte

junge Migranten nicht nur Deutsch, sondern auch Respekt und Anstand. Wie zuvor das Drogenkonzept, erregte das «Basler Integrationsmodell» bald Aufsehen weit über die Stadtgrenzen hinaus.

Doch der Erfolg entwickelte sich zu einer Art Bumerang für Kessler. Ab den nuller Jahren wurde die Stadt, erlöst von den drängendsten Drogen- und Ausländerproblemen, politisch schwerfälliger. 2005 erlangte Rot-Grün die Mehrheit in der Regierung. Die einst welt-offene Stadt wurde immer enger. Eifrig wurde fortan darüber gewacht, dass alles *comme il faut* läuft. Thomas Kessler, der einst für die Grünen im Zürcher Kantonsrat sass und inzwischen zum Stadtplaner befördert worden war, bekam das zu spüren. 2012, zu Zeiten des Arabischen Frühlings, beging er das Sakrileg, tunesische Asylanten als «Abenteuermigranten» zu bezeichnen. Es hagelte Proteste. Die linken Kreise in der Stadt nahmen Kessler jede Äusserung übel, die er nicht kleinlich mit seinen Vorgesetzten abgesprochen hatte. Als «grosen Guru, der die Probleme sieht und uns die Welt erklärt», verhöhnte Raphael Suter, damaliger Regionalchef der *Basler Zeitung*, Kessler. Dieser werde zur Hypothek: «Zu gross ist sein Ehrgeiz.»

Das Schmierentheater wiederholte sich vor einem Jahr. Kessler hatte sich erfrecht, das

Sonntagsverkaufsverbot an der zentralen Schifflände öffentlich zu hinterfragen. Vor allem die SP tobte. Kessler stehe «im Dienst des Volkes, und dieses hat mehrfach nein zur Liberalisierung der Ladenöffnungszeiten gesagt», schimpften die Sozialdemokraten. Guy Morin knickte ein und desavouierte seinen Untergebenen vor dem Parlament. Kessler habe die Kompetenzen überschritten und bekomme einen Verweis, sagte der Regierungspräsident.

Basel als Verliererin

Die Entlassung Kesslers ist die logische Folge der Entfremdung zwischen ihm und Basel. Über die Hintergründe der Trennung will er sich nicht öffentlich äussern. Es bleibt der Eindruck, dass sich seine Bestürzung über den Rauswurf in Grenzen hält. Mit seiner Erfahrung und seiner zupackenden Art wird er jedenfalls nicht arbeitslos werden. Schon jetzt hat er Angebote aus der ganzen Schweiz für neue Projekte und Aufgaben. Verliererin ist vielmehr die Stadt Basel. Sie schickt einen der letzten Mutigen in ihren Reihen in die Wüste. Die Kleingeister hingegen bleiben. «Spiesser» seien auch diejenigen, «die sich für progressiv halten, aber einen Gartenzweig in sich haben», sagte Thomas Kessler einmal in einem Interview. Es scheint, dass es in Basel ganz viele Gartenzweige gibt.



Zupackende Art: Thomas Kessler.

Sonja A. im Haifischbecken

Wenn sie am Sonntagabend gegen einen Blocher-Jünger antritt, steigt der Puls. Sonja A. Buholzer polarisiert genauso wie ihre SVP-Kontrahenten. Und manch einer fragt sich: Wer steckt eigentlich hinter dem Allerweltsetikett «Buchautorin und Management-Beraterin»? Von Alex Baur

Für Talkmaster Markus Gilli war es ein Traumstart ins neue Jahr. Schon beim Vorgeplänkel («Lust und Frust der Woche») der TV-Sendung «Sonntalk»* giftelten die Studiogäste einander an, dass es eine Freude war. Schnell wurde klar, dass sich zwei schlagfertige Streithähne gefunden hatten, die sich nichts schenken würden: der Aargauer SVP-Nationalrat Andreas Glarner versus Sonja A. Buholzer, die dem Publikum jeweils als «Buchautorin und Management-Beraterin» vorgestellt wird.

«Sibirische Werte»

Die Themen der sonntäglichen Debatte – Asyl, Energiewende, Obama – waren massgeschneidert für das klassische Duell vom Strickmuster «SVP-Flegel versus politisch Korrekte». Der Polteri aus Oberwil-Lieli schlüpfte nahtlos in die Rolle des abgewählten Christoph Mörgeli, der sich legendäre Wortgefechte mit Buholzer geliefert und diese auch mal als «Gouvernante» und «Oberlehrerin» titulierte. Verwundert nahm man zur Kenntnis: Linke und Grüne mögen ihre politischen Widersacher sein, doch niemand verkörpert die Antithese zur Volkspartei so ganzheitlich wie die parteipolitisch ungebundene Sonja A. Buholzer.

Die Abneigung beruht auf Gegenseitigkeit. Wenn die Antagonisten vor dem Showdown im TV-Studio eintreffen, so berichten Insider, falle die gefühlte Temperatur jeweils auf «sibirische Werte». Dabei ist Buholzer im helvetischen Politzirkus bestenfalls ein Fliegengewicht. Radikale Positionen vertritt sie höchstens in Bezug auf Frauenförderung und Tierschutz, doch um wirklich anzuecken, fehlt ihr der Fanatismus. Die Aversion geht tiefer, sie trägt existenzielle Züge.

Tatsächlich ist es schwierig, die stets makellos gestylte Mittfünfzigerin einzuordnen. Ihr dauerlächelndes Gesicht hat etwas Maskenhaftes, ihre druckreifen Statements wirken oft einstudiert und glatt wie Teflon, nichts scheint unkontrolliert. Trotzdem polarisiert sie nicht weniger als ihre Kontrahenten. Die Kommentare in den sozialen Foren sind mitunter ätzend bis beleidigend. Doch Buholzer gehört zum Grundinventar der Gesprächsrunde. Sie ist ein unverzichtbarer Bestandteil des Konzepts, das den «Sonntalk» zur erfolgreichsten Eigenkreation des Schweizer Privatfernsehens gemacht hat. Buholzer bleibt wie eine Ikone in der Erinnerung haften, sie verkörpert irgendetwas ganz Grundsätzliches.



Emanzipierte Frau für alle Fälle: Buholzer, 56.

Ihr Name findet sich auch in Hunderten von Zeitungsartikeln, gelegentlich ist sie auch im Schweizer Fernsehen SRF zu sehen. Für Journalistinnen ist Buholzer so etwas wie die emanzipierte Frau für alle Fälle. Ob Karriere und Kinder, Frauenquoten, Teilzeitarbeit, Frauen in der Politik, Mansplaining, Manager-Gier, Business-Frauen oder Frauentrends – wo immer die Meinung einer Gender-Expertin gefragt ist, gibt sie bereitwillig Auskunft.

Sonja A. Buholzer hat eine Reihe von Ratgebern geschrieben, einige haben es auf die Bestsellerliste des Schweizer Buchhandels geschafft, eines wurde sogar auf Chinesisch übersetzt, ein anderes auf Norwegisch. Die Titel wie «Überlebensstrategien für Frauen», «Frauenzeit», «Woman Power» oder «Umdenken, jetzt!» sind Programm.

Die Lektüre bringt einem die Unfassbare menschlich aber kaum näher. Es sind Monologe nach dem Duktus amerikanischer Motivationsgurus, die mit dem Kopfmikrofon ausgestattet in einem Kongresssaal das Publikum mit Power-Tipps («Heute ist mein «Best of the best-Tag») und eingängigen Power-Formeln («Auf-

bruch, Ausbruch, Durchbruch») auf Power-Commitment («Lustvoll, ethisch, konsequent») und Power-Leadership («Break your limits») einstimmt.

Im Stapel finden sich allerdings zwei Bücher, die markant von der Norm abweichen. «Solange du liebst – Botschaften einer Rebellin» erzählt uns die Geschichte der Mechthild von Magdeburg, die um das Jahr des Herrn 1227 aus dem Elternhaus ausbrach, um ihr Leben selber in die Hände zu nehmen. Es ist eine Erzählung über eine historisch verbürgte Person. Auch nach 250 Seiten bleibt Mechthild von Magdeburg eine eigentümlich abstrakte Kunstfigur. Immerhin bringt uns die Protagonistin, die ihre Existenz bedingungslos dem Streben nach Unabhängigkeit und Gerechtigkeit unterordnet, der Gedankenwelt der Autorin etwas näher.

Sonja A. Buholzer wurde 1960 in der Stadt Luzern geboren. Als Einzelkind wuchs sie in einem «gut mittelständischen» Haushalt auf, den sie als liberal und liebevoll beschreibt. Ihr Vater war Graveur, Ziseleur und Goldschmied, ihre Mutter half im Geschäft mit, das auf exquisite Kundschaft spezialisiert war. Mag sein, dass dieses Ambiente ihren Hang zum Perfektionismus prägte. Jedenfalls waren der ehrgeizigen Sonja stets nur die besten Noten gut genug, wie Freunde berichten. Disziplin und Selbstbeherrschung eignete sie sich auch im Ballett an.

Lehrerseminar, Studium der philosophischen Wissenschaften an der Uni Zürich, zwei Jahre an der New York State University, mit 27 Jahren Doktorarbeit über Mechthild von Magdeburg (summa cum laude) – während im Niederdorf die Steine flogen, konzentrierte sich Buholzer in den 1980er Jahren zielstrebig auf ihr Studium. Sie habe zwar Sympathien für die Jugendbewegung gehegt, sagt sie, doch ihr politisches Erweckungserlebnis war ein anderes: die Nichtwahl der Bundesratskandidatin Lilian Uchtenhagen (SP) im Herbst 1983. Das Frauenthema liess sie seither nicht mehr los.

Eine Habilitation wäre die logische Fortsetzung ihrer Karriere gewesen. Doch Buholzer wechselte in ein Biotop, das für eine Geisteswissenschaftlerin ungewöhnlich ist: die Welt der Banken und Finanzmanager. Ihr erster Förderer war Niklaus Kubli, der als «rote Socke» bekannte Ausbildungschef der Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG). Unter den Fittichen des damaligen FDP-Nationalrats Ernst Mühlemann legte sie eine steile Karriere in der SBG-Kaderschulung hin. Die

Grossbank sponserte auch ihr erstes Buch über Frauen und Macht.

Brüche im Leben

Buholzer schaffte es bis in die Teppichetage, was damals für eine Frau in der Schweiz noch ziemlich ungewöhnlich war. Und sie fühlte sich ganz wohl in dieser Aussenseiterrolle. Über mangelnden Support mag sie sich nicht beklagen. 1994 machte sie sich als Beraterin selbständig. Seither schlägt sie sich als Dozentin (Universität St. Gallen), Stiftungsrätin (Raiffeisen) und Coach für Manager durchs Leben. Internationale Top-CEOs hätten zu ihrer Klientel gehört, versichert sie, zu drei Vierteln Männer. Wer sie waren, will sie nicht sagen, denn Diskretion sei Pflicht in jenen Sphären. Eine Statue, die sie anlässlich einer Italienreise auf dem Forum Romanum beeindruckte, brachte sie auf den Namen der Firma, die sie bis heute betreibt: Vestalia Vision. Vestalinnen, das waren die keuschen Priesterinnen, Hüterinnen des ewigen Herdfeuers, die den Tempel reinhielten. Kein grosser römischer Feldherr zog in die Schlacht, ohne vorher den Rat einer Vestalin einzuholen. Für Buholzer war es die perfekte Symbolik.

Nun gibt es auch Brüche im Leben der Sonja A. Buholzer, über die sie lieber nicht reden möchte. Da wäre etwa ihr erster Ehegatte, Walter Meier, zu seinen besten Zeiten mehrhundertfacher Millionär. Der Hallauer Pfarrer Gerhard Blocher, der famose Bruder des famosen Christoph Blocher, hatte die beiden getraut. In der breiten Öffentlichkeit wurde Meiers Name erst 2010 bekannt, als dieser im Zusammenhang mit dem BVK-Korruptionsskandal verhaftet wurde. Der Finanzhai wurde später zwar wegen Verjährung freigesprochen. Was bleibt: Mit aberwitzigen Börsenspekulationen über Meiers Firma BT&T hatten mehrere Pensionskassen Hunderte von Millionen Franken verloren. Und Sonja A. Buholzer war Mitgründerin der BT&T.

Vorwürfe müsste sie sich deshalb an sich nicht gefallen lassen. Ein halbes Jahr nach der Heirat mit Walter Meier reichte sie die Scheidung ein, und das notabene in einer Zeit, als dieser noch als Finanzgenie und «Trüffelschwein der New Economy» (*Tages-Anzeiger*) gefeiert wurde, also lange bevor die Blase platzte. Sie sei aufgrund einer Gütertrennung, die sie selber verlangt hatte, «mit null Franken» aus dieser Scheidung herausgegangen, schwört Buholzer. Mehr will sie dazu nicht sagen. Allein die Tatsache, dass sie sich in diese Beziehung eingelassen hat, ist ihr peinlich genug. Auch wenn sie keine Schuld trifft, könnte doch etwas am makellosen Image hängenbleiben. Reputationsrisiko nennt man einen solchen potenziellen Makel in Managerkreisen.

Das BT&T-Debakel führt zum zweiten eigensinnigen Buholzer-Buch: «Shark Leadership – Management hinter den Grenzen der Angst». In diesem streckenweise sehr persönlichen Werk beschreibt sie Erfahrungen, die sie beim Tauchen mit Haien machte. Es ist ein Plädoyer für Demut und Respekt gegenüber der Natur und den verfeimten Raubtieren, aber auch ein allegorisches Lehrstück über den Umgang mit Risiko, Angst und Ohnmacht, es geht um Fragen der Macht, Disziplin und Selbstbeherrschung. Die Tauchgänge mit den Haien wurden für Buholzer zur grossen Leidenschaft, die sie seit nunmehr über zehn Jahren in ihrem Bann hält.

Spätestens wenn man sie über die Haie referieren sieht und hört, offenbart sich hinter der Maske der gestrengen und politisch stets korrekten «Gouvernante» eine leidenschaftliche und intelligente, ja herzliche Person, welche die Konfrontation nicht scheut. Die Kontroversen lägen ihr im Blut, meint Buholzer, allerdings solche «mit Respekt und Intellekt». Angriffe gegen die Person verabscheue sie. Ihr Ziel ist klar: Der Mensch muss ständig an sich arbeiten, um ein besserer Mensch zu werden, um die Gesellschaft zu einer besseren Gesellschaft zu formen. Kinder kommen in diesem Vestalia-Leben nicht vor. «Es hat sich einfach nicht ergeben», wie sie sagt. In diesem Jahr wird sie noch einmal heiraten, zum dritten Mal. Und diesmal, da ist sie sich sicher, wird es klappen.

Ausgerechnet Marine Le Pen

Beim konservativen Blocher-Prinzip dreht sich alles um die Welt, *wie sie ist*. Das Buholzer-Prinzip ist gleichsam das Gegenstück: Buholzer orientiert sich an den Dingen, *wie sie sein sollten*. Das ist der Auftrag, dem sie ihr ganzes Leben und Schaffen verschrieben hat. Vielleicht verbindet diese missionarische Ader Buholzer mit ihren SVP-Widersachern mehr, als beiden Seiten lieb sein kann. Und nicht nur das. Auch wenn es bloss eine neckische Anekdote ist, die sie sich schon oft anhören musste: Optisch gleichen sich Sonja A. Buholzer und Marine Le Pen wie eineiige Zwillinge. Ausgerechnet Marine Le Pen, die wortgewaltige Anführerin des rechtskonservativen Front national.

Das führt uns zu einer letzten Frage: Wie hält sie es eigentlich mit den nationalkonservativen Powerfrauen – Theresa May, Frauke Petry, Magdalena Martullo oder eben Marine Le Pen –, die Europa aufmischen und die Männer zusehends in den Schatten stellen? Sonja A. Buholzer zögert: «Eine gute Frage, ich weiss die Antwort nicht.» Sie werde das Thema zum nächsten Tauchgang mit den Haien mitnehmen.

*«Sonntalk» wird von Tele Züri, Tele M1 und Tele Bern ausgestrahlt und feiert heuer sein 20-Jahr-Jubiläum.

Entwicklungshilfe

Nur gut gemeint

Was ein Vogelhäuschen mit Velos für Afrika zu tun hat.



Hier braucht es ein Vogelhäuschen», sagte mein Vater. Die Vogelbeobachtung sei für kleine Kinder ein lehrreicher Zeitvertreib, fand er. Also schreinerte er gleich selbst ein wunderschönes

Vogelhaus, welches er uns bei einem Besuch mitbrachte.

Letzten Winter lag es im Keller. Als mein Vater das bei einem Besuch bemerkte, stellte er es eigenhändig in den Garten und kaufte auch noch Futter und füllte es ein. Im Mai stand es immer noch draussen, da räumte er es wieder in den Keller. Er stellte es nicht bloss in eine Ecke, sondern brachte es mit einem Haken an der Decke an, damit es nicht im Weg war.

Und nun beim jüngsten Schneefall ein Telefonat: «Das Vogelhäuschen! Es wäre Zeit.» Als ich es in den Garten stellen wollte, brachte ich den Stiel nicht in die Erde. Sie war gefroren. Irgendwie band ich es dann an eine Wäschestange. Dabei dachte ich mir: «Ich habe nie ein Vogelhäuschen bestellt, sehe aber den Nutzen sowohl für die Vögel als auch für meine Kinder. Und wenn nun ein wohlmeinender, gutherziger Mensch kommt und alles macht, super.»

Leider ohne Bestand

So geht es doch auch den Afrikanern. Sie haben nie alte Velos bestellt oder Lehmöfen oder Brunnen. Aber wenn Leute kommen und alle Arbeit machen und alles bezahlen: «Warum nicht?»

Derzeit werden schweizweit gebrauchte Velos gesammelt, von hiesigen Behinderten repariert und nach Afrika verschifft (15 000 im Jahr). Klar, mit dem Velo kommt man schneller zum nächsten Brunnen oder auf den Markt. Das machen wir in Winterthur oder Zürich ja auch so. Man sollte sich nicht wundern, wenn die Gerätschaften und Einrichtungen einige Jahre später vergammeln und verrostet. Was nicht aus eigenem Antrieb entsteht, hat keinen echten Bestand. Aber sehr gut gemeint ist vielleicht auch ein klein wenig von sich aus gedacht.

Daniela Niederberger

Lehrer erpressen Schüler

An Schweizer Schulen werden neuerdings «Sitzstreiks» als Disziplarmassnahme eingesetzt. Die Methode, die nach Gandhi und Kuschelpädagogik klingt, ist nichts anderes als eine Kollektivstrafe, wie man sie aus dem Militär kennt. *Von Allan Guggenbühl und Antje Kahl (Illustration)*

«Wir bleiben hier, bis ihr kooperiert! Niemand verlässt das Zimmer!», teilt der Schulleiter den Oberstufenschülern mit. Diese sitzen verdattert, eingeschüchtert oder erstaunt hinter ihren Pulten. Dem Schulleiter sowie der Klassenlehrerin und der Schulsozialarbeiterin, die mit ernster Miene neben ihm sitzen, ist es ernst. Protest ist wirkungslos. Die Eltern wurden avisiert. Der Sitzstreik der Lehrpersonen soll den Schülern klarmachen, dass das Problem nur gelöst werden kann, wenn sie kooperieren.

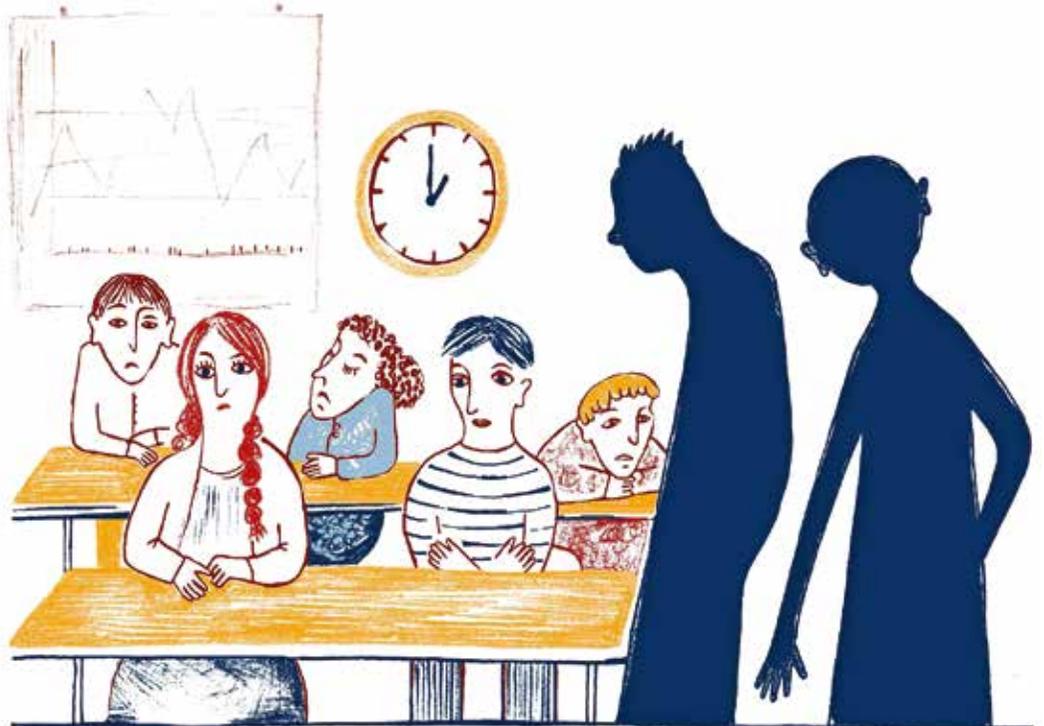
Eine neue Schülerin wird gemobbt. Wenn sie sich im Unterricht meldet, verdrehen die Schüler und Schülerinnen die Augen, Informationen werden nicht an sie weitergeleitet, und ihr Schulmaterial ist zerstört worden. Als schliesslich ihr Schulheft mit Kot verschmiert wird und der Schulleiter einen verzweifelten Anruf der Mutter des Mädchens erhält, hat die Schulleitung genug. Da Ermahnungen und Gespräche nichts ergeben haben, entschliesst man sich zur ultimativen Massnahme: einem Sit-in beziehungsweise einem Sitzstreik. Die Klasse wird ins Schulzimmer zitiert und darf erst hinaus, wenn sie sich einsichtig zeigt und der Täter sich meldet. Die Lehrpersonen warten.

Die Idee des Sitzstreiks entwickelte der israelische Konfliktexperte Haim Omer. Kinder und Jugendliche brauchen nicht nur Verständnis, sondern es gilt als Erwachsener, Grenzen zu setzen und durch Präsenz zu signalisieren, dass sie ihr Verhalten ändern oder eine Tat eingestehen müssen. Dies soll im Rahmen einer Beziehung geschehen. Der junge Mensch realisiert so, dass er dem Erwachsenen nicht gleichgültig ist. Es geht um gewaltlosen Widerstand der Lehrpersonen, damit die Schüler einsichtig werden und kooperieren.

Wirren der Pubertät

Die Methode des Sit-in wird von vielen Schulen als Antwort auf Vorfälle, Vandalismus oder schwierige Klassendynamiken angewandt. Die hartnäckige Präsenz der Lehrpersonen signalisiere den Schülern, dass man sie ernst nimmt. Die Methode versteht sich als gewaltloser Widerstand der Autoritäten bei Fehlverhalten der Jungen. Wie so oft, wenn eine Botschaft aus der Ferne kommt und mit schönen Worten verpackt wird, sieht man nicht genau hin. Die Präsenz der Bezugsperson ist zweifellos bei Kindern und Jugendlichen wichtig.

Um die Wirren der Pubertät zu überwinden, brauchen vor allem Jugendliche ein Gegenüber, das sich mit ihnen respektvoll auseinan-



Welches sind die Anführer, die Nerds, die Schwindler?

dersetzt – Eltern und Lehrpersonen, die sie im Auge behalten, bei Vorfällen reagieren und ihnen helfen, einen Weg ins Leben zu finden. Voraussetzung ist, dass eine Beziehung besteht, man eine gemeinsame Geschichte teilt

Die Einheit, die Erwachsene in der Schülergruppe sehen, besteht oft nur auf dem Papier.

und sich emotional verbunden fühlt. Eine weitere Voraussetzung ist, dass beide Parteien die Möglichkeit haben, etwas umzusetzen. Wenn ein Vater drei Stunden auf seinen Sohn einredet, um ihn vom Kiffen abzubringen, dann beherzigt der Sohn das Anliegen des Vaters eventuell, weil er sich mit ihm verbunden fühlt und selber Entscheidungen treffen kann.

Schulklassen fehlt diese Einheit der Persönlichkeit. Es handelt sich um «Chaoshaufen», die auf dem Verordnungsweg zu Zwangsgemeinschaften zusammengestellt worden sind. Die Schüler haben sich nicht gegenseitig ausgewählt wie in einer Clique und wurden nicht aufgrund eines speziellen Persönlichkeitsprofils aufgenommen. Menschen begegnen sich, die sich aufgrund ihres Temperaments, ihres sozialen Hintergrunds oder ihrer Interessen sonst aus dem Weg gehen würden.

Zwangsläufig kommt es zu internen Spannungen, Machtkämpfen, und es bilden sich Untergruppen. Wer Glück hat, findet einen Freund. Viele Schüler wännen sich jedoch in ihrer Klasse von Fremden umgeben.

Die Beziehung zwischen Lehrpersonen und einer Klasse unterscheidet sich von einer persönlichen Beziehung. «Chaoshaufen» entwickeln in Ausnahmefällen einen einheitlichen Willen. Meistens fühlen sich die Schüler durch gewisse Mitschüler gestört. Sie ärgern sich über einen Prahlhans, der alles besser weiss, über Nörgler, die alles doof finden, oder Schwatztanten, die verbalen Schrott produzieren. Die Einheit, die Erwachsene in der Schülergruppe sehen, besteht oft nur auf dem Papier. Die Klasse solidarisiert sich vielleicht bei Abwehrreaktionen. Man rauft sich zusammen, weil die Überraschungsprüfung als ungerecht empfunden wird oder der Skitag abgesagt wurde. Lehrer brauchen sehr viel psychologisches Geschick, um sich als Führungspersonen durchzusetzen.

Oft entwickeln sich wertvolle Beziehungen zu einzelnen Schülern. Wer jedoch eine ganze Klasse zum Beziehungs-Gegenüber erklärt, wird enttäuscht werden.

Bei den Auftritten der Lehrpersonen vor der Klasse oder vor versammeltem Jahrgang handelt es sich weniger um Beziehungsarbeit, sondern um eine Machtdemonstration. Die

Lehrpersonen reklamieren den Führungsanspruch und zwingen dem Chaoshaufen ihren Willen auf. Die Klasse hat zu gehorchen, ob sie einverstanden ist oder nicht.

Sit-ins sind problematisch, weil sie etwas anderes vorgeben. Es handelt sich um eine kollektive Strafe. Eher peinlich ist es, wenn man sich auf Gandhi oder Beziehungsarbeit beruft. Gandhi hat gegen die britische Kolonialmacht opponiert, war nicht Vertreter der Institution. Effektiv outet sich die Schule als Machtinstrument des Staates. Die Ordnung muss hergestellt werden.

Ansehen dank Time-out

Bei Machtdemonstrationen drohen Gegenreaktionen. Oft melden sich die Opportunisten zuerst. Sie mimen Zustimmung und übernehmen die Rhetorik der Mächtigen. Die üblichen Schuldigen werden genannt: Ein Mitschüler, den alle nicht mögen, soll sie zur Tat angestachelt haben. Andere Klassen halten dicht. Nicht aus Einsicht, sondern weil sie sich durch dominante Mitschüler einschüchtern lassen.

Dann gibt es Schüler, die inszenieren sich vor den Mitschülern als Rebellen, um beachtet zu werden. «Fuck you!», entgegnete ein Schüler dem Schulleiter und zeigte ihm den Mittelfinger. Ein Time-out war die Folge, sein Ansehen stieg. Schuldige melden sich. Sie gestehen die Tat, obwohl sie nicht oder fast nicht beteiligt gewesen sind. Es sind Kinder oder Jugendliche, die dazu neigen, sich schuldig zu fühlen. «Wieso habe ich den Mitschüler nicht zum Geburtstag eingeladen?», werfen sie sich vor, während die wirklichen Täter sich bedeckt halten. Eltern reagieren oft unwirsch auf Sit-ins. Sie hören vom Vorfall durch ihre Kinder und glauben deren Versionen – natürlich sind diese unschuldig und ist die Strafe überrissen. In Extremfällen suchen die Eltern nach einer Gelegenheit, um zurückzuschliessen. Solche Nachwirkungen bleiben meist unter dem Radar der Lehrpersonen, weil die erste Reaktion bei Machtdemonstrationen vorsichtiges Abwarten ist.

Bei Vorfällen muss die Lehrerschaft reagieren und auch repressive Massnahmen in Erwägung ziehen. Präsenz ist vor allem während des normalen Unterrichts wichtig. Man weiss, was die Schüler sorgt, wie es ihnen geht und welche Interessen sie hegen. Um nach Vorfällen richtig zu reagieren, muss man mit der internen Dynamik der Klasse vertraut sein: Welches sind die Anführer, die Nerds oder Schwindler? Welche Schüler können auf die Mitschüler einen Einfluss ausüben? Ein Sitzstreik der Lehrer mag ausnahmsweise angebracht sein, doch handelt es sich um eine klassische Erpressung oder eine kollektive Bestrafung der Schüler. Sich auf Gandhi zu berufen und die Massnahme als Beziehungsakt zu definieren, ist unehrlich.

Allan Guggenbühl ist Psychologe und Autor zahlreicher Bücher zum Thema Jugendgewalt und Konfliktmanagement.

Umwelt

Beton im Boden

In der Schweiz fehlen Gesetze für den Rückbau von Windrädern. Für Grundbesitzer könnte es ein böses Erwachen geben.

In Deutschland ist der Rückbau von Windanlagen schon Alltag. Dort stehen rund 25 000 Turbinen. Etliche sind in den neunziger Jahren errichtet worden und gehen dem Nutzungsende entgegen. Das Land muss darum in den nächsten Jahren Tausende Anlagen abbauen. Viele wären technisch zwar noch tauglich, werden aber mittels eines «Repowering» durch leistungsstärkere Räder ersetzt. Die veralteten Anlagen können derzeit in andere Länder verkauft werden. Insbesondere in Polen, Russland und anderen Oststaaten finden sich Abnehmer.

Sollte die Nachfrage nach Altanlagen aber einmal abflauen, muss man diese entsorgen. Das recycelbare Material bringt zwar einen gewissen Verkaufserlös. Dieser reicht aber kaum, um die Rückbaukosten zu decken: Es sind riesige Kräne nötig, um die Rotoren herunterzuholen und die Masten abzutragen. Bagger müssen die Betonsockel herausmeisseln und am Schluss die Zufahrten renaturieren. Unzählige Lastwagenfahrten sind nötig. Laut dem deutschen Bundesverband Windenergie kosten Rückbau und Entsorgung rund 30 000 Euro pro installiertes Megawatt Leistung. Für eine grosse Turbine fällt so rasch ein sechsstelliger Betrag an.

Der grosse Ausbau soll kommen

In Deutschland hat der Gesetzgeber für den künftigen Rückbau vorgesorgt. Seit 2004 müssen Erbauer von Windrädern Rücklagen bilden oder Bürgschaften errichten. Manche Bundesländer verlangen gar vor Baubeginn eine Sicherheitsleistung. In Nordrhein-Westfalen beträgt diese 6,5 Prozent der Gesamtinvestition.

In der Schweiz gibt es heute erst 37 Grosswindanlagen. Doch der grosse Ausbau soll kommen: Die Vereinigung für Windenergie Suisse Eole und der Umweltverband WWF haben kürzlich angekündigt, den Bau von 400 Windanlagen voranzutreiben. Will der Bund seine Ziele im Rahmen seiner Energiestrategie erreichen, müssen gar bis zu 1500 Turbinen errichtet werden. Doch in der Schweiz gibt es im Gegensatz zu Deutschland keinerlei gesetzli-

che Regelung für den Rückbau der Anlagen. Der Bund und Suisse Eole betonen zwar, der Rückbau werde meist im Rahmen der kantonalen Baubewilligung geregelt – etwa in Form einer Pflicht, während des Betriebs Rückstellungen zu bilden. Doch das befriedigt nur halbwegs.

Falls Betreiber vor dem technischen Ende der Anlagen in Konkurs gehen, ist möglicherweise auch das Geld für deren Entsorgung weg. «Bei einer betriebstüchtigen Anlage bestehen durch den Restwert der Anlagen keine finanziellen Probleme für den Rückbau», schreibt Suisse Eole, auf diesen Punkt angesprochen. Dieses Argument sticht aber nur, solange die Anlagen auch einen Restwert haben. Sollte der Boom der Win-



denenergie europa- oder weltweit abflauen, werden alte Anlagen kaum mehr einen Wert haben. Suisse Eole verweist weiter auf die Möglichkeit von Bankgarantien, die im Konkursfall bestehen bleiben. Solche sind aber, wie gesagt, vom Gesetz nicht vorgeschrieben.

Zentral für die Höhe der Kosten ist, ob und wie weit die Sockel der Windanlagen entfernt werden müssen. Bei V90-Turbinen, wie sie etwa im Jura errichtet wurden, besteht das Fundament aus tausend Tonnen Beton und fünfzig Tonnen Eisen. In Deutschland haben Gerichte entschieden, dass nach dem Ende einer Anlage auch dieses riesige Betonfundament abgetragen werden muss – so etwa 2005 der Hessische Verwaltungsgerichtshof. Diese Auflage kann rasch Kosten von mehreren hunderttausend Franken zur Folge haben. In der Schweiz ist aber auch die Entfernung des Fundaments nicht geregelt. Die Windkraftlobby plädiert dafür, die Betonsockel nur so weit abzutragen, dass der Boden wieder landwirtschaftlich genutzt werden kann.

Heute stellen Grundbesitzer ihr Land oft grosszügig Windkraftinvestoren zur Verfügung, um die angeblich zukunftsweisende Energiewende zu befördern. Es könnte für sie ein böses Erwachen geben, wenn die finanziellen Folgen dereinst an ihnen hängenbleiben. *Alex Reichmuth*



44 oder 3200 Franken?

Neuerdings behaupten sogar Wirtschaftsführer und die Experten von Avenir Suisse, dass Solar- und Windstrom Marktreife erreicht hätten. Die Subventionen in Form der Einspeisevergütung könnten so automatisch auslaufen. Die Diagnose ist falsch.

Von Silvio Borner

Der Stromstecker liefert eine sehr spezielle Dienstleistung. Physikalisch ist Strom absolut homogen. Ökonomisch erscheint aber derselbe Strom in extrem unterschiedlichen Formen, weil es darauf ankommt, wann und wo er ans Netz geht. Der von ABB-Chef Ulrich Spiesshofer genannte Lieferpreis von drei Rappen pro Kilowattstunde (kWh) Solarstrom bezieht sich auf ein Werk in der chilenischen Atacamawüste, die als weltweit am sonnenreichsten gilt, und betrifft nur den Tag. Vor allem das Wann ist matchentscheidend, weil im Netz Spannung und Frequenz stets genau stimmen müssen. Angebot und Nachfrage müssen deshalb permanent im Gleichgewicht sein.

Hinzu kommt, dass Stromnetze natürliche Monopole sind. Im Unterschied zu anderen Gütern kann Strom nur über parastaatliche Hochspannungsnetze international übertragen und nur über öffentliche Verteilnetze lokal vertrieben werden. Anders als Kohle, Öl, Uran beziehungsweise Thorium oder Gas kann Elektrizität weder auf offenen Weltmärkten beschafft noch gelagert werden. Der Wert von Strom und die Kosten verschiedener Technologien werden durch diese Netzanforderungen entscheidend geprägt.

Glace-Stand auf dem Jungfrauojoch

Dazu ein anschauliches Beispiel: Man stelle sich einen Glace-Stand auf dem Jungfrauojoch vor, der tagesfrische Glace «erneuerbar» produziert. Die Kälte ist im Winter drei Monate lang gesichert, und die Natur «schickt keine Rechnung». Ist die Anlage einmal installiert, sind auch die Grenzkosten praktisch gleich null. Aber ein Gewinn ist nicht in Sicht, weil im Hochwinter praktisch keine Nachfrage vorhanden und im Sommer bei grosser Nachfrage ohne Kaltluft keine Produktion möglich ist. Die Produktionskosten der Jungfrau-Glace mögen in der winterlichen Betriebszeit noch so tief sinken, wettbewerbsfähig wird dieses Geschäft nie.

Genauso verhält es sich beim Flatterstrom, der übers Jahr nur so viel hergibt, wie wenn die Sonne lediglich in gut 10 Prozent der Zeit und Wind in gut 15 Prozent die volle Leistung bringen würden. In diesen nicht planbaren Produktionsspitzen fällt der Wert umso dramatischer ab, je höher die Flatterstrom-Kapazitäten sind. In Deutschland erleben wir immer häufiger sogar negative Preise.

Kannibalisierung nennen das die Ökonomen. Je höher die Leistungen bei Sonne und Wind ausfallen, desto weniger wert sind die unberechenbar schwankenden Produktionsblasen. Dank Einspeisevorrang und fixer Vergütung stört das freilich die Flatterstrom-Produzenten nicht, aber die im Monopol gefangenen Konsumenten bezahlen die (vorläufig noch nicht so happige) Zeche. Sowohl in Deutschland wie in der Schweiz sind deshalb die Subventionen für Solar- und Windanlagen etwa zehnmal höher als der Marktwert des damit erzeugten Stroms.



Produktionsblasen: Solaranlage in Chile.

Je mehr wir hier investieren, desto grösser wird der volkswirtschaftliche Verlust. Wir brauchen deshalb für einen vollen Ersatz der Kernkraft durch Wind- und Solarenergie bei der Sonne knapp die zehnfache Kapazität und beim Wind gut die fünffache. Weil aber selbst bei diesen riesigen Überkapazitäten die Lastfaktoren konstant bleiben, müssen wir Solar- und Windanlagen mit immer mehr Reserve- oder Speicherkapazitäten duplizieren – was die Kosten für die Verbraucher zunehmend stärker ansteigen lässt.

Internationale Studien zeigen, dass Solar- und Windstrom im Netz bei einem Anteil von

30 Prozent eine ökonomisch absolut kritische Grenze erreichen. China will daher den Anteil von Solar- und Windenergie pragmatisch auf 10 Prozent limitieren. Die täglichen, wöchentlichen und saisonalen Schwankungen von Sonne und Wind können auch nicht kurzfristig und vor allem nicht im Winter durch eine Anpassung der Nachfrage oder ein Smart Grid, also ein intelligent reagierendes Netz, ausgeglichen werden. Ohne gewaltige Pufferung, Saisonspeicherung und planbare Reserven geht es also nicht.

Negativbeispiel Deutschland

Die einzige Alternative wäre eine völlige Dezentralisierung, was aber ebenso utopisch bleibt. Selbst wenn die Kosten der Solarpanels und damit die kostendeckende Einspeisevergütung pro kWh sinken, werden die gesamten Subventionen mit steigendem Anteil von

Je mehr wir hier investieren, desto grösser wird der volkswirtschaftliche Verlust.

Wind- und Sonnenenergie weiter zunehmen. Das alles ist in Deutschland schon klar ersichtlich. Allein die eingegangenen Subventionsverpflichtungen werden bis 2025 insgesamt auf 600 Milliarden Franken veranschlagt.

Wenn man davon ausgeht, dass die zehnmal kleinere Schweiz bei den «neuen erneuerbaren Energien» zehn Jahre im Rückstand sowie doppelt so nuklearintensiv ist, müssen wir bis 2035 überschlagsmässig allein für die kumulierten Subventionen der Einspeisevergütung mit mindestens 60 Milliarden Franken rechnen. Beim Referendum gegen das jüngst beschlossene Energiegesetz geht es einerseits um die Energiestrategie des Bundes als Ganzes und andererseits um das erste Massnahmenpaket, das die gesetzten Ziele für den Ersatz der Kernenergie bestenfalls zur Hälfte erfüllen könnte. Die von der SVP berechneten Kosten der «Energiewende» von 3200 Franken pro Familie und Jahr sind deshalb langfristig weit aus realistischer als die lächerlichen 44 Franken, die der Bundesrat angibt.

«Wehret den Anfängen» ist die einzig ehrliche und vernünftige Devise. ○



Schmerzhaftes Renten kürzungen: So sichern Sie Ihr Einkommen im Alter

Viele Pensionskassen müssen die Renten angehender Pensionierter teils massiv kürzen. Umso wichtiger ist es, dass jeder seine Vorsorge selber in die Hand nimmt.

Die Renten müssen gekürzt werden. Daran führt kein Weg vorbei. Die tiefen Zinsen machen es Pensionskassen praktisch unmöglich, eine ausreichende Rendite zu erzielen, um die Rentenversprechen zu erfüllen.

Angehende Pensionierte müssen sich deshalb auf tiefere Renten einstellen. Sie haben jedoch Möglichkeiten, Rentenkürzungen auszugleichen:

1 Länger arbeiten

Schon heute bleiben viele über das AHV-Alter hinaus erwerbstätig. Wer seine AHV-Rente um 1 Jahr aufschiebt, erhält eine 5,2 Prozent höhere Rente als mit 65 (siehe Tabelle). Wer mit 70 in Pension geht, erhöht seine Rente sogar um 31,5 Prozent.

Länger arbeiten für mehr AHV-Rente

Wer seine AHV-Rente 2 Jahre über das ordentliche Pensionierungsalter hinaus aufschiebt, erhält 10,8% mehr Rente.

1 Jahr:	5,2%
2 Jahre:	10,8%
3 Jahre:	17,1%
4 Jahre:	24,0%
5 Jahre:	31,5%

2 Freiwillige PK-Einkäufe

Mit freiwilligen Einzahlungen in die Pensionskasse verbessert man die Vorsorge und spart Steuern. Die Steuerersparnis ist umso grösser, je höher das steuerbare Einkommen ist und je schneller das Geld wieder bezogen wird. Die höchste Rendite erzielt man mit einem Einkauf in den letzten Jahren vor der Pensionierung. Allerdings: Wer sich sein Altersguthaben auszahlen lassen möchte, muss sich spätestens drei Jahre vor der Pensionierung einkaufen.

3 Säule 3a früh aufbauen

Wer ab 40 jedes Jahr den Maximalbetrag in die Säule 3a ein zahlt, spart bis 65 ein Vermögen von 217'000 Franken an. Wer ab 55 damit beginnt, kommt bei einer jährlichen Rendite von 2 Prozent auf 74'000 Franken. Diese Einzahlungen sind steuerlich zu 100 Prozent abzugsfähig.

4 Hohe Steuern vermeiden

Eine schrittweise Pensionierung hilft, Steuern zu sparen. Wer das Arbeitspensum mit 63 Jahren von 100 auf 70 Prozent reduziert, kann sich bei vielen Pensionskassen dann schon 30 Prozent seines Altersguthabens auszahlen lassen und den Rest beziehen, wenn er die Berufstätigkeit endgültig aufgibt. Mit der Aufteilung der Bezüge über mehrere Jahre lässt sich die Steuerprogression in der Regel brechen.

5 Gebühren vergleichen

Viele bezahlen unnötig hohe Prämien für ihre Versicherungen

und immer happigere Bankgebühren für Konto, Depot und Anlageberatung. Hohe Prämien und Gebühren fressen das Angesparte auf. Deshalb ist es wichtig, die Finanzdienstleistungen laufend zu vergleichen.

SERVICE

Früh planen lohnt sich

Sie möchten Rentenkürzungen abfedern? Die Experten des VZ VermögensZentrum beraten Sie gern:

- Reservieren Sie einen unverbindlichen Termin unter: vzch.com/kontakt
- Oder bestellen Sie das kostenlose Merkblatt zu diesem Thema unter: vzch.com/weltwoche

VZ VermögensZentrum
Telefon Hauptsitz:
044 207 27 27
vermoegenszentrum.ch

«Frieden und Wohlstand»

«Übermütige Vulgarität», «PR-Genie», «dumme Umweltschutzvorschriften»: Am grossen Weltwoche-Podium* zu Donald Trump diskutierten Polit-Analystin Amy Holmes, Trumps Umfragechef John McLaughlin und Auto-Manager Bob Lutz über den neuen amerikanischen Präsidenten.



«Neuer Sheriff»: McLaughlin, Holmes, Lutz, Köppel (v. l.) im Zürcher «Renaissance Tower Hotel».

Für John McLaughlin, Umfragechef und Freund von Donald Trump, ist es ein klarer Fall: Der neue Präsident hat seit den Wahlen seine Zustimmungswerte weiter steigern können. Mit dieser Botschaft war McLaughlin an die Diskussionsveranstaltung über die Politik des neuen Präsidenten im Weissen Haus nach Zürich gereist.** Sein prominenter Klient hatte die Wahlen gewonnen, weil sich die Wähler von Trump eine neue Politik versprochen. «Er gibt uns, was wir wollen. Er ist ein PR-Genie. Und den Leuten gefällt das Reality-TV-Format», beschrieb McLaughlin Trumps Weg zum Wahlsieg. Um populär zu bleiben, müsse Trump in den nächsten zwei Jahren aber seine wirtschaftlichen Wahlversprechen einlösen. «Wenn wir bis dann keine ökonomischen Resultate vorweisen können, werden wir bei den *midterm*-Wahlen die Mehrheit im Repräsentantenhaus verlieren», sagte McLaughlin.

«Hollywood für hässliche Menschen»

Bob Lutz, Auto-Legende und ehemaliger Kriegspilot, der jetzt Trump unterstützt, ist zuversichtlich, dass es mit der Wirtschaft in den nächsten Jahren aufwärtsgehen werde. (siehe Interview, Seite 38/39). «Trump's Unternehmenssteuerreform wird einen enormen Wachstumsschub auslösen», ist Lutz überzeugt. Trump werde zudem «dumme Um-

weltschutzvorschriften» abschaffen. Amy Holmes, aus New York eingeflogene Politexpertin für zahlreiche News-Networks, stört sich an der «übermütigen Vulgarität» Trumps. Seine persönlichen Angriffe seien von einer für die amerikanische Politik «präzedenzlosen

«Lieber Meldungen mit 140 Zeichen als lange Reden.»

Bösartigkeit». Der heftige Ton werde sich noch verschärfen, befürchtet Holmes. Trumps Gegner, namentlich die Demokraten, würden in den nächsten vier Jahren versuchen, einen Keil zwischen Trump und die Republikanische Partei zu treiben. Washington, so Holmes, sei eben «Hollywood für hässliche Menschen».

Skeptisch beurteilt Holmes die Absicht des neuen Präsidenten, ein Milliarden-Infrastrukturprogramm zu lancieren. Ungern nimmt sie auch Trumps Anstalten zur Kenntnis, mit einem Mikromanagement in unternehmerische Entscheide einzugreifen. «Wir sollten keine Industriepolitik haben, die mit Hilfe von Twitter-Botschaften definiert wird», meint Holmes. Die absehbare Zusammensetzung des künftigen Kabinetts stimme sie als Konservative aber trotz allem zuversichtlich,

meint Holmes. Mit Genugtuung vernehme sie, dass Trump auf seine Berater höre. Auch wenn es zwischen ihm und Trump während des Wahlkampfes mitunter zu Meinungsverschiedenheiten gekommen sei, bestätigte Umfragechef McLaughlin spontan, habe Trump gute Ratschläge angenommen – zumindest manchmal, wie er schmunzelnd einschränkte. Während des Wahlkampfes sei Trump sein eigener Strategie gewesen.

Trump's Verhandlungstaktik

McLaughlin verriet auch aussenpolitische Absichten des neuen Präsidenten. Beim ersten Treffen mit Russlands Wladimir Putin werde wohl das Thema Atomwaffen zur Sprache kommen, «und hoffentlich werden sie eine Übereinkunft erzielen». Trump wolle zudem ein sichereres, wachsendes Amerika. Europäische Staaten seien seit Jahrzehnten Alliierte der USA gewesen. «Wir haben», so McLaughlin, «ein gemeinsames Interesse an Frieden und Wohlstand.»

Trump, sagte Holmes, wirke auf sie wie einer, der sich als neuer Sheriff in der Stadt begreife und zu verstehen gebe: «Ich werde die Welt anders betrachten als mein Vorgänger.»

Lutz beschrieb Trumps Verhandlungstaktik. Er nenne zunächst ein unmögliches Ziel. Während der Verhandlungen mässige er dann seine ursprüngliche Forderung und erreiche «am Ende ein Resultat, das er sonst nicht erreicht hätte».

Trump werde weiterhin mit negativen Medienberichten leben müssen – darin waren sich die drei US-Experten einig. Laut Lutz massen sich die Medien mit ihrer elitistischen Mentalität an, alles immer besser zu wissen. *Mainstream*-Publikationen wie die *New York Times*, so Holmes, hätten es sicher nicht geschätzt, dass Trump dank seiner Kurzmeldungen über Twitter die Leute ohne die Medien erreichen konnte. «Die Mehrheit der Amerikaner», wusste McLaughlin, verfolge das Geschehen auf Twitter, «und es ist ihr lieber, Meldungen mit 140 Zeichen zu lesen, als langen Reden zuzuhören». (ph, fsc)

* Eine Videoaufzeichnung des Podiums ist ab Donnerstag aufgeschaltet unter www.weltwoche.ch/trumppodium

** Die von Weltwoche-Chefredaktor Roger Köppel moderierte Podiumsdiskussion im «Renaissance Tower Hotel» in Zürich wurde von 350 Personen besucht.

Wie Hacker Weltpolitik beeinflussen

Von Hansrudolf Kamer — Die Veröffentlichung von geheimen Informationen verändert seit je den Gang der Geschichte. Im Ersten Weltkrieg war Deutschland Opfer eines Hacking.



Vor hundert Jahren verdichtete sich die Weltpolitik zu Ereignissen, die bis heute nachhallen. Einem britischen *code breaker* – die Hacker der damaligen Zeit – gelingt es, das

sogenannte Zimmermann-Telegramm abzufangen und zu entschlüsseln, das Amerikas Eintritt in den Ersten Weltkrieg beschleunigt und die Geschichte in neue Bahnen lenkt.

Es war ein bewegtes Jahr. In Russland gab es gleich zwei Revolutionen, im Februar und im Oktober. Es war der Abschied von der Zarenherrschaft und der Beginn der globalen sowjetischen Herausforderung. Die Balfour-Deklaration der britischen Regierung öffnete den Weg zur Gründung des Staates Israel – eine Pandorabüchse wurde geöffnet.

Und in China, in einer Zeit der Wirren und konkurrierenden Machtgruppen, scheiterte der Versuch, die Mandschu-Dynastie wieder an die Macht zu putschen und ein neues Kaiserreich zu errichten. Das Reich der Mitte stand vor Umwälzungen, die selbst im monströsen 20. Jahrhundert ihresgleichen suchen.

Die Dinge waren im Fluss. Im Vergleich dazu segeln wir 2017 in ruhigem Fahrwasser. Die Aufregung über russische Einflussnahme auf den amerikanischen Wahlkampf ist nur ein Beleg für schwache Geschichtskennntnis. Denn das gehört seit je zum Geschäft.

Das Zimmermann-Telegramm vom 11. Januar 1917 ist benannt nach dem damaligen deutschen Staatssekretär Arthur Zimmermann, der dem Botschafter in Mexiko die verschlüsselte Anweisung schickte, im Falle eines Kriegseintritts Amerikas der mexikanischen Regierung eine Militärallianz mit Deutschland vorzuschlagen.

Mexiko sollte den Vereinigten Staaten den Krieg erklären, um so amerikanische Streitkräfte zu binden und den Export amerikanischer Waffen nach Europa zu verlangsamen. Die oberste Heeresleitung glaubte, Deutschland könne die britischen und französischen Truppen an der Westfront besiegen, bevor amerikanische Truppen in genügender Stärke in Europa eintreffen würden.

Das Telegramm beginnt mit der Feststellung: «Wir beabsichtigen, am 1. Februar mit dem unbegrenzten U-Boot-Krieg [im Atlantik] zu beginnen. Trotzdem bemühen wir uns darum, die

Vereinigten Staaten neutral zu halten. Sollte dies nicht gelingen, schlagen wir Mexiko eine Militärallianz vor.» Zimmermann stellte deutsche Unterstützung in Aussicht, wenn Mexiko die verlorenen Territorien von Texas, New Mexico und Arizona zurückerobern sollte.

Das Resultat der Depesche war jedenfalls kontraproduktiv. Amerika war neutral und eigentlich nicht in Stimmung, auf dem alten Kontinent den Briten und Franzosen die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Woodrow Wilson war erst im Vorjahr mit dem expliziten Versprechen als Präsident wiedergewählt worden, er werde Amerika aus dem Krieg heraushalten.

Alles begann schon viel früher

Als dann der Inhalt des Telegramms durch die verdienstvolle Arbeit des jungen Briten Nigel de Grey auf Umwegen an die Öffentlichkeit geschleust wurde, schwenkte die Stimmung um. Im April fühlte sich Präsident Wilson genügend gestärkt, um den Kongress formell um eine Kriegserklärung zu ersuchen. Die Welt sollte nun «sicher für die Demokratie» gemacht werden, hiess es mit zeitgemäßem Sendungsbewusstsein.

Russland dagegen schied aus dem Krieg formell aus, nachdem die neue Regierung der Bolschewiken das deutsche Friedensangebot im November 1917 angenommen hatte. Dies,

weil ihre Herrschaft nach der Oktoberrevolution keineswegs gesichert war. Der Krieg war trotz des Friedens von Brest-Litowsk auch für Russland nicht zu Ende. Robert Gerwarth schildert in seinem neuen Buch «The Vanquished»* das enorme Ausmass dieser Kriege nach dem Waffenstillstand im Westen.

Die Machtübernahme der Kommunisten in Russland brachte ein neues virulentes ideologisches Element in die Weltpolitik ein. Die Bolschewiken hatten die Weltrevolution angekündigt. Auf dem ganzen Globus sollten etablierte Regierungen gestürzt werden. Die Kommunistische Internationale versprach, mit allen Mitteln gegen die «internationale Bourgeoisie» zu kämpfen und eine internationale Sowjetrepublik zu schaffen als Übergang zur vollständigen Abschaffung des Staates.

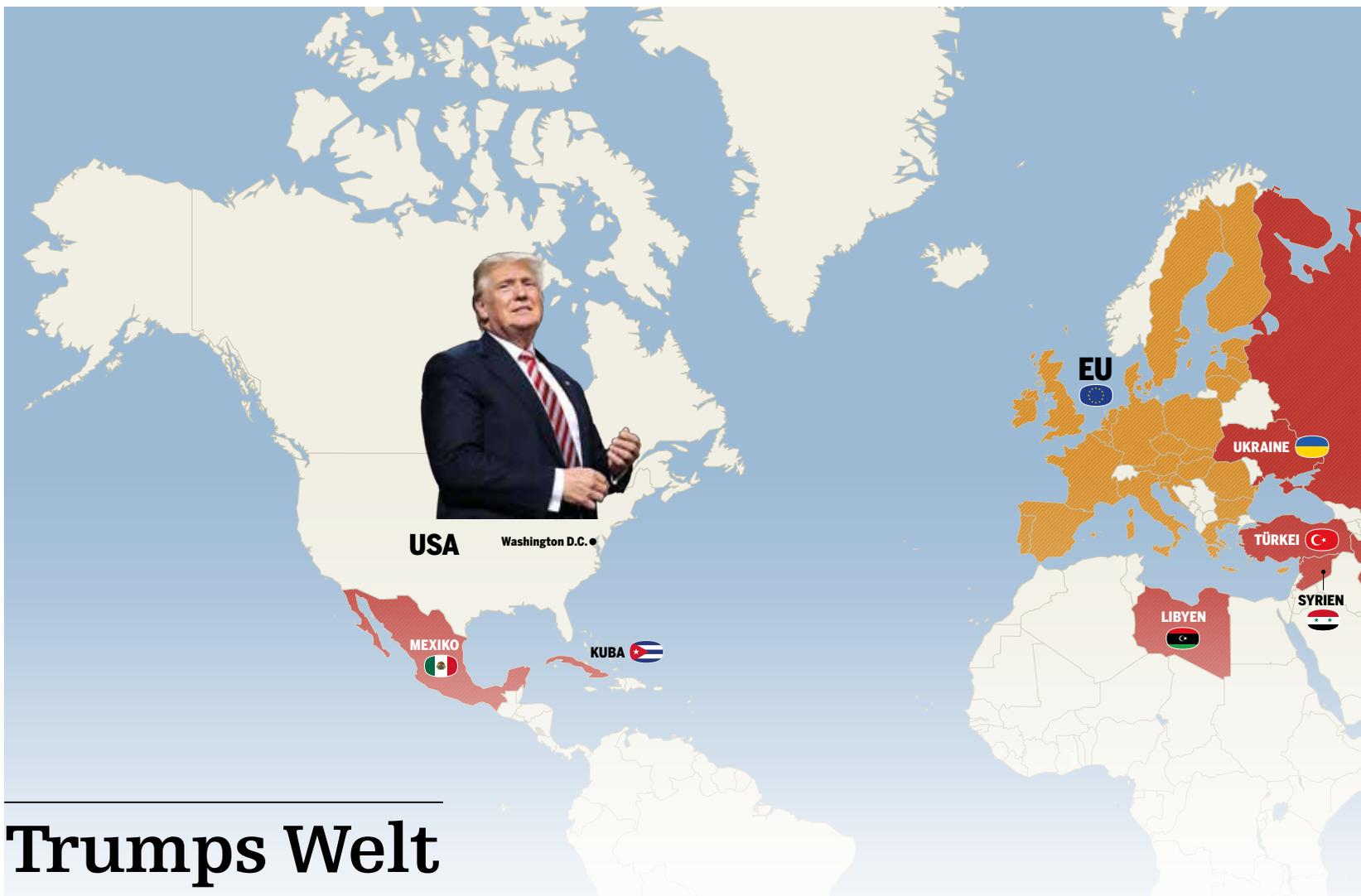
Es hat mehr als siebzig Jahre gedauert, bis der letzte Nagel in den Sargdeckel dieser Ideologie geschlagen worden ist. Dazu brauchte es auch Amerika. Nach einem isolationistischen Rückfall entschied es sich, *for better or worse*, den Feind künftig wieder ausserhalb der eigenen Grenzen zu bekämpfen. «From the Halls of Montezuma/To the shores of Tripoli», beginnt die Hymne des US-Marinekorps zur Melodie von Jacques Offenbach.

Dabei hatte alles viel früher begonnen. Schon am 17. Januar 1817 schrieb John Quincy Adams, damals Botschafter in London, später Präsident, nach Hause, in Europa sei man davon überzeugt, dass Amerika mit seiner wachsenden Macht und universalistischen Ideologie ein sehr gefährliches Mitglied der Gesellschaft der Nationen werde.

* Robert Gerwarth: The Vanquished, Why the First World War Failed to End. Farrar, Straus and Giroux. 352 S., Fr. 30.90



«Sicher für die Demokratie»: Amerikanische Truppen treten in den ersten Weltkrieg ein, London 1917.



Trumps Welt

Am Freitag übernimmt Donald J. Trump als 45. US-Präsident die Amtsgeschäfte. Der härteste Job der Welt kennt keine Schonzeit: Zwölf der wichtigsten Brennpunkte, die «The Donald» von Stunde null an auf Trab halten werden.

Mexiko — Drogenkartelle, Korruption, Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit – und jetzt auch noch der schlimmste Gringo nördlich des Rio Grande, den man sich vorstellen kann: Für Mexiko hätte die Wahl Trumps zu keinem schlechteren Zeitpunkt erfolgen können. Das Land steckt in einer der ernstesten politischen und ökonomischen Krisen seit Jahrzehnten. Das Gerede von der trumpschen Mauer könnte den südlichen Nachbarn der USA völlig destabilisieren – oder zur Vernunft bringen.

Kuba — Die Aussöhnung mag historisch gewesen sein, aber sie war – wie vieles von Obamas Erbe – undurchdacht und unvollendet. Sie hat grosse Erwartungen geweckt, auf Wohlstand, Arbeit, Freiheit, Demokratie. Doch die politischen Forderungen kann und will das Castro-Regime nicht erfüllen. Druck auf Havanna aber bedeutet auch Druck auf Washington, den Paten und Sugardaddy des Neubeginns. Eine bittere Enttäuschung lauert gleich unter der Oberfläche.

EU — «Herr Trump wird uns kennenlernen», polterte EU-Chef Juncker. Aber Mister Trump

kennt die Europäer schon: als schlappe, verwöhnte Jammerlappen, die sich von Uncle Sam aushalten und beschützen lassen. Einerseits ist dieses Bild richtig: Die Union verfault bei lebendigem Leib. Andererseits ist ein Europa, das zum Spielball muslimischer Migranten, russischer Hacker und chinesischer Firmen-Shopper wird, auch eine Gefahr für Amerikas Interessen.

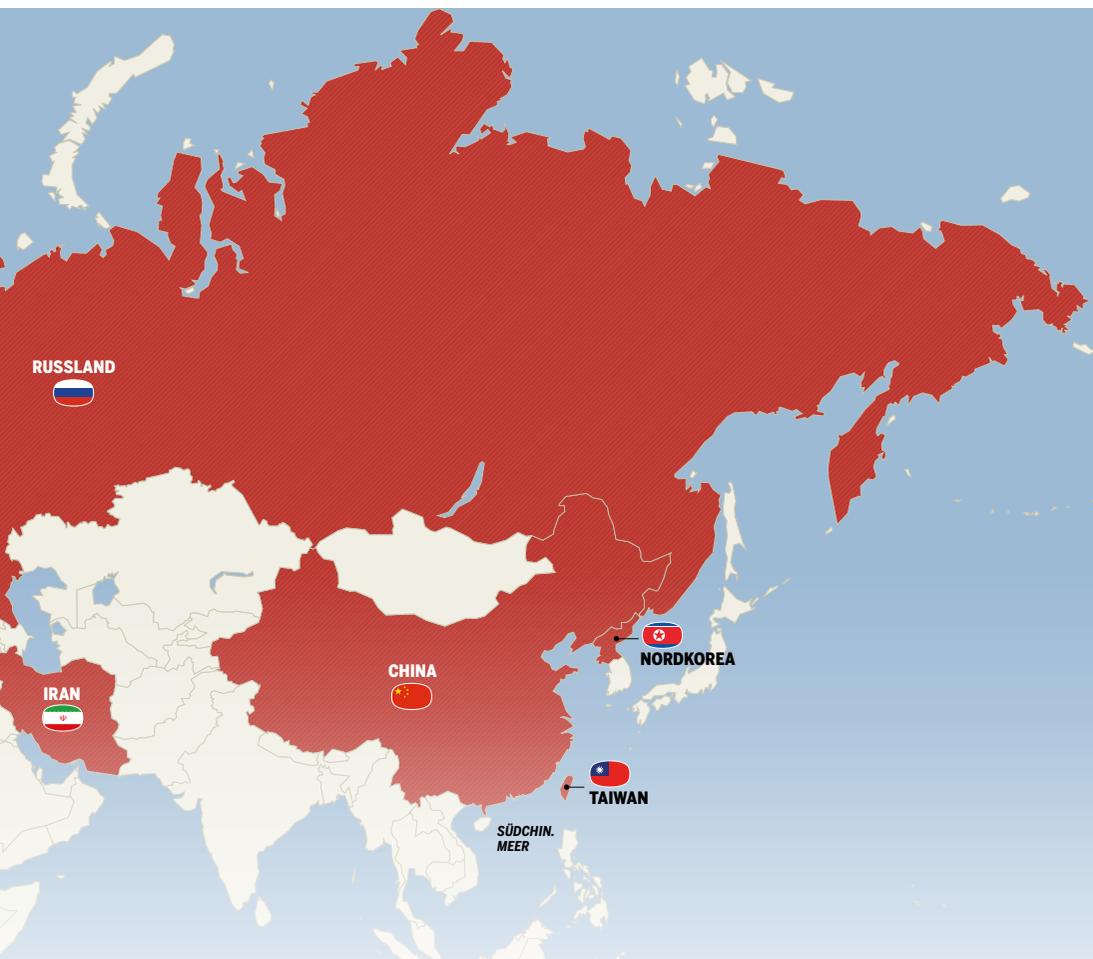
Ukraine — Mit Obamas Vize Joe Biden verliert die Ukraine ihren besten Freund, in Europa bröckelt die Sanktionsfront, der Westen verliert die Geduld mit dem reformresistenten Oligarchenregime in Kiew. All dies befördert die Gefahr, dass ukrainische Nationalisten den Konflikt mit Moskau anheizen werden, um den Westen zum Eingreifen auf ihrer Seite zu zwingen. Die erste Gelegenheit für Trump, zu einem Deal mit Putin zu kommen: Abrüstung gegen Sanktionslockerung.

Russland — Männerfreundschaftliche Liebeschwüre sind wohlfeil, die Interessen Russlands und der USA aber sind real – und einander oft diametral entgegengesetzt. Russland ist keine Supermacht mehr, aber es konkurrenziert Amerika

– militärisch, diplomatisch und ökonomisch als Energieproduzent. Ein Reset der Beziehungen ist notwendig, aber es gibt keinen Reset-Knopf – zumal Kongress, Pentagon und Geheimdienste Trump an einer Normalisierung hindern wollen.

Türkei — Dank eines Geheimabkommens zwischen Moskau und Ankara konnten türkische Truppen im Norden Syriens einmarschieren. Dabei erhielten die Türken auch Luftunterstützung durch russische Flugzeuge – ein absolutes Novum. Für die Kurden in Syrien und in der Türkei bedeutet die Zusammenarbeit Ankara-Moskau nichts Gutes. Denkbar ist, dass sich Trump dieser Allianz anschliesst und die Kurden ganz fallen lässt.

Syrien und Irak — Um Aleppo von den Rebellen – die gegen den IS sind – zurückzuerobern, hat Assad andere Fronten wie jene in Palmyra sträflich vernachlässigt. Vieles deutet darauf hin, dass Damaskus, Moskau und Teheran alles daran setzen werden, um an den Erfolg von Aleppo anzuknüpfen und die Rebellen – nicht aber den IS – weiter zurückzudrängen. Nach ei-



nem Sieg in Mossul könnten schiitische Milizen aus dem Irak nach Syrien für Assad in den Kampf geschickt werden. Trump hat angekündigt, zusammen mit Putin gegen den IS in Syrien vorgehen zu wollen.

Libyen — Unter Getöse bombten Obama und Clinton das Gaddafi-Regime sturmreif. Weitgehend unbemerkt von der Weltöffentlichkeit versucht Russland auch in Libyen Fuss zu fassen – durch Unterstützung des libyschen Generals Haftar, der hinter der Regierung im Osten des Landes steht. Trotz Chaos ist es Milizen aus dem Westen Libyens gelungen, den IS aus seinem Hauptquartier in Sirte zu vertreiben. Die IS-Kämpfer haben sich nun in der Sahara festgesetzt und sollen ein Trainingslager in der Nähe der Stadt Zawiya ganz im Westen unterhalten. Von dort werden vereinzelte afrikanische IS-Kämpfer, als Flüchtlinge getarnt, in Richtung Italien verschifft.

Iran — Teheran unterstützt die Regierung in Bagdad gegen den IS und hat eigene Truppen und schiitische Söldnerverbände nach Syrien zur Unterstützung von Präsident Assad geschickt. Diese Söldner waren ausschlaggebend für den Fall von Aleppo. Über die schiitischen Milizen versucht Teheran, sich eine Einflusszone von der iranischen Grenze über den Irak und Syrien bis zum Mittelmeer und zu den israelisch besetzten Golanhöhen zu sichern. Trump hat durchblicken lassen, dass er dem iranischen Expansionsstreben Grenzen setzen wird.

China — Kein Wort hämmerte Trump den Amerikanern härter ein als «China! China! China!». Trump droht mit Strafzöllen – «China stiehlt unsere Jobs». Peking droht mit Gegenmassnahmen. 500 Milliarden schwer ist das Handelsvolumen. Hunderttausende Jobs in den USA hängen am Deal mit China. Bricht ein Handelskrieg aus, ist Trumps Jobwunder in Gefahr.

Taiwan — Die Zeichen stehen auf Sturm. Nach dem Gratulationstelefon mit Taiwans Präsidentin piff Trump per Twitter auf die «Ein-China-Politik». Für Peking ein Tabubruch. Zu allem Knatsch zeichnet sich auch noch ein Showdown auf hoher See ab. China gibt den Sheriff im Südchinesischen Meer, baut künstliche Inseln und rasselt mit dem Säbel. Für Amerika und seine Freunde im Pazifik stehen Allianzen und Existenzen auf dem Spiel.

Nordkorea — Dickes Lob setzte es ab vom Ende der Welt: Als «weise» und «weitsichtig» lobte Kim Jong Un Trumps Vorschlag, US-Truppen aus Südkorea abzuziehen, und dessen Bereitschaft, mit ihm über sein Atomwaffenprogramm zu sprechen. Dann folgten Neujahr und ein Rückfall – Kim kündigte einen Test von Interkontinentalraketen an. «It won't happen», zwitscherte Trump dem Diktator übers Maul. Was, wenn doch? Dann dürfte Trump selbst im Weissen Haus nicht mehr sicher sein vor der Atomgeissel des «Verrückten» aus Pjöngjang.

Autoren: Wolfgang Koydl, Kurt Pelda, Urs Gehrig

Medien

Donald und Geri

Bei Politikern zählen Taten, nicht Tweets oder ihr Sexleben.

Erinnern Sie sich noch an «Gerigate»? Das SRF brachte im Sommer 2014 eine 24-stündige Totalberichterstattung inklusive Extra-«Club» zu den angeblichen Sexchats des links-grünen Politikers Geri Müller. 2016 wurde die damalige Chatpartnerin verurteilt, im Moment läuft in dieser Angelegenheit noch ein weiteres Strafverfahren.

Alles in allem eine sprichwörtlich unappetitliche Geschichte, die ich mit: «Wenn Penisse sprechen, verstummt die Demokratie» auf den Punkt brachte. Denn Geri Müllers Penis gestaltet keine künftige Politik. Das schweizerisch-chinesische Freihandelsabkommen, das auch im Sommer 2014 verhandelt wurde, indessen schon. Dazu gab es aber weder eine Live-Berichterstattung noch einen «Club» noch eine «Arena».

«Gerigate» sagte eigentlich alles über den Niedergang des Qualitätsjournalismus. Wenn die privaten Eigenschaften eines Politikers oder einer Politikerin höher gewertet werden als deren tatsächliche Politiken, verkommt in einer Demokratie alles zu Fake News. Bestes Journi-Märchen: der Abschied von Barack Obama und das Kommen von Donald Trump. Hier das fleissige, brave Mädchen, das mit Gold übergossen wird (Heilsbringer Obama), dort das faule, böse Mädchen – mediales Pech inklusive (Sexist Trump). Die Mechanismen, die Obama feiern und Trump medial vernichten wollen, sind aber ähnlich demokratieschädigend.

«Change» und «Hope» klingen in linken Ohren besser als «Make America great again». Slogan bleibt indessen Slogan. Obamas Reden waren nachhaltig, sein Freihandelsabkommen indessen eine einzige ökologische Katastrophe. Obama bleibt bis zum Schluss ein Meister rhetorischer Gesinnungs-PR. Klar: Trumps Tweets scheinen oft abgründig dumm. Doch letztlich entscheiden die Taten – wie Trumps Nein zu TTIP –, nicht die Worte oder gar der Stil.

Obama machte leere Hoffnungen, Trump lügt vielleicht. Beides ist irrelevant. Ebenso wie die sexuellen Präferenzen von Obama oder Trump erst dann wichtig werden, wenn sie in allgemeingültige Gesetze münden. Demokratie lebt nicht vom Stil, von Worthülsen oder Versprechungen, sondern von der politischen Praxis. Ich habe es satt, via Medien ständig unter der Gürtellinie informiert zu werden. *Regula Stämpfli*

Mit jedem Tag mehr Vertrauen

Bob Lutz, amerikanisch-schweizerische Autobauer-Legende, glaubt an Donald Trump. Seit der Wahl habe er ihn «enorm positiv überrascht», sagt der Manager und ehemalige US-Kampfpilot. Von Pierre Heumann und Linda Pollari (Bild)

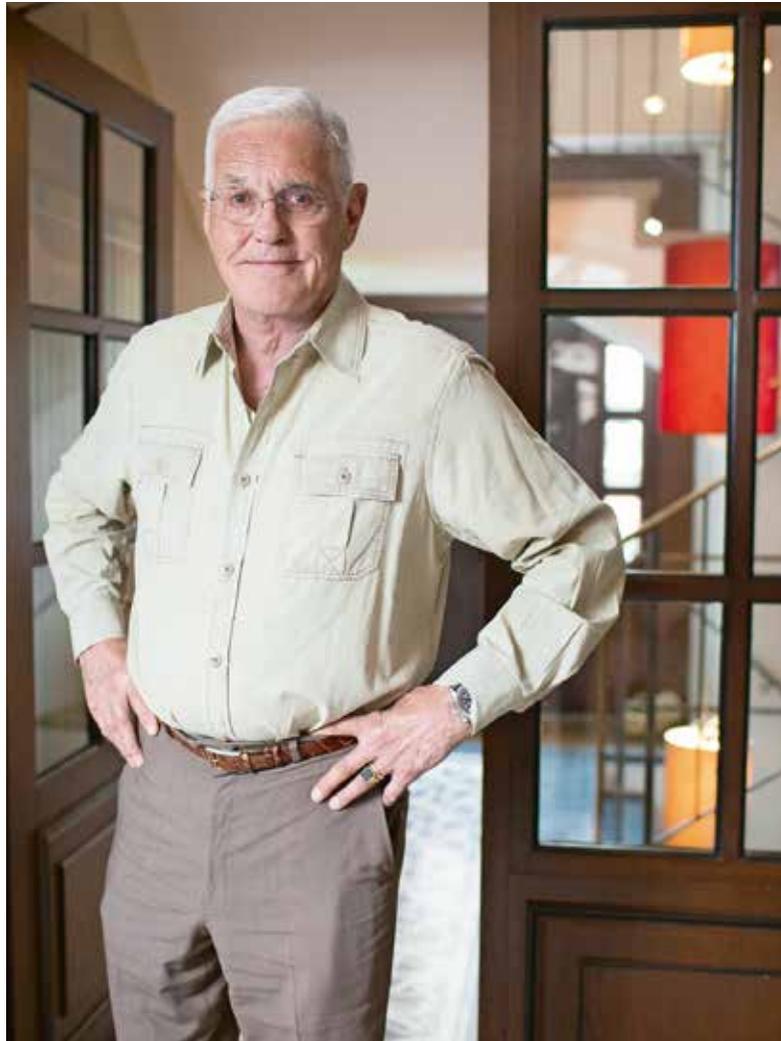
Donald Trump sorgt für Wellen der Empörung. Die Angst geht um vor dem neuen Mann im Weissen Haus, der gerne provoziert und beleidigt. Viele sehen in ihm ein Risiko für die USA, für den Westen, für die ganze Welt.

Doch die Schweizer Autobauerlegende Bob Lutz gibt Entwarnung. Er schätzt Trump als Pragmatiker, der ein Kabinett gebildet hat, das aus Profis zusammengesetzt sei. Das sei vielversprechend, sagte Lutz diese Woche während des Interviews mit der *Weltwoche* in einem Zürcher Hotel.

Nachdem er sich an der Frühstückstafel Brötchen, Lachs und Käse geholt hat, stellt er zunächst fest: «Die Wahl Trumps hat sich bereits positiv auf die Konjunktur ausgewirkt.» Der Barometer, der die Konsumentenstimmung misst, zeige auf einem Rekordniveau steil nach oben – die Börsenkurse ebenfalls. Die zuversichtliche Stimmung, so Lutz, passe der Linken nicht, weil sie vor den Wahlen gedroht habe, ein Präsident Trump wäre Gift für die amerikanische Wirtschaft. Er schätze Trump aber als einen guten, analytisch denkenden Geschäftsmann. Ja, Trump wolle gegen unfaire Handelspraktiken vorgehen. Aber er werde «keineswegs bestehende Handelsverträge aufkündigen, sondern höchstens versuchen, einige neu auszuhandeln». Trump habe die Absicht, die Unternehmenssteuern von heute rund 30 auf 15 Prozent zu reduzieren – «das würde etwa dem internationalen Durchschnitt entsprechen».

Autoproduktion zurück in die USA

Lutz – 1932 in Zürich geboren, Handelsmatura 1954 in Lausanne – kennt den Automarkt wie kaum ein Zweiter. Bei Chrysler, Ford, BMW und bei General Motors war er während Jahrzehnten in führenden Positionen tätig. Seine Autokarriere hatte der schweizerisch-amerikanische Doppelbürger bei General Motors in New York als Analytiker begonnen, und er beendete sie dort nach mehreren Zwischenstationen bei Ford und BMW als *vice chairman*. Deshalb wollen wir zunächst von ihm wissen, was er von



«Zuversichtliche Stimmung»: Bob Lutz, 84.

Trumps Forderung halte, Autos nicht in Mexiko, sondern in den USA herzustellen. Andernfalls, droht Trump, würde er den Produzenten eine Importsteuer von 35 Prozent aufbrummen.

Für Lutz, den Automanager, ist das kein Grund zur Aufregung. Im Gegenteil: Er bezeichnet Trumps Ziel, die Produktion in die USA zurückzuholen, als «an sich richtig». Die Herstellung in Mexiko sei nämlich «nicht sehr kostengünstig». Das Material müsse in die mexikanischen Montagewerke transportiert werden. Dort seien die Löhne zwar etwas niedriger als in den USA. Aber bei der Montage machten Lohnkosten lediglich rund 11 Prozent der Kosten aus – «die im Vergleich zu den USA günstigeren Saläre fallen deshalb nicht wesentlich ins Gewicht».

Allerdings habe Trump nicht begriffen, dass sich das ineinander verwobene und integrierte Produktionssystem zwischen Mexiko, Kanada

und den USA nicht einfach auseinanderreißen lasse. Das würde er ihm, sollte er ihn demnächst treffen, gerne erklären.

Einige Stunden später, an der *Weltwoche*-Podiumsdiskussion zum «Phänomen Trump», wird er seine Begegnung mit John McLaughlin, Trumps Umfragechef und dessen persönlichem Freund, nutzen, um ein Gespräch im Weissen Haus zum Thema «Autos made in USA» anzuregen. «Bitte, hier ist meine Visitenkarte», sagt Lutz zu McLaughlin. Trump, der stets und ausschließlich Cadillac fahre, werde sich sicher an ihn erinnern, ist GM-Koryphäe Lutz überzeugt, auch wenn die letzte Begegnung zehn Jahre zurückliege. Damals holte sich Trump an einem New Yorker Automobilsalon eine speziell für ihn angefertigte Cadillac-Luxuslimousine ab. Lutz fiel damals Trumps «frivoler Humor» auf und das «zu hundert Prozent selbstsichere Auftreten» seines vermögenden Kunden.

Zurück in die Gegenwart und zu Trumps Ankündigung, Autoimporte zu besteuern. Trump, meint Lutz, habe vermutlich noch nicht verstanden, dass die Industrie weniger vor den hohen US-Löhnen fliehe, als vor der feindlichen Einstellung früherer demokratischer Regierungen gegenüber der amerikanischen Industrie. Lutz: «Die enormen bürokratischen Auflagen und Reglemente, die wir in den USA haben, gibt es in Mexiko nicht.» Bei Politikern und Beamten in Washington stelle er einen Neid, sogar einen Hass auf die amerikanischen Unternehmer fest. Er sei sich sicher, dass sich das unter Trump fortan ändern werde, so Lutz.

Die beste Trump-Anleitung

Wer jetzt übrigens behauptet, Trumps Handelspolitik werde zu Protektionismus führen, sollte sich den jüngsten Bericht der Weltbank zu Gemüte führen. Dort wurde schon vor der Wahl Trumps vor einem zunehmenden Protektionismus gewarnt. Im vergangenen Jahr hätten die zwanzig wichtigsten Staaten mehr restriktive als handelsfreundliche Massnahmen

men erlassen. Der Appetit auf weitere Liberalisierungsschritte im internationalen Handel sei besonders in Industrieländern verblasst, konstatierte die Weltbank – schon vor Trumps Einzug ins Weisse Haus.

Auch wenn der neue Präsident mit seinen Twitter-Botschaften ungehemmt aus der Hüfte schieesse oder ab und zu das Temperament



Fliegerfan und Pilot Lutz.

mit ihm durchgehe: Trumps Berater würden ihm «seine zum Teil eher verrückten Ideen» ausreden, ist Lutz überzeugt. Er empfiehlt denjenigen, die Angst vor Trumps politisch unkorrektem Stil haben, den Satz der amerikanischen Journalistin Salena Zito. «Die Presse nimmt Trump wörtlich, aber nicht ernst. Seine Anhänger nehmen ihn ernst, aber nicht wörtlich», schrieb sie vor den Wahlen im *Atlantic*-Magazin. Das sei, so Lutz, die beste Anleitung für den Umgang mit Trumps Auftritten.

Zudem seien die USA eine Demokratie, sagt der schweizerisch-amerikanische Automanager. «Weil die Parlamentarier die Wünsche ihrer Wähler in ihrem Heimatstaat berücksichtigen, um wieder deren Stimme zu erhalten, befolgen Kongressmitglieder oft nicht die Parolen ihrer Partei.» Und das sei ein sehr wirksamer Risikoschutz. Sollte sich zum Beispiel herausstellen, dass Trump geistig instabil sei, könnte das eine Volksbewegung in Gang setzen, die letztlich zu einem Impeachment führen würde. Lutz: «Dann wäre Trump erledigt.»

Für Lutz steht aber fest: Seit dem Wahlsieg habe Trump «enorm positiv» überrascht. «Mit jedem Tag habe ich mehr Vertrauen, dass es gutgehen wird.» Ins Kabinett habe er «hervorragende Leute» geholt, die ihrem künftigen Chef auch mal widersprechen. So hält John Kelly, den Trump zum Chef der Inneren Sicherheit ernannt hat, nicht viel von der Mexiko-Mauer. Dieses Beispiel demonstriere, dass Trump delegieren könne. Denn angesprochen auf Kellys Distanzierung von den Mauerplänen, die Trump während des Wahlkampfes immer wieder als bestes Mittel gegen die illegale Einwanderung aus Mexiko gelobt hatte, meint Trump jetzt bloss: «Diesen Entscheid überlasse ich nun Kelly.» Trump sei eben lernfähig

und respektiere abweichende Meinungen von Leuten, denen er vertraue.

Lutz ist nicht nur, wie er sich gerne bezeichnet, «Amerikas Autobauer-Legende». In den 1950er Jahren gehörte er als Captain der US-Marines zu den erfahrensten Militärpiloten am Himmel. Gegen Ende des Koreakriegs war er Kampfpilot, zudem war er 1958 Militärberater bei den koreanischen Marines, und in der Reserve diente er als Kampfflieger bis 1965. Heute noch pflegt er sein Fliegerhobby, lenkt seinen privaten McDonnell-Douglas-Jet-Helikopter oder seinen Albatros aus der ehemaligen Sowjetarmee. Als Hobbys nennt er des Weiteren Motorräder, seine Autosammlung, Jagen und Fischen sowie Skifahren.

In die USA war Lutz bereits als Kind gekommen. Sein Vater, ein junges Kadermitglied der damaligen Schweizerischen Kreditanstalt, wurde 1939 nach Amerika entsandt. Aus dem ursprünglich auf zwei Jahre angelegten Auslandsaufenthalt wurden acht Jahre. Als sein Vater die amerikanische Staatsbürgerschaft annahm, erhielt sie als Minderjähriger auch der Junior.

«Im Tram musste man ruhig sein»

Nach der Rückkehr in die Schweiz fühlte sich Lutz in seiner alten Heimat nicht zu Hause. «Hier war alles sehr streng, im Tram musste man ruhig sein, es war damals ein autoritäres Land», erinnert sich Lutz. Seine Leistungen in der Schule waren ungenügend. Schliesslich schaffte er die Matur doch noch, an der Handelsschule in Lausanne, wo der spätere Bundesrat Georges-André Chevallaz sein Klassen- und Französischlehrer war. «Lausanne war die letzte Chance für mich als missratenen Sohn», schmunzelt Lutz. Als Gegenleistung dafür, dass ihm sein Vater die Ausbildung finanzierte, musste er sich verpflichten, nach der Matura zu den Marines zu gehen. Dort sollte man ihm Disziplin beibringen. Nachdem er die Uniform abgelegt hatte, studierte er in Berkeley Production Management und Business Administration mit den Spezialgebieten Soziologie, Psychologie und Engineering. Auf den Masterabschluss folgte 1983 noch ein Ehrendokortitel der Boston University.

Das Frühstück ist inzwischen beendet, Lutz posiert für die Fotografin. Für Trump, sagt er noch während des Shootings, hätten der amerikanischen Mittelstand und Kleinunternehmer vor allem aus Angst vor Hillary Clinton gestimmt. Das sei die Antwort auf die ungenügende Politik von Barack Obama gewesen. Der Leistungsausweis Obamas sei «enttäuschend». Und in seiner Zeit als Militärpilot bei den Marines habe man ihm beigebracht: «Wenn einer die Wahl hat zwischen einem sicheren und einem möglichen Tod, muss man sich immer für die Variante <möglicher Tod> entscheiden.» O

«Lausanne war die letzte Chance für mich als missratenen Sohn.»

Das Frühstück ist inzwischen beendet, Lutz posiert für die Fotografin. Für Trump, sagt er noch während des Shootings, hätten der amerikanischen Mittelstand und Kleinunternehmer vor allem aus Angst vor Hillary Clinton gestimmt. Das sei die Antwort auf die ungenügende Politik von Barack Obama gewesen. Der Leistungsausweis Obamas sei «enttäuschend». Und in seiner Zeit als Militärpilot bei den Marines habe man ihm beigebracht: «Wenn einer die Wahl hat zwischen einem sicheren und einem möglichen Tod, muss man sich immer für die Variante <möglicher Tod> entscheiden.» O

Unterhaltung

Zu ehrlich

Der Zeitgeist hat es auf den Zirkus abgesehen.



Staunen und lachen.

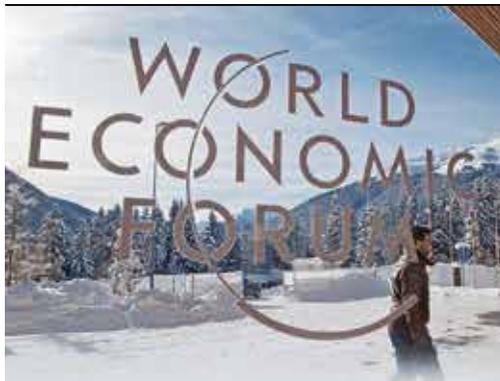
Der legendäre US-Zirkus Ringling Brothers and Barnum & Bailey stellt nach 146 Jahren seinen Betrieb ein. Am 21. Mai wird es zum letzten Mal heissen: «Ladies and gentlemen, boys and girls, children of all ages: Welcome

to the greatest show on earth!» Ringling Brothers war eine Institution in den USA, vergleichbar mit dem Circus Knie in der Schweiz. Ernest Hemingway schrieb einst eine grosse Eloge an das Unternehmen, das jahrzehntelang mit einer eigenen Eisenbahn und der grössten Elefantenhorde der westlichen Welt Amerika bereiste.

Das plötzliche Ende des Traditionsbetriebs hat ein enormes Echo ausgelöst. Zirkus, das ist nicht nur mit vielen Kindheitserinnerungen verbunden, beim Zirkus handelt es sich um die ehrlichste Kunstform überhaupt. Einziges Ziel der Vorstellung ist: die Leute zum Staunen und zum Lachen zu bringen. Jung und Alt, Arm und Reich, Akademiker und Arbeiter – der Zirkus ist ein Ort ohne Dünkel, niemand wird ausgeschlossen. Da ist keine versteckte Botschaft, keine politische Mission, kein Weltverbesserungsdrang. Man zeigt einfach das, was die Menschen seit eh und je fasziniert. Deshalb sind im Zirkus die Männer noch stark und mutig, die Frauen sexy und graziös, die wilden Tiere auf spektakuläre Weise gebändigt.

Solch radikale Ehrlichkeit läuft dem Zeitgeist zuwider: Zirkus ist weder genderkonform noch politisch korrekt, geschweige denn kompatibel mit veganem Lebensstil. Ringling Brothers hat vor zwei Jahren auf Drängen von Tierschützern die Elefanten aus dem Programm genommen. Jetzt ist der Zirkus tot.

Fast überall stehen Zirkusse unter Druck. Auch in der Schweiz sinken die Zuschauerzahlen, und doch genießt diese Kunstform dank dem Circus Knie hierzulande ein so hohes Ansehen wie sonst nirgends auf der Welt. Es ist, als würde die Schweiz auch in diesem Bereich noch etwas Widerstand leisten. Rico Bandle



Inhalt

- 40 «Wertschöpfung statt Umverteilung»
Umfrage unter WEF-Teilnehmern
- 44 «Überlebensgrosse Figuren»
Interview mit Steve Forbes
- 47 Ein Asylant in Miami
Kolumbiens Präsident Santos
- 48 Feuerwerk der Marktwirtschaft
Unternehmen in Zahlen
- 50 «Der Brexit ist eine Chance für Europa»
Interview mit Jürgen Stark
- 52 Gutes Leben in der digitalen Welt
Tipps von Arianna Huffington
- 54 «Rufer in der Wüste»
Interview mit Ueli Maurer
- 57 Vorbild Brexit
Besonnene Ökonomie
- 58 Industrie 4.0
Bossard in Zug macht es vor
- 59 «Neue Geschäftsmöglichkeiten»
Interview mit Philippe Züllig
- 60 Lob des Roboters
Keine Angst vor der Technik
- 60 Suche nach Vertrauen
Image der Banken und Autobauer
- 61 «Eigentlich unseriös»
Klaus Wellershoff im Gespräch
- 62 «Ineffizientes Monster»
Interview mit Guy Verhofstadt
- 64 In stabiler Seitenlage
Deutschland vor den Wahlen

«Wertschöpfung statt Umverteilung»

Die *Weltwoche* hat ausgewählte Teilnehmer des WEF-Jahrestreffens in Davos gefragt, was sich im Jahr 2017 dringend ändern sollte.
Von Florian Schwab



Herbert Scheidt, Präsident Schweizerische Bankiervereinigung und VR-Präsident der Bank Vontobel —

Die Schweiz steht für Stabilität, ohne dabei stehenzubleiben. Die Schweiz verändert sich und macht Veränderungen mit. Gerade die Stabilität, die Berechenbarkeit, macht sie als Wirtschaftsstandort attraktiv. Es ist eine Eigenschaft, die derzeit weltweit immer mehr vermisst wird.

Die Welt ist unberechenbarer geworden. Planungen werden schwerer. Nicht nur die Schweizer Unternehmen profitieren aber von offenen, sicheren Märkten, sprich: dem weltweit ungehinderten Austausch von Waren und Dienstleistungen. Wenn ein Wandel 2017 notwendig und wünschenswert wäre, dann der, dass wir uns alle, die Verantwortung tragen, dessen wieder stärker bewusst werden und die Welt wieder berechenbarer, offener und sicherer machen. Vielleicht kann von Davos ein solches Signal ausgehen. Das würde ich mir wünschen.



Sharmeen Obaid-Chinoy, Filmemacherin —

Im Jahr 2017 sollten wir mehr Frauen in Führungspositionen sehen und mehr Geschlechtergleichheit an der Unternehmensspitze. Wir müssen aktuelle Gesetze in Frage stellen, welche den Fortschritt bei den Frauen bremsen. Dies nicht nur in Entwicklungsländern, sondern auch im Westen, wo Mängel beim bezahlten Mutterschaftsurlaub, sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz und Lohnungleichheit die Frauen davon abhalten, wirtschaftliche und politische Führerinnen zu werden.



Christoph Franz, Präsident Roche —

Am wichtigsten ist meines Erachtens eine offensive Rückbesinnung auf die Grundwerte der demokratischen Gesellschaft. Die gegenwärtige Tendenz zu extremen Positionen, zur Polemisierung und Effekthascherei sowie zur

nationalstaatlichen Abschottung macht mir grosse Sorgen. Sie ist gefährlich für jeden Einzelnen, für unsere Gesellschaft und für die Entwicklung der Wirtschaft. Wir müssen uns wehren gegen die Erosion der offenen Gesellschaft und das Auseinanderdriften des Verbindenden. Grundwerte der demokratischen Gesellschaft, wie sie namentlich auch die Schweiz verkörpert, sind Errungenschaften, die gar nicht zu überschätzen sind. Es geht um ganz wesentliche Themen wie Freiheit, Gleichheit und Solidarität, um Rechtsstaatlichkeit, Toleranz und gegenseitigen Respekt. Dazu gehören die Konkordanz, das Milizprinzip und die Erkenntnis, dass jede und jeder nicht nur Rechte hat, sondern auch Pflichten der Gemeinschaft gegenüber.



Boris Collardi, CEO Bank Julius Bär —

Weltweit stehen die Zeichen für eine weitere wirtschaftliche Erholung 2017 recht gut, und wir haben allen Grund zur Zuversicht, dass dieses Jahr besser wird als das vergangene.

Die Schweiz startet dabei erneut als einer der global führenden Finanzplätze in das laufende Jahr. Diesem Status ist Sorge zu tragen, nicht zuletzt weil ein starker Finanzplatz auch dem hiesigen Werkplatz, der Exportwirtschaft und den KMU zugutekommt. Immer mehr regulatorische Vorgaben, veränderte Kundenbedürfnisse sowie die fortschreitende Digitalisierung fordern die ganze Branche stark. Hinzu kommt die historische Zäsur des Brexit mit unmittelbaren Auswirkungen auch auf die Schweizer Wirtschaft und die vom weltweiten Marktzugang abhängigen Finanzdienstleister.

Noch entschlossener als bisher muss sich die Finanzbranche 2017 strategisch richtig aufstellen und sich für optimale Rahmenbedingungen in unserer kleinen und offenen Volkswirtschaft starkmachen. Nebst einem regen und intensiven Austausch zwischen Finanzplatzakteuren und Schweizer Behörden braucht es vor allem einen aktiven Dialog der Schweiz mit ihren europäischen, britischen und weiteren Partnern. Diesen Prozess gilt es im Interesse aller mit vereinten Kräften zu unterstützen.



Christopher Pissarides, London School of Economics — Als Europäer, der seine Zeit in London und Zypern verbringt, also im Nordwesten ebenso wie im Südosten Europas, wünsche ich, dass wir im Jahr 2017 den Optimismus für Europa und die Europäische Union wiedererlangen. Dazu müssen unsere politischen Führer endlich realisieren, dass das Europa des Jahres 2016 nicht funktioniert. Auch, dass sie den Mut finden, zum Kern der Schwierigkeiten vorzudringen und die Probleme der Euro-Zone, der Stagnation, der Ungleichheit, der Unzufriedenheit und des politischen Extremismus anzupacken, welche ansonsten das europäische Ideal zerstören könnten, an dem unsere Eltern so hart gearbeitet haben.



Sergio Ermotti, CEO UBS — Die politischen Ereignisse des vergangenen Jahres zeugen von einem tiefen Misstrauen und diffusen Ängsten breiter Bevölkerungsschichten angesichts der Folgewirkungen der Globalisierung sowie der rasanten technologischen Veränderungen. Wenn das Votum dieser Bürger dazu führt, dass Politiker beginnen, in blindem Nationalismus zu denken, Schutzzölle hochzuziehen und Handelskriege vom Zaun zu reissen, sehe ich grosse Gefahren auf die Weltwirtschaft zukommen. Eines der vordringlichsten Ziele ist es daher, dass die Wohlstandsgewinne, welche die Globalisierung wie auch die enormen Möglichkeiten der Digitalisierung bringen, möglichst allen Bevölkerungsschichten zugutekommen.

Auch wenn in einzelnen Bereichen wie dem freien Personenverkehr vernünftige Bremsmechanismen diskutiert werden sollten, brauchen wir global gesehen in erster Linie Massnahmen, die den vermeintlichen Verlierern der Globalisierung und der disruptiven technologischen Veränderungen neue Chancen bieten. Es muss aber darauf geachtet werden, dass Regulierungen mit Augenmass vorgenommen werden, damit unternehmerisches Handeln und Innovation nicht im Keim erstickt werden.

Ich bin überzeugt, dass gerade die Schweiz in vielen Bereichen Vorbild dafür sein kann, wie man diesen Herausforderungen begegnen sollte. In unserem dualen Bildungssystem etwa ermöglicht es die Berufslehre jungen Leuten, früh ein hohes Qualifikationsniveau zu erreichen. Dies führt nachweislich zu einer hohen Erwerbsquote bei den Jungen und einer egalitäreren Einkommensentwicklung. Ausserdem ermöglicht unser direktdemokratisches Politssystem einen konstanten, konstruktiven Meinungsaustausch zwischen Bevölkerung und

Politik. Es gibt erste Anzeichen dafür, dass die Weltwirtschaft im laufenden Jahr wieder etwas an Tempo zulegt und die Inflationsraten und damit die Zinsen beginnen, sich von ihren extremen Tiefstständen nach oben zu bewegen. Dies erlaubt es, so hoffe ich, auch uns in der Schweiz, das für Banken wie auch Vorsorgeeinrichtungen extrem schädliche Negativzinsumfeld allmählich zu überwinden.



Philip J. Jennings, Generalsekretär UNI Global Union (Gewerkschaftsdachverband) — Wir sind so weit entfernt von dort, wo wir sein wollen! Die Welt bewegt sich auf einer Abwärtsspirale bei der Bekämpfung der Ungleichheit. Im Jahr 2017 müssen wir der neoliberalen Welle ein Ende setzen, welche den gefährlichen Donald Trump an die Macht gespült hat. Wir werden nicht erlauben, dass Hass, Rassismus und Xenophobie die Oberhand gewinnen. In diesem Jahr braucht es einen Aufstand gegen eine Politik und die dafür verantwortlichen Personen, die unsere Demokratie, Wirtschaft und Justiz in Gefahr bringen: Es ist das Jahr des *fight back*.



Urs Rohner, VR-Präsident Credit Suisse — Das Jahr 2016 war durch mehrere unerwartete politische Entwicklungen und teilweise noch weniger erwartete Marktreaktionen geprägt. Dennoch: Konkret brauchten die Finanzmärkte nach dem Brexit-Votum vier Tage, nach den US-Präsidentenwahlen vier Stunden und nach dem Ergebnis des Referendums in Italien 40 Minuten, um sich wieder zu erholen.

Diese Ereignisse sind symptomatisch für den Trend, den wir grenzüberschreitend beobachten: Globalisierung wird durch Multipolarität, charakterisiert durch das Aufkommen regional unterschiedlicher Wirtschafts-, Rechts- und Regierungsansätze, abgelöst. Wir gehen davon aus, dass Ungleichheit und Migration zu den wesentlichen Faktoren der sozioökonomischen Debatte gehören werden. Im Hinblick auf die Wettbewerbsdynamik zwischen Regionen müssen verschiedene Massnahmen ergriffen werden, um die Regeln der sich entwickelnden «multipolaren Welt» festzulegen. Zudem erfordert multipolare Stabilität eine sorgfältige Koordination, wenn unnötige Spannungen verhindert werden sollen.

Roland Rino Büchel, Nationalrat SVP — Als absoluter Spitzenanlass hat das WEF nur einen, dafür gravierenden Makel: Im Bündnerland mutieren Spitzenpolitiker, Wirt-



schaftskapitäne und Hollywoodstars gerne zu Philosophen. Das ist seit ein paar Jahren so. Das Resultat dieser Sinnsuche? Zu wenig Klartext, dafür zu viele inszenierte Statements, in Watte verpackt wie die tiefverschneite Winterlandschaft. Als Folge geht das jährliche Davoser Treffen nicht einmal mehr den Linksextremisten auf den Geist. Es braucht mehr Radikalität der Vernünftigen und der Verantwortlichen.

Wir kommen vorwärts, wenn wir Tatsachen radikal anerkennen. Wir müssen sie wieder klar benennen, anstatt alles politisch korrekt zu verpacken – sogar das extrem Negative und das Zerstörerische. Hören wir auf mit der Schauspiellerei! Wen will ich in diesem Sinn radikaler sehen? Jeden funktionierenden demokratischen Rechtsstaat und seine Entscheidungsträger. Aber auch jede wertschöpfende Unternehmung dieser Welt und ihre Chefs. Und, wichtiger noch, jeden Menschen, welcher die Demokratie als die am wenigsten schlechte aller Staatsformen betrachtet – und sie deshalb respektiert.



Jörg Wolle, CEO DKSH und Präsident Kühne+Nagel — Ich wünsche mir, dass wir wieder mutiger werden und zum Pioniergeist zurückfinden, der besonders den Schweizer Handel über die Jahrhunderte geprägt hat. Ich verbringe viel Zeit in Asien und stelle immer wieder fest, dass dort eine ungebrochen starke Aufbruchstimmung herrscht. Die Menschen dort sind hochmotiviert und gewillt, Leistung zu erbringen: Es gilt das *can-do-Credo* – Wertschöpfung statt Umverteilung. In unseren Breitengraden sollten wir hungrig bleiben, auch wenn bei uns der Kühlschrank oft übertoll ist!



Martin Vetterli, Präsident ETH Lausanne — Das World Wide Web wurde hier in der Schweiz erfunden, am Cern, doch die daraus entstandene digitale Wirtschaft hat sich vor allem in Kalifornien angesiedelt, im Silicon Valley. Dieses weltweit digitale Monopol muss sich ändern. Und die Schweiz sollte 2017 stärker versuchen, eine Drehscheibe der europäischen Innovation zu werden, um auch in der digitalen Zukunft autonom und wirtschaftlich zu bleiben. Ein Vergleich mit dem Silicon Valley zeigt, dass dies möglich ist. Dort teilen sich fünf Millionen Einwohner und zwei Spitzenuniversitäten eine Fläche von knapp 1600 Quadratkilometern. Diese kreative und wis-

senschaftliche Nähe zieht unzählige Talente aus der ganzen Welt an, die dort studieren, forschen, arbeiten und sich selbständig machen, sowie Tausende von Unternehmen, die in den vergangenen Jahren Hunderttausende von Arbeitsplätzen geschaffen haben. Eine typisch amerikanische Kultur der Risikobereitschaft und ein Netzwerk von mutigen Investoren fördern die Unternehmensgründung und das Experimentieren mit innovativen Geschäftsmodellen zusätzlich.

«Auch in Sachen Erfindergeist gehört die Schweiz zur absoluten Weltspitze.»

In der Schweiz leben acht Millionen Einwohner auf einer ebenfalls kleinen Fläche. Fünf unserer Hochschulen schaffen es in den besten weltweiten Rankings regelmässig in die obersten Plätze. Und auch in Sachen Erfindergeist gehört die Schweiz zur absoluten Weltspitze: Im letzten Jahr wurden in der Schweiz fast 900 Patente pro Million Einwohner angemeldet, mehr als in den USA. Zusammen mit unserer liberalen Wirtschaft und Politik, unserer stabilen Demokratie und unserer guten Mobilität bildet dies eine einzigartige Bildungs-, Forschungs- und Wirtschaftslandschaft. Die Schweiz könnte in Europa die Rolle eines Silicon Valley spielen. Die meisten Zutaten haben wir bereits.



Moisés Naím, Distinguished Fellow der Carnegie-Stiftung für internationalen Frieden — Ein kritischer Trend, der sich 2017 auswirkt, ist die geopolitische und wirtschaftliche Instabilität, welche die USA in den Rest der Welt exportieren werden. Donald Trumps Persönlichkeit und seine chaotischen Entscheidungsprozesse, seine Unerfahrenheit in Regierungsangelegenheiten und internationalen Beziehungen, verbunden mit seiner Bereitschaft, riskante und radikale Positionen auf sensible und delikate Staatsangelegenheiten anzuwenden: Das alles macht die Supermacht USA zu einer Quelle ausgeprägter internationaler Unsicherheit.



Peter Friedli, Investor — Wir sollten uns als Gesellschaft verstärkt auf unsere Werte besinnen. Was hat uns den Wohlstand gebracht? Wir sollten sagen dürfen, was Sache ist, aber auch die jeweils andere Meinung respektieren. Die Wirtschaft muss befreit werden von all den unnützen und zerstörerischen Fesseln. Sie muss atmen können, um innovativ und produktiv zu sein. Nur so geht es uns allen

gut. Es liegt in der Natur der Sache, der Geschichte, dass nichts so bleibt, wie es war. Es geht weiter. Niemand weiss, wie. Das ist gut so. Machen wir jeden Tag das Beste draus.



Helle Thorning-Schmidt, CEO Save the Children International — Im Jahr 2017 muss die Welt die nächste Generation an die erste Stelle rücken und in Kinder investieren. Unsere neuen Zahlen zeigen, dass die Welt 450 Jahre hinter ihrem Ziel hinterherhinkt, die absolute Kinderarmut zu überwinden. Das sind 18 Generationen. Im Zeitalter nie gekannter Ressourcen und nie gekannten Könnens gibt es keine Rechtfertigung dafür, dass irgendein Kind in Armut aufwächst. Das Thema des diesjährigen Davos-Treffens lautet «Verantwortliche Führung» (Responsible Leadership). Für mich bedeutet das, sicherzustellen, dass jedes Kind fähig sein muss, zu leben, zu lernen und voranzukommen. Es gibt bereits eine Agenda, um das zu erreichen, nämlich die Nachhaltigkeitsziele der Vereinten Nationen. Im Jahr 2017 muss sich eine Koalition aus Regierungen, Wirtschaftswelt und Zivilgesellschaft daranmachen, diese in die Tat umzusetzen.



Lino Guzzella, Präsident ETH Zürich — Eine gesunde und ausreichende Ernährung für die Welt, der Übergang zu einem klimaschonenderen Energiesystem, Gesundheit für alle zu vertretbaren Kosten, politische Verwerfungen und schliesslich die digitale Transformation von Medien, Gesellschaft und Wirtschaft: Die Herausforderungen, lokal wie global, sind gewaltig, bieten aber nebst unbestreitbaren Risiken auch grosse Chancen für die Schweiz. Wissenschaftlicher Fortschritt und Top-Ausbildung unserer jungen Leute und Weiterbildung für die Älteren sind der Schlüssel dazu, diese Möglichkeiten zu nutzen. Das WEF bietet eine gute Gelegenheit, sich zu diesen Themen mit Vertretern anderer Top-Universitäten auszutauschen und die Beziehungen zu Politik und Wirtschaft zu pflegen.



Heinz Karrer, Präsident Economiesuisse — Ich habe die Hoffnung, dass das neue Jahr in drei wichtigen Bereichen eine Trendwende bringt. Erstens in der Schweizer Europapolitik: Nachdem nun drei lange Jahre Unsicherheit herrschte über die künftige Ausgestaltung unserer wichtigen Beziehungen zur EU, braucht es nun von beiden Seiten ein klares Be-

kenntnis zum bilateralen Weg. Zweitens brauchen wir eine Trendwende im Bereich der Regulierung: Als Innovationsland und erfolgreicher Wirtschaftsstandort kann es sich die Schweiz nicht leisten, den Spielraum für Unternehmen immer weiter einzuengen. Ein erster wichtiger Schritt im 2017 zur Förderung der Innovation ist die Annahme der Unternehmenssteuerreform III. Und drittens erwarte ich mit Blick auf die globale Wirtschaft, dass die grossen Notenbanken endlich einen Ausweg finden aus der ultraexpansiven Geldpolitik. Das Fed hat die ersten Schritte getan, aber es müssen nun rasch weitere folgen, sonst drohen Preisblasen, die über kurz oder lang zu einer neuen globalen Finanzkrise führen könnten.



Martin Schmid, Ständerat Graubünden — Aufgrund der von vielen nicht erwarteten politischen Entscheidungen weltweit – Brexit, die Wahl von Trump, die erstarkte Rolle Putins und der chinesischen Machthaber sowie die anstehenden Wahlentscheidungen in Europa – bin ich der festen Überzeugung, dass die Bedeutung der Politik zunimmt und die Politik wichtiger wird bei der Beurteilung unternehmerischer Entscheidungen. Wirtschaftliche Entscheidungen müssen vermehrt mit politischen Lagebeurteilungen abgeglichen werden. Das gilt auch für Investitionen und Standortentscheide. Aus Sicht der Schweiz wünsche ich mir, dass wir versuchen, die Chancen als neutraler Kleinstaat in dieser sich verändernden Welt zu nutzen. In jedem Fall gilt es, keine vorschnellen Entscheide zu treffen und zu allen wichtigen Spielern im internationalen System gute und verlässliche Beziehungen zu pflegen und eine aus nationalstaatlicher Sicht legitime Interessenpolitik für unser Land zu betreiben, ohne Handelsbeziehungen in Frage zu stellen.



Kristina Shea, Professorin ETH Zürich (Engineering Design & Computing Laboratory) — Freundlichkeit. Das mag banal klingen, aber nach dem turbulenten Jahr 2016 ist es die gefragteste Tugend. Anders als einzelne technologische, politische oder wirtschaftliche Massnahmen kann sie überall angewandt werden.

Thomas Bieger, Rektor Universität St. Gallen — Wir müssen uns mehr mit den Folgen der Globalisierung und Digitalisierung befassen. Die Globalisierung hat auf der Ebene der Gesamtwirtschaft zu einem Wohlstandsschub geführt, aber auch den Strukturwandel beschleunigt – von diesem sind auch in Industrieländern ganze Regionen, Branchen und damit Bevölkerungsgruppen betroffen. Glo-



balisierung und Digitalisierung erhöhen die Produktivität. Es wird entsprechend weltweit weniger investiert als gespärt – die Zinsen sind damit strukturell tief. Die tiefen Zinsen wiederum treffen die einfachen Sparer und Rentenversicherten. Ein gesellschaftlicher Diskurs zwischen Politik, Wirtschaft und allen Teilen der Gesellschaft zu den Folgen der Globalisierung und Digitalisierung für Gesellschaft und Demokratie wäre notwendig.

Die neuen Medien jedoch generieren eigentliche Echoräume. Jeder kann seine Meinung «posten», aber liest meist nur die Meinungen der Gleichdenkenden, welche ihm die Algorithmen in Form von Blogs und Medienartikeln offerieren. 2017 sollten wir deshalb noch integrativer denken und vor allem über die eigene Peergroup, ausserhalb der eigenen Komfortzone, den Dialog pflegen, uns dabei gegenseitig ernster nehmen, Haltungen und Argumente nicht einfach etikettieren, sondern einander respektvoll und offen zuhören.



«Missy» Cummings, Direktorin Humans and Automation Laboratory and Duke University — Bei der digitalen Revolution ist eine der wichtigsten Veränderungen im Jahr 2017 die flächendeckende Verbreitung des selbstfahrenden Automobils. Das wird nicht reibungslos verlaufen, aber ist es einmal geschehen, gibt es kein Zurück. Deshalb müssen wir über Datensicherheit, Stadt-design und mögliche Arbeitsplatzverluste für Millionen Menschen auf der ganzen Welt nachdenken. Damit die Arbeitsplätze anderswo neu entstehen können, brauchen wir eine Reihe neuer, Software-bewusster mechanischer Technologien.



Björn Johansson, Headhunter — Die Welt braucht dringend tausend neue Nelson Mandelas; kluge Visionäre, problemlösungsorientierte, integrative Politiker mit intuitivem Verständnis für die globalen Herausforderungen 2017. Die EU muss sich rasch verändern, um die jetzige weltpolitische Konstellation zu meistern. Heute ist Europa, sei es in Politik, Wissenschaft, Kunst, Kultur oder im Sport, einzig beim Ryder Cup, einem Golfturnier, bei dem alle zwei Jahre ein europäisches gegen ein US-amerikanisches Team antritt, vereint. Aber selbst ein vereintes Europa wird ohne enge Kooperation mit Russland nie stark sein im Vergleich mit China oder den USA. Russland war, ist und bleibt ein europäisches Land. Die Schweizer Po-

litiker müssen deutlich klarer und mit dem nötigen Selbstvertrauen gegenüber den USA, der EU und gewissen Nachbarländern auftreten, um die Schweizer Interessen zu verteidigen. Für den bisherigen Erfolg der Schweiz haben wir uns Neid verdient.



André Kudelski, Präsident und CEO Kudelski Group — Nachdem das letzte Jahr einige Überraschungen bereithalten hat, erwarten wir nun ein Jahr mit wirklichen geopolitischen Herausforderungen. Wenn wir die Pfade des business as usual verlassen, warten alle darauf, dass das Unerwartete geschieht. Überraschungen zu erwarten ist auch ein konstruktiver Weg, neue Ideen und Wege zu entdecken, die sonst verborgen bleiben würden.

Was die Technologie betrifft, so ist das Jahr 2017 eher vorhersehbar: Wir erwarten, dass die Auswirkungen von Cyber-Attacken – auf alles, was mit dem Internet verbunden ist – immer gravierender, sichtbarer und im Alltag spürbarer werden. Sowohl in der virtuellen als auch in der realen Welt. Der Einfluss von Social Media in der politischen und gesellschaftlichen Debatte wird zunehmen, was die Spielregeln ändert und die Position der traditionellen Medien angreift. In diesem Kontext der Instabilität brauchen wir vor allem Beweglichkeit. Das heisst die Bereitschaft, einem unfreundlichen Umfeld im Jahr 2017 zu begegnen, aber auch die Chancen zu ergreifen, die mit neuen Projekten verbunden sind.



David Agus, Arzt — Die wichtigste Änderung wäre eine weltweite Gesundheits-Governance. Es gehen dramatische Veränderungen vor sich, einschliesslich Zika, Ebola und die Fähigkeit, die DNA eines Kindes im Mutterleib zu ändern. Es braucht eine weltweite Leadership, damit wir die Chancen der dramatischen Fortschritte in Wissenschaft und Technologie zum Vorteil aller nutzen können.



Sir Martin Sorrell, Gründer WPP — Hätte ich einen Zauberstab, mit dem ich im Jahr 2017 eine Veränderung herbeizaubern könnte, dann würde ich das kurzfristige Denken ausschalten, dass weltweit in vielen Direktionsetagen vorherrscht. Risikoaversion nach dem Kollaps von Lehman Brothers, die Tyrannei der Quartalsberichte, viel zu kurze Amtszeiten der Chefs, Druck von Disruptoren, Zero-Base-Budget-Verantwortlichen und aktivistischen Anlegern: Das alles wirkt dem langfristigen Denken entgegen.

Die Weltwirtschaft braucht mehr Investitionen in Forschung und Entwicklung und in die Markenbildung – beides erwiesenermassen wichtige Faktoren für langfristigen Erfolg. Stattdessen liegt der Schwerpunkt auf Kostensenkungen, um kurzfristige Bedürfnisse zu befriedigen. Wohlkalkuliert Risiken einzugehen, also zu investieren, ist die Grundlage für langfristig anhaltende Spitzenleistungen.

Das trifft besonders beim Investment in Marken zu. Setzt man die zehn wertvollsten Marken der letzten zehn Jahre (gemessen anhand des Brandz-Berichts von Kantar Millward Brown) in einem Aktienportfolio zusammen, so hätte dieses den S&P-500-Index um fast 75 Prozent übertraffen und den MSCI-World-Index um mehr als 400 Prozent. Einen raschen Wechsel erwarte ich

«Hätte ich einen Zauberstab, dann würde ich das kurzfristige Denken ausschalten.»

zwar nicht, aber Initiativen wie «Focusing Capital on the Long Term» und das «American Prosperity Project» des Aspen Institute könnten durchaus zu einem Gesinnungswandel im neuen Jahr beitragen. Wir tendieren zu übertrieben intellektualisierten Ansätzen bei der Nachhaltigkeit und der Unternehmensverantwortung. Unternehmen, die langfristig Bestand haben, verhalten sich im Allgemeinen korrekt. Ein langfristiger Zugang bei der Unternehmensführung stellt also alle Anspruchsgruppen zufrieden.



Cory Doctorow, Science-Fiction-Autor — Ein Schwerpunkt auf Versagen mit Stil (*graceful failure*) als Priorität beim Risikomanagement.



Pierre Maudet, Staatsrat Kanton Genf (FDP) — In einem Kontext, in dem die Weltwirtschaft durch geringes Wachstum und hohe Unsicherheit gekennzeichnet ist, sollten die Prioritäten für 2017 folgende sein: Stärkung der für die wirtschaftliche Entwicklung günstigen Rahmenbedingungen und Schaffung eines Ökosystems, das die Innovation antreibt. In dieser Hinsicht ist es die wichtigste Herausforderung für dieses Jahr, die Unternehmenssteuerreform III durchzubringen – eine Wirtschaftsreform, die grundlegend dafür sein wird, den digitalen Wandel, die Bewegung hin zu mehr Nachhaltigkeit und den sozialen Fortschritt zu meistern. Investieren in Forschung und Entwicklung, um die Wirtschaft von morgen zu gestalten. ○

«Überlebensgrosse Figuren»

Der New Yorker Medienunternehmer Steve Forbes ist einer der interessantesten Köpfe der USA. Er kennt Donald Trump seit Jahrzehnten und sieht seine Präsidentschaft als grosse Chance. Was hat der neue amerikanische Präsident gemeinsam mit Apple-Gründer Steve Jobs? *Von Florian Schwab*

Es ist einer der grössten Namen in der amerikanischen Medienbranche: Forbes. Das Verlagshaus wurde vor fast hundert Jahren vom Grossvater des heutigen Firmenchefs Steve Forbes gegründet. Zur Blüte brachte es Steves Vater Malcolm, eine prägende Gestalt des internationalen Jetsets nach dem Zweiten Weltkrieg. Malcolm Forbes war ein leidenschaftlicher Motorradfahrer, besass Yachten, ein Schloss in Frankreich und einen Palast in Marokko. In Letzterem feierte er seinen 70. Geburtstag. Die opulente Feier setzt heute noch Massstäbe. Nach dem Tod seines Vaters im Jahr 1990 übernahm Steve die Leitung des Familienunternehmens. Politisch fiel er in den Jahren 1996 und 2000 auf, als er sich um die Präsidentschaftskandidatur der Republikanischen Partei bemühte. Heute ist Steve Forbes einer der gefragtesten und meistzitierten Exponenten des republikanischen Business-Establishments.

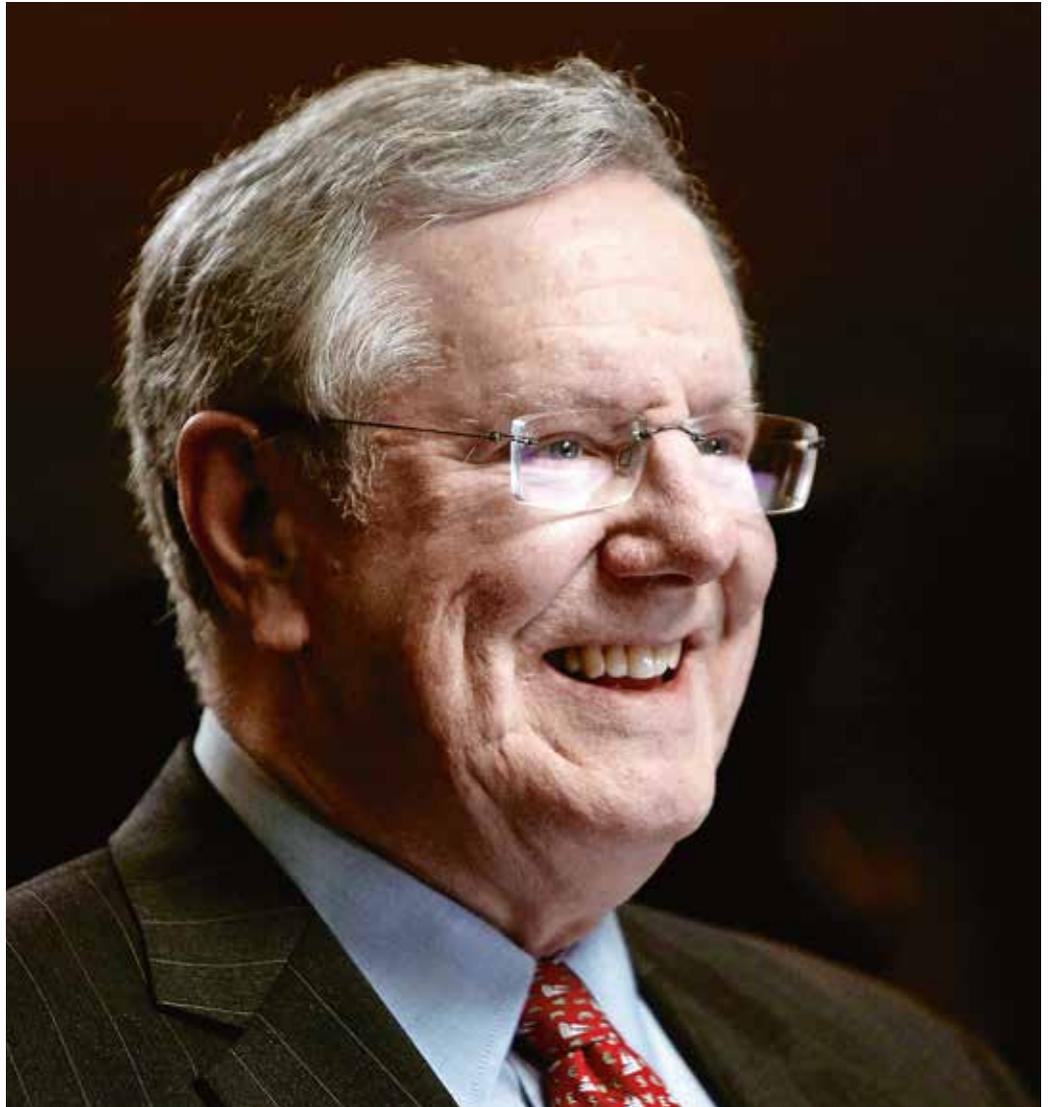
Mr Forbes, beginnen wir mit dieser denkwürdigen Präsidentschaftswahl voller Überraschungen. Was hat Sie am Ergebnis am meisten erstaunt?

Wie gut die Republikaner abgeschnitten haben, auch bei den Wahlen für Senat und Repräsentantenhaus. Oder in den einzelnen Staaten bei den Gouverneurs- und Parlamentswahlen. Insgesamt sind die Republikaner so stark wie seit fast neunzig Jahren nicht mehr. Der Sieg von Trump, trotz seiner tiefen Beliebtheitswerte, zeigt die Schwäche der Demokratischen Partei. Hillary Clinton hat keine neuen Ideen gebracht ausser der Fortsetzung von Barack Obamas Politik. Obama ist zwar ein guter Wahlkämpfer, aber seine Politik ist unbeliebt. Zwei Drittel der Amerikaner finden, die USA bewegten sich in die falsche Richtung. Laut Obama sollten die Wahlen im November zu einer Volksabstimmung über seine Politik werden. Und damit hat er eine Niederlage erlitten.

Obama hat kürzlich gesagt, er hätte im Gegensatz zu Hillary Clinton gegen Trump gewonnen.

Das ist wohl falsch. Er war acht Jahre im Amt. Nach einer solch langen Zeit mit schlechten Wirtschaftsdaten und einer sich auflösenden Welt können Sie nicht vor Ihrer Leistung davonlaufen.

Wenn Sie Trumps Team ansehen: Was überrascht?



«Das verheisst Gutes!»: Unternehmer Steve Forbes.

Wie viele Konservative er für hohe Positionen ausgewählt hat. Er hat sehr gute Leute im Bildungsdepartement, im Arbeitsministerium, in der Umweltschutzbehörde. Das sind Leute, die den Bürokratenstaat zurückdrängen und dem Einzelnen die Kontrolle über sein Leben zurückgeben wollen. Er setzt Personen an die Spitze, die diese Behörden kennen und sie bekämpft haben – keine Leute, die nahtlos weitermachen, um nicht anzuecken.

Und das war nicht zu erwarten gewesen?

Nicht in diesem Ausmass. Und das verheisst Gutes! Regulierung ist eine Form der Besteuerung. Obama bemüht sich bis heute, der Wirtschaft enorme Bürden von Regulierungen und Besteuerung aufzuladen. Nach dem 20. Januar wird dieser Trend erstmals seit Jahren

umgekehrt werden. Was Obama mit Administrativbeschlüssen (*executive orders*) am Kongress vorbei eingeführt hat, wird Trump auf demselben Weg rückgängig machen. Und wo der Kongress mitreden muss, da bin ich zuversichtlich, dass er eine Menge dieser schlechten Regulierungen ungeschehen machen wird.

Die Steuern sind Ihr Lieblingsthema. Man kennt Sie in den USA als engagierten Verfechter der Flat-Rate Tax, also des einheitlichen Steuersatzes. Machen Sie sich Hoffnungen darauf?

Gewiss hoffe ich auf eine grosse Steuerreform. Zwar denke ich nicht, dass wir bereits die Flat-Rate Tax bekommen, obwohl Trump mir gesagt hat, dass er das irgendwann machen will. Zumindest wird die neue Regierung relativ bald substanzielle Steuer-

senkungen für Private und Firmen an die Hand nehmen. Die Unternehmenssteuer auf Bundesebene soll von 35 auf 15 Prozent gesenkt werden. Im weltweiten Vergleich würden die USA von der Steuerhölle zum Steuerparadies.

In der Schweiz ist man davon nur mässig begeistert, weil dann wirtschaftliche Aktivitäten in die USA zurückwandern, die hierhin ausgelagert wurden.

(Lacht) Wir hoffen, dass es Steuerwettbewerb gibt und andere Länder ihre Steuern ebenfalls senken. Das ist dann für alle gut. Sie haben Trump in der Präsidentschaftswahl unterstützt, nachdem die Republikaner ihn offiziell nominiert hatten. In einem Interview haben Sie gesagt, Sie seien in der Kampagne ein «Agitator» für weniger Steuern und freie Märkte gewesen. Was war Ihre Rolle in dem ganzen Wahlkampf?

Ich bin für meine Überzeugungen öffentlich eingetreten. In den sozialen Medien, aber auch im Fernsehen. Zudem habe ich

«Die Republikaner sind so stark wie seit fast neunzig Jahren nicht mehr.»

verschiedenen Kandidaten für den Senat, das Repräsentantenhaus und ein paar Gouverneurskandidaten geholfen. Ich habe mich also für Ideen ins Zeug gelegt und für Leute, die gute Ideen umsetzen können.

Sie selbst haben sich zweimal erfolglos darum beworben, Kandidat der Republikaner zu werden (1996 und 2000). Gibt es dennoch inhaltliche Parallelen zum Trump-Wahlkampf? Was hat er besser gemacht?

Es gibt eine Redensart: «Timing is everything.» Trump hat eine höchst effektive Kampagne geführt, was die meisten Politologen verkennen. Zudem war das Umfeld genau richtig für seine Botschaft. Wäre er vier Jahre früher oder gar zwölf Jahre früher angetreten, hätte es kaum geklappt. Er hat ja 2000 ernsthaft erwogen, als unabhängiger Kandidat ins Rennen zu steigen. Nein: Ebenso wenig, wie ein Ronald Reagan in irgendeiner Wahl ausser der von 1980 gewählt worden wäre, hätte Trump die Wahl in einem andern Jahr als 2016 gewinnen können. Das Umfeld passte. Das hat er gesehen und die Initiative ergriffen.

Für welche politische Überzeugung steht Trump? Ist er ein *business conservative*? Ein Libertärer?

Eine Mischung aus beidem. Das Wichtigste ist: Er steht für Antiregulierung. Das ist gut. Er will die Steuern senken. Das ist gut. Vermutlich will er mehr Geld ausgeben,

als dies manchen Konservativen gefällt. Trump weiss, dass sein Erfolg mit einer starken amerikanischen Wirtschaft steht und fällt. Das sendet auch positive Signale an den Rest der Welt. Nicht nur, weil Amerika als ökonomische Lokomotive zurückkehrt, sondern weil es ein Beispiel gibt: Weniger Regulierung und tiefere Steuern führen zu Wachstum. Europa hat viel zu lange das Gegenteil getan. Sogar in Griechenland werden noch immer die Steuern erhöht! Die Schweiz ist eine glückliche Ausnahme.

In letzter Zeit ist die Schweiz unter dem Druck internationaler Organisationen wie der EU und der OECD auch eher auf eine stärker Linke, sprich eher sozialdemokratische Wirtschaftspolitik umgeschwenkt.

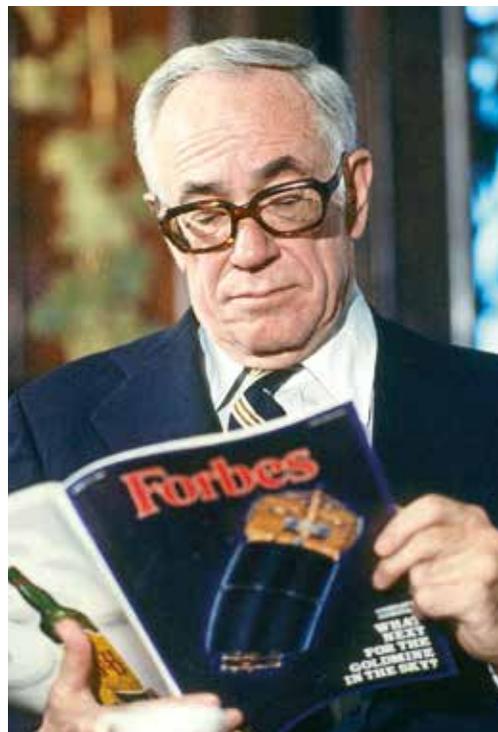
Sozialdemokratie ist eine freundliche Umschreibung für Stagnation und Regierungstyrannie. Wir hoffen, dass die Schweiz als Leuchtturm der Vernunft bestehen bleibt auf einem Kontinent, der in diesen Tagen nicht zu viel davon hat.

Wie würden Sie den frischgewählten US-Präsidenten als Person beschreiben? Sie laufen sich gegenseitig in New York seit Jahrzehnten über den Weg.

Er ist das, was man sieht; sehr ausdrucksstark. Und er kann sehr charmant sein. Aber er zögert nicht zu kämpfen, wenn er es für nötig hält. Er marschiert im Takt seiner eigenen Trommel, wie man täglich an seinen Tweets sehen kann.

Sie haben ihn mit Steve Jobs verglichen, dem legendären Apple-Gründer.

Was er tatsächlich mit Steve Jobs gemeinsam hat, ist die Fähigkeit, die Welt nach seinem Ideal zu formen. Wenn er davon spricht, die USA wieder stark zu machen, dann lässt er



«Unendlich interessanter»: Vater Malcolm Forbes.

sich nicht von jenen beeindrucken, die sagen: «Das geht doch nicht.» Er wird versuchen, die Dinge so hinzubiegen, wie er denkt, dass sie sein sollten. Genau das hat Steve Jobs in der Hightech-Welt getan.

Ein anderer amerikanischer Unternehmer, der ähnliche Fähigkeiten hatte, ist Ihr Vater. Malcolm Forbes war zu Lebzeiten eine Legende, und seine Persönlichkeit hat eine ganze Firma geprägt. Gibt es Gemeinsamkeiten?

Beides sind überlebensgrosse Figuren. Trump fährt zwar nicht Motorrad, aber er hat viele andere Dinge getan, die ihn herausstechen lassen und ihn unendlich interessanter machen als die meisten Leute in der Businesswelt.

Was ist die wichtigste Lektion, die Sie von Ihrem Vater gelernt haben?

Das, was mein Grossvater «stick-to-it-iveness» nannte: Nicht erschrecken, wenn es einen Rückschlag gibt! Wenn du etwas erreichen willst, probiere es einfach. Mein Vater pflegte zu sagen: «Normalerweise bereut man die Dinge im Leben, die man nicht versucht hat.»

Ihr Unternehmermagazin hat sich vor ein paar Jahrzehnten den Beinamen «The Capitalist Tool», also das «Werkzeug des Kapitalismus», gegeben. Was sollte das heissen?

Vor vielen Jahren nutzten Marxisten und Kommunisten den Ausdruck «capitalist tool» als Schimpfwort. Also haben wir uns gesagt: Warum die Kritik nicht in ein Lob umdeuten? Kapitalisten bewirken Positives. Also ja, wir sind Werkzeuge, um das Leben der Leute zu verbessern.

Zum Geschäft von Forbes: Der alte Printjournalismus hat es immer schwerer. Sie



«Nicht erschrecken»: Firmengründer Forbes.

haben es geschafft, aus einem traditionellen Verlag einen Champion der digitalen Welt zu machen.

Peter Drucker, der spätere Management-Guru, hat einmal gesagt: «Unternehmen sollten sich immer fragen: <Was ist es, was wir zu tun versuchen? Was ist unsere Mission?>» Wenn Sie wissen, was Sie erreichen möchten, dann verlieren Sie nicht die Orientierung, selbst wenn die Mittel der Zielerreichung sich ändern. Das Internet ist einfach ein neuer Weg, um unsere Informationen und Einsichten an unser unternehmerisches Publikum weiterzugeben. Wenn das Automobil besser ist als die Pferdekutsche, nehmen Sie das Automobil.

Das Forbes Magazine erscheint immer noch gedruckt. Reine Nostalgie?

Die gedruckte Fassung war bislang leidlich erfolgreich. Natürlich sind die Werbeeinnahmen zurückgegangen. Heute bekommen wir diese grösstenteils aus dem Web. Aber das Printmagazin ergänzt bis jetzt das Internet ganz gut. Das wird vielleicht nicht für immer so sein. Wir bewegen uns in einem Markt, das heisst, unsere Kunden entscheiden.

Zurück zur Politik: Als Obama gewählt wurde, wusste jeder, dass er eine linke Politik verfolgen würde. Gab es trotzdem etwas Unerwartetes, das Sie erstaunt hat?

Wir wussten, dass er eine schlechte Wirtschaftspolitik machen und dass seine Aussenpolitik nicht so gut sein würde. Die wahre Enttäuschung war aber, dass er nicht aus Fehlern gelernt hat. Sie erkennen einen schlechten Leader daran, dass er die Realität nicht an seine Fehleinschätzungen über die Welt herankommen lässt. Sogar Jimmy Carter hat am Ende seiner Präsidentschaft aus seinen Fehlern gelernt. Auch John F. Kennedy lernte in den frühen 1960ern aus innen- und aussenpolitischen Fehlern und wurde ein viel besserer Leader. Obama nicht. Er ist heute genau gleich wie vor acht Jahren.

Woran sieht man das am ehesten? An der Innen- oder Aussenpolitik?

An beidem. Obwohl die Wirtschaft Jahr für Jahr schlecht lief, verdoppelte er seine Anstrengungen für höhere Steuern und vor allem mehr Regulierung. Als es mit dem Kongress nicht mehr ging, wich er auf präsidiale Dekrete aus. Und im Ausland: Sein «Russian reset» war ein Desaster, aber er weigerte sich, daraus zu lernen. Mit Russland riss ihm erst der Geduldssaden, als er Putin im Verdacht hatte, Trump zu unterstützen. Früher hatte es ihn nie gekümmert, was Putin machte. Er war bei den aggressiven Ansprüchen Chinas auf die Süd- und die Ost-



«Im Takt der eigenen Trommel»: Forbes-Cover.

chinesische See passiv. Ebenso bei den chinesischen Hackerattacken auf unsere Internetseiten und Regierungsdatenbanken. Er war ein Desaster im Mittleren Osten, wo er rote Linien in den syrischen Sand zog und dann davonlief. Weltpolitische Leader haben unter vier Augen nur Verachtung für Obama übrig. Sie sahen ihn als schwaches und passives Individuum. Jemand, der grosse Worte macht und dann keine Taten folgen lässt.

In Kürze trifft sich die Elite der Wirtschaft und Politik in Davos. Da gibt es viele Milliardäre wie George Soros oder Tycoons aus dem Silicon Valley, die zur linken Seite neigen. Warum?

Weil viele Leute nicht verstehen, wie Neues entsteht und wie Wohlstand erzeugt wird.

«Weltpolitische Leader haben unter vier Augen nur Verachtung für Obama übrig.»

Sie erfassen die Umgebung nicht. Es ist wie bei einem Fisch, der die Wichtigkeit des Wassers nicht realisiert.

Bei erfolgreichen Unternehmern sollte man ein Mindestmass an Verständnis für die Marktwirtschaft voraussetzen können.

Ein Mindestmass an Verständnis für die Erfolgsfaktoren in ihrem Gebiet oder Unternehmen. Aber nicht für die allgemeine Umgebung, die den Erfolg erst möglich gemacht hat. Darum muss man immer wieder in Erinnerung rufen, was freie Märkte sind. Freie Märkte sind Menschen. Das wird gerne übersehen. Kommt einer dann zu Reichtum, dann meint er zeigen zu müssen, dass er sich um seine Mitmenschen kümmert. Dabei besteht der beste Weg, zu zeigen, dass Ihnen die Menschen etwas bedeu-

ten, darin, Chancen für Menschen zu schaffen, ihr Leben zu verbessern, ihren Verdienst zu steigern und so weiter. Sie helfen den Menschen, indem sie sie in die Lage versetzen, sich selbst zu helfen.

Forbes organisiert eine beliebte Party am WEF. Ihre Tochter nimmt an der Konferenz teil. Vielleicht können Sie ja ein wenig Aufklärungsarbeit leisten.

Wir werden es versuchen, aber Erziehung ist immer ein schwieriger Prozess.

Wenn Sie selber einen solchen Anlass organisieren würden, an dem Sie mit nur fünf Leuten die Lage der Welt analysieren müssten: Wen würden Sie einladen?

Wenn man an die Wiederauferstehung glaubte, dann würde ich Ronald Reagan und Margaret Thatcher aufbieten. Unter den Lebenden aus unserem Land Leute wie den Ökonomen Lawrence Kudlow, der eine Fernsehberühmtheit ist. Er versteht die Dinge. Dann würde ich einen Unternehmer nehmen wie den Gründer des Lebensmittelkonzerns Whole Foods, John Mackey. Er versteht das freie Unternehmertum. Gut wäre noch jemand, der die Geldpolitik erklären kann, wie hier im Hause John Tamny, der sehr gut ist, wenn auch nicht sehr bekannt. Das sind Leute, die vieles verstehen und es erklären können.

Zwei eher persönliche Fragen zum Abschluss. Zuerst: Irgendwann während des Wahlkampfs hat Donald Trump Ihrem Magazin vorgeworfen, seinen Reichtum zu tief auszuweisen. Ist diese Kontroverse vorbei?

Die Unterschiede in der Bewertung entstehen, weil Trump den Wert seiner Marke einberechnet. Diesen schätzt er auf rund fünf Milliarden Dollar. Unsere Methode berücksichtigt den Markenwert nur dann, wenn er tatsächlich zu Geld gemacht wird. Also: Wenn Trump einem Hotel seinen Namen verleiht und dafür Geld bekommt, dann rechnen wir das mit ein. Wir zählen aber nicht, sagen wir, den Markenwert einer Oprah Winfrey dazu. Es liegt also an der Messmethode, nicht an Differenzen über den Wert einzelner Assets.

Also keine persönliche Fehde zwischen Steve Forbes und Donald Trump?

Aber nein. Wir haben viel über ihn geschrieben. Was sein Vermögen betrifft, so fällt unsere Schätzung höher aus als jene der meisten anderen unabhängigen Quellen.

Letzte Frage: Man hört vielfach, dass Sie ein guter Präsident gewesen wären, aber dass Sie ein bisschen zu sehr Gentleman für die Politik seien. Was man so über Trump ja nicht sagen kann. Sind Sie tatsächlich zu höflich?

Wenn überhaupt, dann betrifft es wieder das Timing. Er hat den Zeitpunkt besser gewählt als ich. ○

Ein Asylant in Miami

Juan Manuel Santos, Staatspräsident Kolumbiens, wird am WEF mit einem Preis für staatsmännische Leistungen geehrt. Doch in den USA braut sich ein Skandal zusammen: Verfolgt der Friedensnobelpreisträger politische Widersacher mit den Mitteln der Justiz? Von Florian Schwab

Im November hat der kolumbianische Präsident Juan Manuel Santos mit der Drogenguerilla Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia (Farc) einen Friedensvertrag unterschrieben. Seither eilt er von einer internationalen Preisverleihung zur nächsten: Verleihung des Friedensnobelpreises vergangenen Dezember in Oslo. In Davos wird er mit dem Global Statesmanship Award des WEF geehrt.

Doch der international gefeierte Friedensstifter hat offenbar auch eine dunkle Seite. Er ist nämlich Protagonist in einem wüsten Justizkrimi. Der zweite zentrale Akteur darin ist der Vorgänger von Santos im Präsidentenamt. Álvaro Uribe Vélez, populärer Staatspräsident zwischen 2002 und 2010, der den Drogenhandel engagiert bekämpfte und die Farc militärisch in die hintersten Andenhügel vertrieb. Doch die Hauptperson in dem Drama heisst Andrés Felipe Arias, Landwirtschaftsminister in der Regierung von Uribe, der damals auch Santos als Verteidigungsminister angehörte.

Zur Vorgeschichte: Im Jahr 2010 hievte Uribe den unpopulären Juan Manuel Santos – anders als Uribe ein Spross der seit Jahrzehnten tonangebenden Elite des Landes – als seinen politischen Erben in den Präsidentenpalast von Bogotá. Das Versprechen von Santos: Fortsetzung der Politik der harten Hand gegen die Farc. Am ersten Amtstag beerdigte Santos diesen Vorsatz und eröffnete die Friedensgespräche in Havanna.

Uribe fühlte sich verraten und machte sich an den Aufbau eines Santos-Gegenkandidaten für die Präsidentschaftswahl 2014. Die natürliche Wahl hiess: Andrés Felipe Arias. Der Ökonom mit Dokortitel der renommierten US-amerikanischen University of California, Los Angeles, war in der Bevölkerung wegen seiner jugendlichen Ausstrahlung und Tatkraft beliebt.

Siebzehn Jahre Haft

Und nun zum Krimi: In den ersten Amtsjahren leitete Santos systematisch strafrechtliche Verfahren gegen ehemalige Kabinettskollegen aus Uribe-Zeiten ein. Viele von ihnen wurden mit Haftstrafen belegt. Ins Visier der Justiz geriet auch Andrés Felipe Arias. Der Vorwurf: finanzielle Unregelmässigkeiten in einem Förderprogramm für die kolumbianische Landwirtschaft unter dem Dach der Organisation Amerikanischer Staaten (OAS).

Manches an dem Prozess mutet merkwürdig an. So hatte zuvor eine Administrativuntersuchung die Missstände bestätigt, sah aber keine Anzeichen dafür, dass Arias von ihnen gewusst

haben könnte. Ohne dass neue Beweismittel aufgetaucht wären, verurteilte das oberste kolumbianische Gericht Andrés Felipe Arias zu einer siebzehnjährigen Haftstrafe. Erinstanzlich und ohne Berufungsmöglichkeit. Der Urteilsbegründung ist zu entnehmen, dass es in der Natur der Sache liege, dass in solchen Fällen keine Zeugenaussagen und Beweismittel bestünden. Das *Wall Street Journal* sieht in dem Prozess gegen Arias eine «düsteres Mahnmal für das politische Hauen und Stechen, wie es in Kolumbien unter dem Titel der Justiz durchgeht».

Kürzlich sind auf Wikileaks vertrauliche Dokumente aufgetaucht, die diese Darstellung stützen: Der frühere US-Botschafter in Bogotá, William Brownfield, kabelte nach Washington, das oberste Gericht des Landes sei «politisiert».

Kurz vor dem Schuldspruch, der pikanterweise wenige Tage vor den Präsidentschaftswahlen 2014 über obskure Kanäle vorzeitig an die Öffentlichkeit drang – Arias hatte seine Kandidatur zurückgezogen, und für das Uribe-Lager trat ein anderer Kandidat an –, war es Andrés Felipe Arias gelungen, sich in die USA abzusetzen. Der ehemalige Minister begab sich mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in die US-Botschaft in Bogotá und beantragte politisches Asyl. Anstandslos stellten die amerikanischen Behörden die benötigten Reisedokumente aus. Seither lebt Arias in Miami. Bis zum heutigen Tag haben die amerikanischen Migrationsbe-

hörden in dem politisch heiklen Fall noch nicht formell über das Asylgesuch entschieden. Arias und seine Familie erhielten aber eine Niederlassungs- und sogar eine Arbeitsbewilligung. Bis im letzten August plötzlich das FBI vor der Türe stand: Arias wurde auf Antrag der Regierung Santos in Auslieferungshaft genommen. Nachdem aber Zweifel aufgetaucht waren, ob es überhaupt ein gültiges Auslieferungsabkommen zwischen den USA und Kolumbien gebe, kam Arias nach zwei Monaten Haft Anfang Dezember gegen Kautionszahlung frei. Zur massgeblichen Gerichtsverhandlung war Ex-Präsident Uribe persönlich nach Miami gereist.

Für Santos geht es in dem Fall um nicht weniger als um sein politisches Prestige. Sollte Arias nicht nach Kolumbien ausgeliefert werden oder gar formell politisches Asyl bekommen, dann wäre es amtlich: Santos, ein Friedensnobelpreisträger, der seine politischen Gegner verfolgt. Mit der Amtsübernahme von Donald Trump sind die Aktien von Andrés Felipe Arias deutlich gestiegen. Beim neuen US-Justizminister, der abschliessend über die Auslieferung entscheidet, handelt es sich um Jeff Sessions. Er galt im US-Senat als ein verlässlicher Verbündeter von Uribes Politik gegenüber den Farc. Eine Santos-Sprecherin verweist auf eine Erklärung, in welcher der Präsident jegliche politische Dimension bestreitet: «Wir haben niemanden politisch verfolgt.» ○



Merkwürdiger Prozess: kolumbianische Politiker Uribe (l.), Santos.

Feuerwerk der Marktwirtschaft

Während Staaten sich träge entwickeln, ist die Dynamik bei den Unternehmen enorm. Die Entwicklung seit 2006 zeigt: China und amerikanische Technologiefirmen sind auf der Überholspur. Zu den grossen Verlierern gehören Banken und der Rohstoffsektor. *Von Peter Keller*

Staaten sind wie grosse Tanker. Ihren Kurs zu ändern, braucht Kraft und Zeit. Wie minimal die Veränderungen sind, zeigt der jährliche Index der Wettbewerbsfähigkeit des World Economic Forum (WEF). Dort bilden 2016 die gleichen Staaten die Top Ten wie 2010. Die Schweiz konnte ihren Spitzenplatz behaupten. Dahinter folgen Singapur (2010 auf dem dritten Rang) und die USA, die sich um einen Platz verbessern konnten.

Ganz anders das Bild in der Privatwirtschaft. Hier ist die Dynamik markant grösser. Das Beratungsunternehmen Ernst & Young publizierte auf Ende 2016 eine Liste mit den hundert wertvollsten Unternehmen der Welt. Die höchste Marktkapitalisierung mit 625,3 Milliarden Dollar wies Apple aus. Damit bewegt sich der Börsenwert des IT-Konzerns auf der Höhe des Bruttoinlandprodukts von Argentinien.

Die Dominanz amerikanischer Firmen ist eklatant. Sie belegen die ersten vierzehn Positionen und mehr als die Hälfte der Plätze im Ranking überhaupt. Vor zehn Jahren waren die vordersten Ränge noch internationaler besetzt: mit Unternehmen aus Grossbritannien (BP und HSBC), den Niederlanden (Shell), Saudi-Arabien (Saudi Basic Industries Corporation, Sabic) und Russland (Gazprom).

Seither hat eine technologische Revolution das Ranking durcheinandergewirbelt. Die beiden im Rohstoffsektor tätigen Firmen Gazprom und Sabic sind sogar ganz aus der Liste der Top 100 gefallen. Dafür bilden neu drei IT-Unternehmen die Spitze: Apple, Alphabet (Mutterkonzern von Google) und Microsoft.

Mit Facebook findet sich ein weiterer Informationstechnologie-Riese auf Platz sieben. Das von Mark Zuckerberg 2004 gegründete

Der Wert von Apple bewegt sich auf der Höhe des argentinischen Bruttoinlandprodukts.

Unternehmen ging erst 2011 an die Börse. Heute ist es rund 340 Milliarden Dollar wert.

Amerikanische Banken profitieren

Der Vergleich der Jahre 2006, 2011 und 2016 macht im Zeitraffer deutlich, wie sich die Wirtschaftswelt in zwei grossen Schüben verändert hat. Die 2007 beginnende Finanzkrise führte zu einer erstaunlichen Neuordnung der Finanzbranche. Unter die Räder kam die schweizerische UBS, die vor zehn Jahren noch auf Platz 39 fungierte und inzwischen aus dem

Ranking gefallen ist. Gleich erging es japanischen (Mitsubishi UFJ, Mizuho Financial), spanischen (Banco Santander, Banco Bilbao Vizcaya) und französischen (Société Générale) Bankhäusern. Die Gewinner der durch amerikanische Ramschhypotheken ausgelösten Finanzkrise sind ironischerweise US-Finanzdienstleister. In der vorderen Hälfte sind neben den Amerikanern nur noch die britische HSBC und chinesische Institute vertreten. Die fulminante Entwicklung Chinas ist generell augenfällig. Seit 2006 steigerte sich die Zahl der chinesischen Topunternehmen von drei auf elf.

Gut gehalten haben sich die Schweizer Pharmaperlen Roche (2016 Rang 28, 2006 Rang 24) und Novartis (2016 Rang 35, 2006 Rang 27). Roche konnte ihren Börsenwert von 127,5 auf 194,3 Milliarden Dollar steigern. Zum Vergleich: Der amerikanische Konkurrent Pfizer stagnierte mehr oder weniger (2006: 192 Mrd., 2016: 197,4 Mrd.) und rutschte im Ranking von Platz 9 auf Platz 27 ab. Neben den Finanzunternehmen tauchten vor allem die Rohstofffirmen. Die massiv gesunkenen Öl- und Gaspreise wirkten sich unmittelbar auf die Börsenkurse aus. 2006 fanden sich noch drei Firmen aus diesem Sektor in den vordersten Rängen. Davon ist nur Exxon Mobil übrig geblieben. ○

INDEX DER TEUERSTEN UNTERNEHMEN

Rangliste, Stand 2016

Rang	Unternehmen (Land)	Marktkapitalisierung (in Mio. USD)
1	Apple (USA)	625 267
2	Alphabet/Google (USA)	551 893
3	Microsoft (USA)	492 024
4	Berkshire Hathaway (USA)	405 524
5	Exxon Mobil (USA)	376 312
6	Amazon (USA)	366 543
7	Facebook (USA)	340 124
8	Johnson & Johnson (USA)	315 336
9	JP Morgan Chase (USA)	311 733
10	General Electric (USA)	282 199
11	Wells Fargo (USA)	280 997
12	AT&T (USA)	261 913
13	Bank of America (USA)	228 475
14	Procter & Gamble (USA)	226 389
15	Royal Dutch Shell (NL)	226 211

Rang	Unternehmen (Land)	Marktkapitalisierung (in Mio. USD)
16	Chevron (USA)	223 172
17	Ind. & Comm. BK of China (CN)	220 533
18	Alibaba (CN)	218 850
19	Verizon (USA)	218 670
20	Tencent (CN)	217 249
21	Nestlé (CH) 	214 317
22	Wal-Mart (USA)	214 201
23	China Mobile (CN)	212 403
24	Samsung (KP)	205 547
25	Petrochina (CN)	202 661
26	Anheuser-Busch (B)	201 259
27	Pfizer (USA)	197 403
28	Roche (CH) 	194 338
29	Visa (USA)	182 312
30	China Construction Bank (CN)	181 513

Rangliste, Stand 2011

Rang	Unternehmen (Land)	Marktkapitalisierung (in Mio. USD)
1	Exxon Mobil (USA)	406 272
2	Apple (USA)	376 411
3	Petrochina (CHN)	276 618
4	Royal Dutch Shell (NL)	236 190
5	Ind. & Comm. BK of China (CN)	228 008
6	Microsoft (USA)	218 380
7	IBM (USA)	216 724
8	Chevron (USA)	211 894
9	Google (USA)	209 199
10	Wal-Mart (USA)	204 660
11	China Mobile (CN)	196 148
12	Nestlé (CH) 	189 837
13	Berkshire Hathaway (USA)	189 218
14	General Electric (USA)	189 082
15	Procter & Gamble (USA)	183 541



Höchste Marktkapitalisierung: Apple-Geschäft in China.



Vorderste Ränge: Exxon-Ölfrachter.



Seine Firma ist rund 340 Milliarden wert: Facebook-Gründer Zuckerberg.

Rang	Unternehmen (Land)	Marktkapitalisierung (in Mio. USD)
16	AT & T (USA)	179 202
17	Johnson & Johnson (USA)	179 089
18	BHP Billiton (AU)	175 317
19	China Construction Bank (CN)	174 691
20	Pfizer (USA)	166 346
21	Coca-Cola (USA)	158 918
22	Novartis (CH) 	157 068
23	Petrobras (BR)	156 301
24	Roche (CH) 	147 549
25	Wells Fargo (USA)	145 338
26	Vodafone (GB)	139 205
27	Philip Morris (USA)	136 318
28	HSBC (GB)	136 077
29	BP (GB)	135 524
30	Agricultural Bank of China (CN)	135 515

Rangliste, Stand 2006

Rang	Unternehmen (Land)	Marktkapitalisierung (in Mio. USD)
1	Exxon Mobil (USA)	362 530
2	General Electric (USA)	348 450
3	Microsoft (USA)	279 020
4	Citigroup (USA)	230 930
5	BP (GB)	225 930
6	Royal Dutch, Shell Group (NL)	203 520
7	Procter & Gamble (USA)	197 120
8	HSBC Group (GB)	193 320
9	Pfizer (USA)	192 050
10	Wal-Mart (USA)	188 860
11	Saudi Basic Ind. (SA)	184 730
12	Gazprom (RUS)	184 370
13	Bank of America (USA)	184 170
14	Toyota Motor (J)	175 540
15	American Int. Group (USA)	172 240

Rang	Unternehmen (Land)	Marktkapitalisierung (in Mio. USD)
16	Petrochina (CN)	172 230
17	Johnson & Johnson (USA)	171 510
18	Total (F)	154 740
19	Altria Group (USA)	149 570
20	Glaxo Smith Kline (GB)	147 420
21	JP Morgan Chase (USA)	144 130
22	Mitsubishi UFJ Finl (J)	143 010
23	Berkshire Hathaway (USA)	133 670
24	Roche (CH) 	127 510
25	Chevron (USA)	126 800
26	IBM (USA)	126 740
27	Novartis (CH) 	125 730
28	Cisco Systems (USA)	124 520
29	Intel (USA)	121 190
30	Sanofi-Aventis (F)	119 370

QUELLE: EY, 2016

«Der Brexit ist eine Chance für Europa»

Der frühere Chefökonom der Europäischen Zentralbank Jürgen Stark über den schleichenden Rollenwandel der Notenbanken, falsche Signale durch die Tiefzinspolitik und unverhoffte Vorteile, die der Austritt Grossbritanniens aus der EU bietet. *Von Beat Gygi*

Er zählt zu den aufmerksamsten Beobachtern und Kritikern der Europäischen Zentralbank (EZB) und der Europäischen Währungsunion: Jürgen Stark, 68, begann seine Karriere im deutschen Finanzministerium, war dann von 1998 bis 2006 Vizepräsident bei der Deutschen Bundesbank und in dieser ganzen Zeit intensiv mit der Konstruktion und «Inbetriebnahme» des Euro befasst. Anschliessend wechselte er auf die obere Ebene und amtierte bis 2011 als Chefökonom im Direktorium der EZB – nur bis Ende 2011, weil er seinerzeit aus Protest gegen den geldpolitischen Kurs der Notenbank zurücktrat, den der damalige Präsident Jean-Claude Trichet in Richtung «Euro-Rettung» umgelenkt hatte. Heute ist die EZB noch intensiver in Rettungsmissionen verstrickt, und Stark, nun vor allem in Hochschulen und Stiftungen tätig, mahnt umso eindringlicher vor den Folgen. Wir treffen ihn im deutschen Eltville bei Wiesbaden an einem Dialog-Seminar für junge Ökonomeninnen und Ökonomen der Hanns-Martin-Schleyer-Stiftung und der Aktionsgemeinschaft Soziale Marktwirtschaft. Das Amt des Notenbankers hat er zwar abgegeben, aber nicht das Temperament eines Währungshüters.

Herr Stark, in Europa zieht das Wachstum wieder etwas an, und an den Finanzmärkten ist es ziemlich ruhig. Ist die EU allmählich aus der Finanzkrise heraus?

Es stimmt, dass das Wachstum im Euro-Gebiet leicht über den Erwartungen liegt, auch in Deutschland. Richtig ist auch, dass sich die Finanzmärkte beruhigt haben. Aber das ist weitgehend den Aktivitäten der Europäischen Zentralbank zuzuschreiben.

Dann sorgt vor allem die Geldschwemme für bessere Zahlen?

Wir sehen stellenweise sicher auch gesünderes Wirtschaftswachstum, vor allem dort, wo Reformen durchgeführt worden



«Neues Machtgleichgewicht»: Ökonom Stark, 68.

sind. Aber es gibt zwei grosse Länder, die bei Wachstum und Reformen hinterherhinken: Frankreich und Italien.

Das sind auch Staaten mit einer hohen Verschuldung.

Ja, dieser Zusammenhang ist lange nicht beachtet worden. Zahlreiche neuere Studien

«Die Regierungen werden zu sorglos und nutzen die Zeit nicht.»

zeigen nun, wie schwer eine allzu hohe Verschuldung auf Wachstum und Beschäftigung drückt.

Können sich hochverschuldete Länder aus eigener Kraft aus ihren Defiziten herausarbeiten?

Das wird für einige immer schwieriger. Die sind bis jetzt nur deshalb nicht in Insolvenzgefahr geraten, weil die Europäische Zent-

ralbank die Zinsen künstlich reduziert hat. Aber selbst wenn diese Länder etwas fitter wären, könnten sie ihre hohen Schuldenstände nicht wirklich verringern.

Verbessert denn die Tiefzinspolitik der EZB in dieser Situation die Heilungsaussichten?

Die Europäische Zentralbank hilft insoweit, als sie den Regierungen dieser Ländern Zeit gibt, Reformen umzusetzen, die zu höherem Wachstum führen. Zeit geben heisst: die Schuldzinsen und damit die Zinszahlungen künstlich niedrig halten. Das gibt den Regierungen aber gleichzeitig auch falsche Signale, weil das den Schuldendruck verringert. Die Regierungen werden zu sorglos und nutzen die Zeit nicht.

Kann der Euro nur überleben, wenn die Notenbank mit dem Verbilligen des Geldes weiterfährt und die Haftung für Problemländer-Risiken auf alle verteilt?

Dieser Trend ist sichtbar, eine gemeinsame Haftung für Risiken bedrängter Länder zeichnet sich eindeutig ab und damit auch eine Geldumverteilung von reicheren Ländern in Länder mit wirtschaft-

lichen Problemen. Das wird in den Geberländern die Akzeptanz des Euro unweigerlich schwächen.

Kann die Stimmung kippen, werden die Bürger in Geberländern irgendwann rebellieren?

Noch ist die Situation beherrschbar. Aber die Staats- und Regierungschefs haben Mitte 2015 den Entscheid getroffen, dass man Griechenland in jedem Fall und um jeden Preis im Euro-Raum behalten will. Diese Zusage kann man nur einhalten, wenn weitere Geldflüsse an Griechenland garantiert sind und wenn die Europäische Zentralbank weiterhin eine sehr lockere Geldpolitik betreibt.

Glauben die Märkte langfristig überhaupt noch an den Euro?

Durchaus. Allerdings beobachten die Marktteilnehmer die Notenbank sehr genau, denn sie ist im Augenblick die einzige Institution, die überhaupt die Möglichkeiten und Mittel

hat und diese auch einsetzt, um die Euro-Zone in der heutigen Zusammensetzung zusammenzuhalten.

Aber der Auftrag der Europäischen Zentralbank ist doch, für Preisstabilität zu sorgen?

Das war früher so. Heute nimmt die EZB andere Funktionen und eine andere Rolle wahr, als es ursprünglich gedacht war. Beim Einspringen damals in der Krise hat sie ihr Mandat sehr weit ausgelegt. Ich bin sogar der Ansicht, dass sie gegenwärtig in vielen Bereichen ausserhalb ihres eigentlichen Auftrags operiert.

Im Jahr 1999 wurde die EZB als Abbild der Deutschen Bundesbank errichtet, weil man so die Stabilität der Institution garantieren wollte. Nützte das alles nichts?

Der Charakter der EZB hat sich zuerst schleichend und seit 2010 dann fundamental geändert. Der frühere amerikanische Notenbankchef Alan Greenspan hat das in seinem Buch vor einigen Jahren so beschrieben: Die Europäische Zentralbank habe sich von all den Vorgaben des Maastricht-Vertrages gelöst, welche die EZB mit dem Modell der Deutschen Bundesbank verbunden hätten. Diese Einschätzung finde ich absolut richtig.

Wie sieht die Zukunft der Währungsunion aus? Muss man nun den Maastricht-Vertrag ausblenden?

Dieser Vertrag wird ja bereits ausgeblendet, die ursprüngliche Konzeption der Wirtschafts- und Währungsunion gilt nicht mehr. 2010, also mit Beginn der Hilfen für Griechenland, dann auch für Irland und Portugal, wurde die Währungsunion auf den Kopf gestellt. Die Klausel, wonach in Not geratene Länder nicht gerettet werden dürften, wurde umgepolt ins Versprechen, dass Gescheiterte immer auf Hilfe zählen können.

Also volle Nachsicht mit den Unsoliden?

Ja, von der Eigenverantwortung der Mitgliedstaaten für ihre Staatsfinanzen ging man zu einem dauerhaften Rettungsmechanismus für Länder über, die mit ihren hohen Schulden nicht mehr zurechtkommen. Die Europäische Zentralbank hat ihre Rolle so geändert, dass sie zum *lender of last resort* für Regierungen geworden ist. Das ist ein fundamentaler Umbau der Währungsunion, in völligem Widerspruch zu den Maastricht-Regeln. Und das Ganze geschah ohne Änderungen des Vertrags.

Also ist der Maastricht-Vertrag doch noch vorhanden?

Der Maastricht-Vertrag gilt im Grunde nach wie vor, aber er wurde ausgehebelt durch Abmachungen zwischen den Regierungen.

Die Zinsen werden heute ja doppelt niedrig gehalten, einerseits durch die

Billiggeldpolitik der EZB, andererseits durch das Versprechen, Problemstaaten notfalls zu retten. Risikoprämien fehlen. Wie kann eine Wirtschaft mit so verkorksten Daten arbeiten?

Das ist in einer Marktwirtschaft ein Riesenproblem. Der Zins ist ein wichtiger Preis und bietet Orientierungshilfe für Investitionen und Vermögensbewertungen. Wenn der Zins wegfällt, weil er bei null liegt und so seine Steuerungsfähigkeit verliert, dann sind wir praktisch in einem Blindflug. Das ist nicht für längere Zeit durchzuhalten, sonst führt das zu Fehlinvestitionen und dann zu neuen Krisen. Tiefzinsen mögen den Finanzmärkten im Moment zwar eine Beruhigung bringen, aber in der Zukunft wird das hohe Kosten zur Folge haben.

Sind die Amerikaner in dieser Hinsicht besser unterwegs? Sind die näher bei Marktzinsen?

Da muss ich klar sagen: Die amerikanische Notenbank Federal Reserve ist weit von einer Normalisierung der Geldpolitik entfernt. Es hat jetzt gerade mal zwei Minischrittchen gegeben beim Fed-Leitzins, aber damit ist dieser noch weit vom Wert entfernt, bei dem er eigentlich sein müsste. Die

«Der Maastricht-Vertrag wurde ausgehebelt durch Abmachungen zwischen den Regierungen.»

USA haben zurzeit ein relativ robustes Wachstum bei einer Arbeitslosigkeit von 4,7 Prozent, also eigentlich bei Vollbeschäftigung, und dies bei einer Inflationsrate, die nun deutlich nach oben zeigt. Unter diesen Bedingungen müsste der Leitzins einiges höher sein als heute.

Sehen Sie im Austritt Grossbritanniens aus der EU Chancen, an die man vorher nicht gedacht hat?

Der Brexit könnte genutzt werden, um Europa sozusagen neu zu denken. Das Votum der britischen Bevölkerung muss ernst genommen werden, es gibt ja ähnliche Positionierungen von Bürgern in anderen Ländern der EU. Deshalb sollte das Brexit-Szenario, das nun durchzuspielen ist, genutzt werden, um die Zuständigkeiten in Europa neu zu regeln. Alle Themen, die nicht auf die europäische Ebene gehören, müssen wieder auf die nationale oder auf die regionale Ebene gebracht werden. Mit andern Worten: Wir müssen das Subsidiaritätsprinzip, das in den europäischen Verträgen verankert ist, ernst nehmen und praktisch umsetzen.

Was heisst Subsidiarität?

Wir müssen uns überlegen, welche Befugnisse wir unbedingt auf die oberste, auf die europäische Ebene bringen müssen, weil

diese Probleme nur dort gelöst werden können.

Welche?

Eigentlich alle grenzüberschreitenden Probleme, die es in Europa gibt. Im Vordergrund steht für mich eine gemeinsame Aussen- und Sicherheitspolitik.

Wird Deutschland in der EU nun etwas einsam? Bisher war Grossbritannien ja eine Art Verbündeter, wenn es um wirtschaftliche Vernunft und um Disziplin ging. Oder können die Briten in Zukunft von aussen helfen?

Es kommt darauf an, wie man sich mit Grossbritannien einigt, das ist ja alles offen. Die britische Regierung hat ihre Position noch nicht geklärt, und das Gleiche gilt für die Regierungen der EU. Es wäre reine Spekulation, heute schon Veränderungen zu skizzieren. Man kann allerdings bereits jetzt sagen, und da stimme ich dem Tenor Ihrer Frage zu, dass es in Europa zu einem neuen Machtgleichgewicht kommen wird. In grundsätzlichen wirtschaftlichen Fragen standen in EU-Gremien die Briten den Deutschen näher als zum Beispiel Frankreich Deutschland. Da gibt es nach wie vor unterschiedliche kulturelle und ordnungspolitische Positionen.

Wird es für Deutschland in der EU härter?

Der Austritt Grossbritanniens ist auf jeden Fall ein Verlust, der sich zunächst vielleicht nicht in wirtschaftlichen oder finanziellen Grössen messen lässt, aber Deutschland verliert einen Verbündeten in vielen wirtschaftlichen Fragen.

Jürgen Stark gehört zu den prägenden Persönlichkeiten beim Wechsel von der D-Mark zum Euro. Zwischen 2006 und 2011 amtierte er als Chefvolkswirt der Europäischen Zentralbank (EZB).

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

● **Altersvorsorge**
Keine Reform
um jeden Preis

● **Innovation**
Vielfältig wie das
Leben selbst

● **Regulierung**
60 Milliarden pro Jahr
sind zu viel

www.gewerbezeitung.ch



Gesellschaft

Ein gutes Leben in der digitalen Welt

Wie können wir im hochtechnologisierten Alltag mit den unendlich vielen Kommunikationsmöglichkeiten und der gewaltigen Informationsflut nicht bloss überleben, sondern gedeihen? Hier sind einige Lektionen, die ich, aus der analogen Welt stammend, gelernt habe. *Arianna Huffington*

Der Mensch ist von Natur aus ein soziales Wesen. Für unser körperliches und seelisches Wohlbefinden sind soziale Beziehungen enorm wichtig. Also streben wir danach, mit anderen in Kontakt zu sein. Im digitalen Zeitalter bieten sich dazu unendlich viele Gelegenheiten. Wir müssen uns nicht darum bemühen, wir sind regelrecht umzingelt von zahllosen Möglichkeiten, uns mit Freunden, Unbekannten, mit der ganzen Welt in Verbindung zu setzen, mit jeder TV-Show, mit jedem Film. Die Kontakte, die uns die Technologie

ermöglicht, sind aber oft ein unbefriedigender Ersatz, vergleichbar mit dem, was Junkfood für die Ernährung ist. Wie eine Ernährungsweise aussieht, die körperliche und soziale Bedürfnisse befriedigt, hat sich in Jahrtausenden des Mangels herausgebildet. Heute leben wir in einem Zeitalter des Überflusses, und es ist nicht leicht, ein Gefühl für das rechte Mass zu entwickeln.

Die Technologie gibt uns das, was wir wollen, aber nicht immer das, was wir wirklich benötigen. Wenn wir uns nicht gerade mit unse-

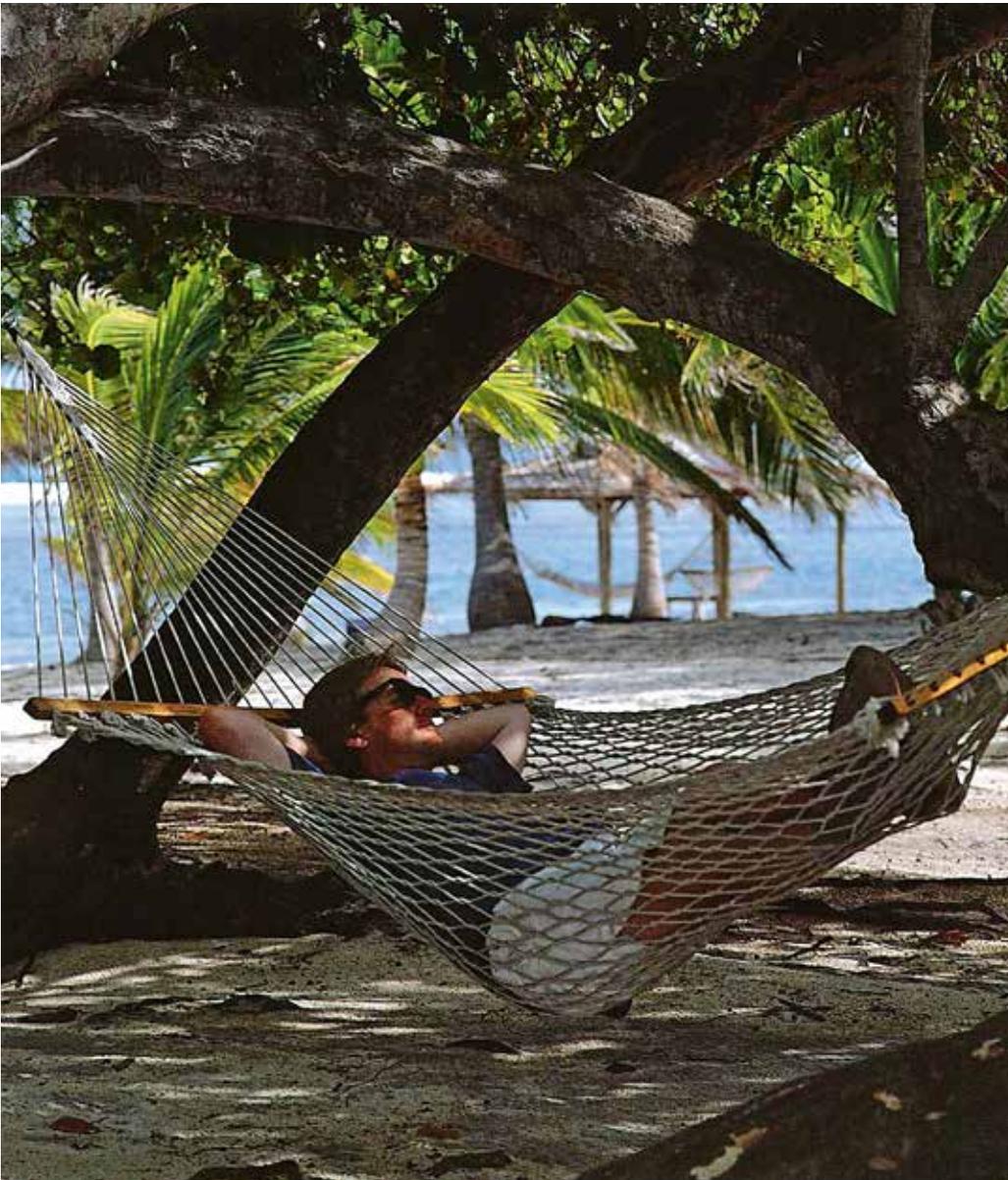
rem Smartphone beschäftigen, sind wir in einem Zustand erhöhter Aufmerksamkeit, jederzeit bereit, auf das nächste Vibrations- oder Blinksignal zu reagieren. Und das nimmt uns die Zeit und die Energie, die wir für wahre menschliche Beziehungen brauchen, ohne die wir nicht leben können. Man könnte sogar sagen, dass wir mit der Zeit unfähig werden, Beziehungen zu realen Menschen herzustellen.

Teufelszeug?

Sherry Turkle, Soziologin am Massachusetts Institute of Technology und Autorin von «Reclaiming Conversation. The Power of Talk in a Digital Age», verweist auf Studien, gemäss denen zwei Menschen über leichtere Themen sprechen und innerlich weniger beteiligt sind, wenn ein Handy auf dem Tisch liegt. «Selbst ein stummes Telefon steht einer echten Beziehung im Wege.» Das soll nicht heissen, dass die Technik Teufelszeug ist. Mit ihr können wir ganz erstaunliche Dinge erleben, und sie ist ein Faktor, der weltweit den Fortschritt vorantreibt.

Aber wir sind an einem Punkt angelangt, an dem die Technik unseren Lebensrhythmus dermassen beschleunigt hat, dass wir nichts mehr verarbeiten können. Wir alle spüren das – wir sind Sklaven von etwas, das wir eigentlich beherrschen sollten. Wie können wir unser Verhältnis zur Technologie neu gestalten und Raum für uns selbst reklamieren? Wie können wir in der digitalen Welt nicht bloss überleben, sondern gedeihen? Hier sind einige Lektionen, die ich, aus der analogen Welt stammend, als Einwanderin in der neuen digitalen Welt gelernt habe.

Kein Handy im Schlafzimmer — Wir können nur dann wirklich präsent sein – für uns selbst, für den Job, für unsere Familie und unsere Freunde –, wenn wir völlig abschalten. Zu Bett gehen heisst: den Tag mit all seinen Problemen hinter sich lassen. Im digitalen Zeitalter ist das umso schwerer, wenn das Smartphone, dieses Depot unserer Termine, Mails und Sorgen, neben dem Bett liegt. Die wichtigste Lektion lautet also: Entfernen Sie das Telefon aus dem Schlafzimmer. Und legen Sie sich einen hübschen kleinen analogen Wecker zu, dann können Sie sich nicht mehr damit herausreden, dass Sie vom Bett aus Zugriff auf Ihr Han-



«Regelmässige Auszeiten sind die einzige Chance.»

dy haben müssten. Sorgen Sie für ein telefonloses Schlafzimmer, dann werden Sie und Ihr Telefon energiegeladener aufwachen.

Fangen Sie den Tag mit sich an und nicht mit dem Handy — Wenn Sie morgens aufwachen, greifen Sie nicht sofort zu Ihrem Handy. Nehmen Sie sich die Zeit – und glauben Sie mir, diese Zeit haben Sie! –, um tief durchzuatmen oder dankbar zu sein oder sich innerlich auf den Tag vorzubereiten. Und denken Sie nicht nur daran, was Sie an dem Tag alles erledigen wollen, sondern überlegen Sie, wie der Tag aussehen soll. Dieser Moment der Achtsamkeit kann Sie den ganzen Tag begleiten.

Verzichten Sie in den Ferien auf Handy und Internet — Komplette digitale Enthaltensamkeit dürfte für die meisten Menschen nicht in Frage kommen. Aber regelmässige Auszeiten sind die einzige Chance, Abstand von der Arbeit zu gewinnen, und das ist wichtig für unser Wohlbefinden. 2014 unternahm ich, gemeinsam mit Cindi Leive und Mika Brzezinski, eine siebentägige Digitaldiät. Unsere Regel: keine sozialen Medien und nur zweimal am Tag E-Mails checken. Es war nicht leicht, aber statt mich zur Sklavin des kleinen Displays zu machen, konnte ich Weihnachten mit der Familie am Strand verbringen. Statt Fotos vom Son-

nenuntergang zu machen und Bilder vom Abendessen zu teilen, genoss ich es, mit den anderen über gemeinsame Erlebnisse zu reden und einfach den Moment bewusst zu erleben.

Seien Sie grosszügig — In unserer permanent vernetzten Welt haben wir stets das Gefühl, etwas zu verpassen, als hätten wir nie genug Zeit für die Dinge, die wir glauben tun zu müssen. Zeit ist bekanntlich aber relativ. Und es gibt immer Möglichkeiten, sich dem allgegenwärtigen «Zeitmangel» zu entziehen. In einer

Indem sie ihre Zeit verschenkten, hatten sie das Gefühl, Zeit geschenkt zu bekommen.

Studie, die ich sehr interessant finde, werden drei Gruppen verglichen: eine, deren Mitglieder die Zeit vertrödeln, eine zweite, deren Angehörige die Zeit für sich selbst nutzen, und eine dritte Gruppe, deren Mitglieder sich für andere Menschen engagieren. Wie sich zeigte, hatte die dritte Gruppe das ausgeprägte Empfinden, Zeit im Überfluss zu haben. Indem deren Mitglieder ihre Zeit verschenkte, hatte sie das Gefühl, Zeit geschenkt zu bekommen. Und noch faszinierender: Weil sie durch ihre freiwillige Tätigkeit eine grosse innere Befriedigung empfanden, waren sie auch be-

reit, sich für künftige Projekte zu engagieren, obwohl sie sehr beschäftigt waren. Indem sie Zeit schenkten, gewannen sie also mehr Zeit. Es ist übrigens erwiesen, dass wir zufriedener und erfüllter sind, wenn wir etwas von unserer Zeit oder unseren Fähigkeiten verschenken. Auch auf diese Weise können wir ohne Smartphone mit anderen in Kontakt treten (es sei denn, Ihre freiwillige Tätigkeit besteht im Reparieren von Handys anderer Leute).

Es ist also möglich, in unserer schönen neuen digitalen Welt, in der alle überarbeitet, gestresst und dem Burnout nahe sind, ein gutes Leben zu führen. 2007 hatte ich vor lauter Erschöpfung einen Zusammenbruch und brach mir dabei das Jochbein. Man kann die Lektion also auch auf schmerzhaft Weise lernen. Ob Sie meine Empfehlungen annehmen oder eigene Wege suchen – es ist wichtig, darüber nachzudenken, wie wir in unserer lauten, hektischen Welt Räume schaffen, in denen wir Zeit für uns selbst haben und zur Ruhe kommen.

Arianna Huffington ist Mitbegründerin und Chefredaktorin der Online-Zeitung [The Huffington Post](#). Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Lassen Sie sich in Ihrer Entscheidung für die Wärmeerzeugung nicht mit Anschlusszwängen an Fernwärme einschränken. Kostenlose Beratung: [Gratistelefon 0800 84 80 84](tel:0800-84-80-84) oder beratung@heizoel.ch

HEIZEN MIT ÖL
Die raffinierte Energie

«Rufer in der Wüste»

Was bringt dem Finanzminister der Besuch des WEF? Wie beurteilt er das Verhältnis zur EU? Was passiert, wenn die Abstimmung zur Unternehmenssteuerreform abgelehnt wird? Wir trafen Bundesrat Ueli Maurer, kurz bevor er nach Davos reiste, zum Gespräch. *Von Beat Gygi, Florian Schwab und Fabian Unternährer (Bild)*

Die kommende Abstimmung ist Bundesrat Ueli Maurers erste Bewährungsprobe als Finanzminister vor dem Souverän. Es gilt, die technisch aussehende Vorlage zur Unternehmenssteuerreform III in trockene Tücher zu bringen. Der SVP-Magistrat verströmt politisches Feuer und Angriffslust, als er die *Weltwoche* an seinem Amtssitz im Bernerhof zum Gespräch empfängt. Rasch wird deutlich: Auf den obersten Finanzchef der Eidgenossenschaft warten auch nach dem 12. Februar grosse Aufgaben.

Herr Bundesrat, Sie nehmen zum wiederholten Male am WEF teil. Mit welchen Erwartungen und welcher Mission reisen Sie nach Davos?

Ich treffe mich vor allem mit Finanzminister-Kollegen zu allgemeinen Gesprächen: Welche Erfahrungen machen sie mit dem automatischen Informationsaustausch von Bankkundendaten, dem AIA? Es geht aber auch darum, Partner mit ähnlichen Interessen zu finden, die allmählich auch genug haben von zu viel internationaler Regulierung.

Wer denkt hier ähnlich wie Sie?

Luxemburg zum Beispiel und vielleicht Deutschland. Und dann Grossbritannien nach dem Brexit. Australien sieht die Regulierungswelle auch kritisch. Es gibt zwar noch keine Trendwende, aber es mehren sich Stimmen, die fragen, ob nicht zu viel reguliert und standardisiert wurde.

Nach den OECD-Regeln müssten auch die USA beim AIA mitmachen, tun es aber bisher nicht. Kann man das mit Trump jetzt vergessen?

Die Frage stellen wir uns auch. Die USA sind Mitglied der OECD und haben sich verpflichtet, die Standards umzusetzen. Wir sind allerdings nicht unglücklich, wenn die USA die Regulierung jetzt ein wenig drosseln. Es wird spannend, mit den neugewählten Verantwortlichen Kontakt aufzunehmen. Ich hoffe, dass ich den Finanzminister im April beim Frühjahrsmeeting des Internationalen Währungsfonds treffen kann.

Ihr Ziel bleibt es, die USA zum AIA zu bringen?

Das ist nicht das Ziel der Schweiz, sondern der OECD. Innerhalb der USA gibt es sehr unterschiedliche Positionen. Auf dem Finanzplatz New York, wo ich im Novem-

ber war, ärgert man sich sehr über Staaten wie Delaware, die sich querstellen. Aber die USA sind eben ähnlich föderalistisch aufgebaut wie die Schweiz, und bei dem Thema gibt es keinen Durchgriff von oben.

In Ihrem Präsidentschaftsjahr haben Sie am WEF 2013 eine vielbeachtete Rede gehalten über die Stellung des Kleinstaats im internationalen Kontext. Hat das langfristig etwas bewegt?

Die Rede wäre heute aktueller denn je, denn der internationale Druck, vor allem auf kleinere Länder, nimmt ständig zu. Es gab viele Reaktionen.

Nur im Inland oder auch im Ausland?

Auch im Ausland. Meistens ist die allgemeine Zustimmung aber die höflichste Form der konkreten Ablehnung. Wir stossen zwar auf sehr viel Verständnis, auch in der EU, seit dem Brexit und den Entwicklungen in Frankreich und Deutschland sogar noch verstärkt. Ob daraus aber ein konkreter Wechsel in der Politik folgen wird, ist eine andere Frage.

«Wir stossen auf sehr viel Verständnis, auch in der EU.»

Sechs von sieben Bundesräten reisen ans WEF. Was bringt das?

Für die Schweiz sind internationale Kontakte wichtig. Ich treffe rund fünfzehn Finanzminister. Einzelbesuche wären deutlich aufwendiger. Darüber hinaus sind in Davos die wichtigen Notenbankler, andere Wirtschaftsvertreter und fast die ganze Finanzwelt zugegen. Es wird spannend sein, zu erfahren, wie diese sich in den Fragen positionieren, die wir angeschnitten haben. Man kann am WEF in fünfzehn Minuten bessere Kontakte knüpfen als bei offiziellen Besuchen. Man ist auch nicht von einem Tross von Beamten begleitet, in Davos ist alles viel offener und direkter. Das sind die zwei oder drei Tage schon wert.

Expansive Geldpolitik ist gross in Mode. Gibt es auch Leute, die sich gegen die Überschwemmung der Märkte mit billigem Geld wehren?

Für all jene Staaten, die nicht massiv überschuldet sind, ist das ein Gräuel. Kritik regt sich innerhalb der G-20, vor allem seitens der asiatischen Staaten. Und mehr als das: Dort

fürchtet man, irgendwann dafür zahlen zu müssen, dass die Europäische Zentralbank die EU mit Geld überschwemmt. Diese Politik ist allerhöchstens in Europa populär.

Und Europa kommt da kaum so schnell heraus. Nein, es wird nur noch schlimmer.

Mit dieser Geldpolitik scheint ja die Währungsunion nicht reformierbar zu sein.

Reformen sind kaum zu erwarten. Deshalb ist es gerade am WEF interessant, mit Vertretern aus Dänemark, Schweden und Grossbritannien zu sprechen, welche die Entwicklung ebenfalls kritisch beurteilen.

Die Unternehmenssteuern sind zurzeit ein allgegenwärtiges Thema. Trump will sie in den USA von 35 auf 15 Prozent senken. Wenn er es wirklich macht: Welche Folgen hätte das für die Schweiz?

Das betrifft nicht nur die Schweiz. Eine Reihe von Unternehmen würde ihre zuvor nach Europa ausgelagerten Hauptsitze wieder in die USA zurückverlagern. Das wäre für Europa ein starker Aderlass und würde gleichzeitig in den USA ein grosses Investitionspotenzial erschliessen. Abgebremst wird das vielleicht durch Trumps Vorhaben mit Schutzzöllen. Aber das ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem gesamten Bild, das mir Sorgen bereitet.

Und wie sieht dieses Gesamtbild aus?

Wir stehen in einem unglaublich dynamischen internationalen Standortwettbewerb. Grossbritannien hat angekündigt, die Unternehmenssteuern auf 15 Prozent zu senken. Wir müssen aufpassen, gerade wenn Grossbritannien seine Vorteile ausserhalb der EU ausspielt: den starken Finanzplatz und die Verbindungen zu wichtigen Wirtschaftszonen über das Commonwealth. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Unternehmenssteuerreform III [USR III] zusätzlich an Bedeutung. Bei den Steuern muss die Schweiz einfach weltweit zu den attraktivsten Staaten gehören, weil wir in anderen Bereichen teurer sind: teurer Franken, teure Löhne, hohe Lebenshaltungskosten.

Die grossen Länder haben über die OECD-Standards ihre Interessen durchgesetzt. Läuft der Wettbewerb bald wieder fairer, das heisst über Steuersätze?

Es ist beides. Das ganze BEPS-Projekt [Base Erosion and Profit Shifting] führt zu noch mehr Nivellierung. Von den dreizehn Projekten sind vier bereits zum verbindlichen Standard geworden. Und die EU diskutiert



«Wir müssen nicht immer die Rolle des Musterschülers spielen»: SVP-Bundesrat Maurer.

bereits über weitere, die sie durchsetzen will. Wir müssen schauen, dass da nicht noch mehr Harmonisierungsdruck entsteht, und mit anderen, vor allem aussereuropäischen Ländern zusammenarbeiten, die das auch nicht wollen.

Wie energisch kann sich die Schweiz wehren?

Als Einzelner können Sie sich nicht wehren. Das würde sich katastrophal auswirken. Darum müssen wir Partner suchen: Staaten, die gleich denken, in erster Linie eben die aussereuropäischen. Das Vereinigte Königreich gewinnt ausserhalb der EU jetzt an Bedeutung. Auch Australien ist ein solcher Partner. Singapur ist zwar Konkurrent, hat aber ähnliche Interessen. In Europa arbeiten wir in einer Art kleinen G-4-Gruppe mit den Niederlanden, Belgien und Schweden zusammen.

Immerhin haben wir ein Veto in der OECD.

Das ist eine Illusion. Theoretisch können Sie schon ein Veto einlegen. Aber das wäre massiv kontraproduktiv. Dann wären wir wirklich der Prügelknabe.

Was sind also die Handlungsoptionen für die Schweiz?

Global betrachtet, müssen wir auf die verbleibenden Trumpfkarten setzen und diese pflegen: politische und wirtschaftliche Stabilität, Fachwissen. Und als Mitglied der OECD wollen wir dafür kämpfen, dass es weniger neue Standards und grössere Spielräume bei deren Umsetzung gibt. Ein Minimum an neuen Regulierungen genügt, wir müssen nicht immer die Rolle des Musterschülers spielen.

Beim automatischen Informationsaustausch gehen wir doch schneller voran, als wir müssten.

Wir haben deutlich weniger AIA-Abkommen abgeschlossen als andere Länder. Und unsere Abkommen werden immer ein Jahr später wirksam.

Und der AIA mit südamerikanischen Ländern? Ist das rechtsstaatlich nicht heikel?

Das muss man sich wirklich fragen. Das tun wir auch. Andere Länder stellen sich diese Frage offenbar nicht und sind sogar erstaunt über unsere Sorgen, selbst Luxemburg. Der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble sagt: «Wenn die OECD Brasilien als AIA-Partner anerkennt, dann haben wir das nicht zu hinterfragen.» Dabei mahnt auch die deutsche Bankiervereinigung zur Vorsicht, im Gegensatz zur Regierung.

Zur USR III: Welche Firmen zahlen dank der Reform weniger Steuern? Welche mehr?

Alle, die heute steuerlich begünstigt werden, profitieren nicht. Diese bezahlen tendenziell mehr oder mindestens gleich viel Steuern. Welche Unternehmen profitieren, hängt von der Reaktion in den Kantonen ab. Das wissen wir noch nicht, es gab bis jetzt erst im Waadtland eine Volksabstimmung. Tendenziell gehören aber sicher die hiesigen

KMU zu den Gewinnern der Reform. Wer sicher auch profitiert, sind die Arbeitnehmer, denn die USR III sichert Arbeitsplätze. Wir reden ja immer von Firmen, aber es geht letztlich um Arbeitsplätze.

Firmen, die bei einer Steuererhöhung abwandern, haben keinen so guten Ruf. Manch einer sagt: «Dann sollen sie halt gehen.»

Diese Meinung stimmt so nicht. Es geht um viel. Die rund 24 000 Statusgesellschaften, die bislang einen reduzierten Steuersatz hatten, bezahlen 5,4 Milliarden Franken allein bei der Bundessteuer.

«Das Erste, was ich bei einem Nein mache, ist ein massives Sparprogramm.»

Dazu kommen 150 000 Arbeitsplätze. Das ganze Steuerpotenzial schätzt man auf rund 13 Milliarden, inklusive Einkommenssteuern der Mitarbeiter. Das Gros der Arbeitnehmer sind zudem Schweizer. Wenn diese Firmen wegziehen, dann werden Schweizer arbeitslos.

Wie wollen Sie bei den Emotionen gewinnen? Die Linke kultiviert die Sorge um die Staatskasse.

Die Sorgen um die Staatskasse sind viel grösser bei einem Nein. Wir verlieren vor allem langfristig deutlich mehr Einnahmen. Das Erste, was ich bei einem Nein mache, ist ein massives Sparprogramm auf fünf bis zehn Jahre hinaus. Im Gegensatz zu den Folgen eines Nein sind die Ausfälle bei einer Annahme der Reform gering. Diese Dynamik hat man nicht begriffen. Man geht davon aus, dass bei einem Nein die Steuern unverändert blieben. *Chasch danke!* Bei einem Neins verlieren wir sofort Steuerpotenzial und Arbeitsplätze, es gibt weniger Investitionen, und die Neuanstellungen sinken auf null.

Auch bei einem Ja gibt es weniger Staatseinnahmen.

Bei einem Ja zur Reform müssen wir auf Bundesebene bis 2019 rund 1,1 Milliarden Franken an Mindereinnahmen verkraften, die den Kantonen zur Abfederung ihrer Gewinnsteuersenkungen zur Verfügung gestellt werden. Bis dahin wachsen die Bundeseinnahmen um ein Vielfaches. Diese kleine Delle ist verkraftbar.

Warum sind die meisten links-grünen Städte dagegen, während die Gemeinden, die tendenziell bürgerlicher sind, dafür sind?

Viele links-grüne Städte haben in den letzten Jahren kostenmässig überbordert und die Ausgaben in die Höhe treiben lassen. Jetzt stehen sie vor der unangenehmen Aufgabe, auch bei den Ausgaben anzusetzen, um ihre Finanzen im Griff zu halten. Das gefällt natürlich ihrer Klientel gar nicht.

Aber auch beim Bund steigen die Staatsausgaben unaufhaltsam. Warum machen Sie nicht unabhängig von der USR III ein Sparprogramm, um diesen Trend zu brechen?

Das ist – Gopfriedstutz! – eine gute Idee. Nur macht niemand mit. Es ist eine Katastrophe. Unser Staat wächst und wächst und wird ständig mit neuen Aufgaben eingedeckt. Jeder hat auch noch eine Idee, was der Staat noch machen könnte. Und politisch ist das immer wieder mehrheitsfähig. Das Finanzdepartement muss dann immer alles vollziehen, auch wenn wir dagegen waren.

Findet demnach jede Ausweitung der Ausgaben ihre politische Mehrheit?

Das ist in unserem parlamentarischen Betrieb oft so. Entweder sind es Regionen, die zusammenspannen: «Wenn du deine Bahn hast, bekomme ich auch neue Schienen.» Oder es sind Berufsinteressen von Bauern oder KMU, die sich gegenseitig unterstützen. Fast immer gibt es irgendwelche Mehrheiten übers Kreuz für etwas Neues. Aufgaben abzubauen dagegen, funktioniert praktisch nicht.

Führt das nicht zu einer bedrohlichen Situation? Es ist ja nicht garantiert, dass es uns immer so gut geht wie heute.

Die Situation ist sehr bedrohlich. Das grosse Damoklesschwert ist die Demografie. Über einen Horizont von zwanzig bis dreissig Jahren betrachtet, brauchen wir dafür sehr viel Geld. Wenn wir es jetzt nicht fertig bringen, Mittel freizuspielen für die künftigen Aufgaben – wann dann? Wir sollten vermehrt an die kommenden Generationen denken, denen wir all die Schulden und Aufgaben hinterlassen, die wir jetzt produzieren und beschliessen. Wir müssen dringend Handlungsspielraum zurückgewinnen durch Aufgabenverzicht. Aber da ist man der Rufer in der Wüste.

Der Finanzminister ist also eher Zahlstelle als Kassenwart?

Der Einfluss ist beschränkt. Ich bin einer von sieben im Bundesrat. Da gibt es halt auch wechselnde Mehrheiten. Der einzige Regulator ist die Schuldenbremse.

Was könnte man sonst noch tun auf der Stufe Verfassung? Eine Deckelung der Staatsquote?

Die ganz grosse Sorge ist der Sozialbereich. Die Ausgaben laufen hier aus dem Ruder, auch in den Gemeinden. Doch eine Ausgabenbegrenzung analog zur Schuldenbremse war bisher nicht möglich. Entsprechende Vorstösse im Parlament sind gescheitert.

Wäre das nicht ein erstklassiges politisches Vermächtnis: Ausgabenbremse bei Sozialwerken?

(Lacht) Das wäre schön. Aber da müsste ich wohl noch eine geraume Weile weitermachen.

Wie wäre es mit mehr Befugnissen für den Finanzminister, etwa eine Art Vetorecht?

Das geht in unserem System nicht. Es werden ja zudem auch nicht immer nur sparsame Leute Finanzminister. Aber demokratisch anerkannte Mittel zur Selbstdisziplinierung wie eine Schuldenbremse müssen wir uns vermehrt überlegen. Dabei dürfen wir aber nicht immer nur vom Bund reden. Fast noch mehr explodieren die Kosten in Kantonen, Gemeinden und vor allem Städten.

Steuerreform: Wichtige Investition in die Zukunft

Die Schweiz gehört zu einer der erfolgreichsten Volkswirtschaften. Das ist keine Selbstverständlichkeit, sondern das Ergebnis von mutigen Unternehmern, hart arbeitenden Angestellten und einem attraktiven Steuersystem. Damit wir auch in Zukunft konkurrenzfähig und innovationsstark bleiben, müssen wir uns international gut positionieren. Dafür braucht es die Steuerreform.

Deshalb empfehlen alle Wirtschaftsverbände ein JA: Gewerbe, Industrie und Bauern.

www.steuerreform-ja.ch

Die Reform

- + sichert Arbeitsplätze und Aufträge für KMU
- + stärkt den Forschungs- und Werkplatz
- + stärkt Kantone und Föderalismus
- + sichert Unabhängigkeit und Wohlstand

12. Februar 2017

Steuerreform + Ja

Beim Bund ist die Mehrwertsteuer ein gefährliches Instrument. Auf den ersten Blick sieht sie relativ geringfügig aus, aber gleichzeitig kann man mit ein bisschen Schrauben ziemlich viel Geld einnehmen. Sollte man da eine Obergrenze ziehen?

Die haben wir im Grunde genommen schon, indem jede Erhöhung eine Volksabstimmung braucht. Bis jetzt hat das gut funktioniert. Ein Thema ist die Mehrwertsteuer bisher hauptsächlich im Zusammenhang mit den Sozialwerken. Früher oder später wird sich die Frage stellen, ob wir zur Sicherung der AHV länger arbeiten

«Man sollte die Firmen ähnlich kontrollieren wie den privaten Bürger.»

oder die Mehrwertsteuer erhöhen wollen. Die Versuchung ist gross, die absehbare Finanzierungslücke bei der AHV über die Mehrwertsteuer zu finanzieren.

Zur Steuermoral: Ist sie in Ordnung in der Schweiz?

Ja. Sicher gibt es, wie überall, Leute, die nicht ganz ehrlich sind und bis zur Grauzone optimieren. Aber das Volk ist der Souverän, und der Souverän muss den Staat kontrollieren, nicht umgekehrt. Die Mittel, die wir haben, sind genügend.

Also keine zusätzlichen Inspektoren?

Wenn ich die Ergebnisse von Inspektoren ansehe, dann braucht es die schon. Bei der Verrechnungssteuer holt ein einzelner Steuerinspektor bis zu fünfzehn Millionen Franken herein. Da gibt es bei den Firmen Nachlässigkeiten, die man unter dem Aspekt der Steuergerechtigkeit nicht dulden kann. Wenn eine Firma Dividenden auszahlt und dabei vergisst, fünfzig Millionen an den Bund zu zahlen – und gleichzeitig die Dividendenbezüger das zurückfordern, was ihr gutes Recht ist –, dann muss man das in Ordnung bringen.

Eine Aufstockung bei den Kontrolleuren wie einst bei Ihrer Vorgängerin ist nicht vorgesehen?

Das Parlament hat das abgelehnt. Aber man muss auch sehen: Wir haben jährlich 40 000 zusätzliche Firmen. Eine gewisse Kontrolle braucht es, sonst wird es ausgenutzt. Im Gegensatz zu Ihrer privaten Steuererklärung, die vom kantonalen Steueramt begutachtet wird, wird bei den Unternehmen nach einem risikobasierten Zufallsprinzip kontrolliert. Man sollte die Firmen ähnlich kontrollieren wie den privaten Bürger. Da hat man etwas zu viele Hemmungen. Es gibt auch hier einen gesunden Mittelweg. ○

Grossbritannien

Vorbild Brexit

Besonnene Ökonomen erkennen die Chancen des Brexits. Solche Erkenntnisse wären auch gut für Davos.

Von Kurt Schiltknecht



Zu Hause muss man beginnen: Brexit-Turbo Boris Johnson.

Zu meinem Morgenvergnügen gehört das Stöbern in Zeitungen. Nun ist dieses in letzter Zeit immer häufiger dem Ärger gewichen. Denn fast täglich wird der Brexit in einem Atemzug mit Trump, der AfD oder Le Pen als Synonym für die Gefährdung des Welthandels oder der EU verwendet. Dabei wird die These verbreitet, dass der Brexit dank Populisten von rechts und schlechtausgebildeter, mit der Wirtschaft nicht vertrauter Leute zustande gekommen sei.

Diese Optik ist verzerrend. Es gab in Grossbritannien führende Ökonomen, die sich für den Brexit starkmachten. So hat eine Gruppe unter der Führung von Patrick Minford, Professor an der Cardiff University und einst Berater von Margaret Thatcher, die Gründe für einen Austritt auf einer Website zusammengestellt. Die Tatsache, dass diese Website mehr als vier Millionen Mal abgerufen wurde, zeigt, wie sehr sich die britischen Bürger mit den wirtschaftlichen Fragen auseinandergesetzt haben.

Dank des Brexits hat Grossbritannien die Chance, sich durch Deregulierung aus dem bürokratischen Korsett der EU zu befreien und zu einem höheren Wachstum zu gelangen. Ich teile die Meinung von Lord King, dem früheren Gouverneur der Bank of England, dass die grösste Gefahr für die EU nicht vom Brexit, sondern von einem möglichen Kollaps der europäischen monetären Union und der Zuwanderung aus nichteuropäischen Ländern ausgeht. Es ist ihm auch darin zuzustimmen, dass es für Grossbritannien keinen Sinn macht, weiterhin einer wirtschaftlich erfolglosen Union anzugehören.

Am bedrohlichsten für Europa ist allerdings die Unfähigkeit der EU, die als wirtschaftlich falsch erkannten Strukturen zu ändern. Lord

King ist kein weltfremder Ökonom. Es ist ihm bewusst, dass der Austritt aus dem Binnenmarkt mit beträchtlichen Kosten verbunden ist. Doch auch für ihn überwiegen die Chancen, die eine eigenständige Wirtschafts- und Handelspolitik eröffnet. Lord King erachtet die britische Wirtschaft als stark genug, um die Nachteile eines Austritts in kurzer Zeit zu überwinden. Deshalb fordert er einen möglichst raschen Austritt aus dem gemeinsamen Wirtschaftsraum und eine umgehende Kontrolle der Zuwanderung.

Was für Grossbritannien gilt, gilt noch viel mehr für die Schweiz. Die hiesige Wirtschaft wäre noch besser als die britische in der Lage, die Kosten einer Preisgabe der bilateralen Verträge zu tragen. Solange diese verhindern, dass die Schweiz die Migration kontrollieren kann und folglich gezwungen ist, auch unerwünschte EU-Regeln nachzuvollziehen, bringen sie langfristig viel mehr Nachteile als Vorteile.

Gotthelf würde helfen

Leider muss man immer wieder feststellen, dass die selbsternannte Elite, deren Exponenten das zurzeit in Davos wieder vormachen, lieber über globale Probleme schwatzt, als sich mit den konkreten Problemen und Anliegen der Bürger auseinanderzusetzen. Es wäre an der Zeit, wieder einmal darüber nachzudenken, welche Probleme auf globaler, welche auf nationaler Ebene, welche vom Staat und welche vom privaten Sektor gelöst werden sollten. Die Fragen, die man auf globaler, auf staatlicher Ebene oder durch den Einbezug internationaler Organisationen lösen muss, sind relativ wenige. Zentralisierung und Harmonisierung sind nur in Ausnahmefällen erfolgversprechend.

Viel besser wäre es, sich den Satz von Jeremias Gotthelf zu eigen zu machen: «Zu Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland.» Das würde allerdings bedeuten, dass wir alle uns wieder mehr an der Lösung sozialer und wirtschaftlicher Probleme beteiligen müssten. Weil dies mit Arbeit verbunden ist, ziehen es so viele vor, lieber in den Medien oder bei internationalen Organisationen und an Tagungen ohne persönliche Kostenfolgen über die Lösung der Weltprobleme zu reden und zu schreiben. ○



Per Knopfdruck blitzartig Inventar: Bossard-Logistik.

Industrie 4.0

Der moderne Umgang mit Schrauben verkörpert die Welle der vierten industriellen Revolution. Was dazu an Geistesarbeit nötig ist, zeigt das Beispiel Bossard. *Von Beat Gygi*

Die Schrauben sehen weniger spektakulär aus als die Welt, die sie verkörpern, nämlich die digitalisierte Industrie. Sie liegen in Plastiksäckchen, Kunststoffschalen oder Kartonschachteln, manche auch einzeln, auf den Sortiertischen, sie werden nach Kundenwünschen gruppiert und zu Sendungen zusammengefasst, die dann in alle möglichen Länder hinausgeschickt werden. In den Lager- und Prüfungsgebäuden des Verbindungstechnik-Spezialisten Bossard in Zug kreuzen sich die Wege von Schrauben und anderen Befestigungsteilen millionenfach, die einen werden ihren Platz bald in einem Auto finden, andere in Flugzeugen, in Kränen, in Uhren, in einem Kraftwerk oder einem Smartphone – jede wird auf ihre eigene Art nützlich. Schrauben, Muttern, Unterlagscheiben und andere ähnliche Teile heissen in der Industriewelt «C-Teile». Es sind diejenigen Teile, die nicht teuer sind, in grosser Anzahl gebraucht werden, vielerorts keine besondere Aufmerksamkeit geniessen, aber doch unentbehrlich sind für alles, was irgendwie zusammengehalten werden muss. Und oft geniessen sie zu Unrecht wenig Aufmerksamkeit.

«C-Teile beeinflussen die Beschaffungskosten eigentlich nur geringfügig, da ihre Preise niedrig sind», sagt Philippe Züllig, in der Bossard-Führung zuständig für Consulting Engineering. Die erheblich teureren A- und

B-Teile stünden da viel stärker im Fokus. Wenn man aber die Kosten über die ganzen Produktionsvorgänge betrachte, dann zeigten sich bei den C-Teilen vielfach enorme Möglichkeiten, um Kosten zu sparen. «Die Montagekosten werden nämlich überwiegend durch die C-Teile beeinflusst», meint Züllig beim Gang durch die Lageranlagen am Standort Zug. Deshalb sei die Art und Weise, wie man eine riesige Anzahl solcher Komponenten an die Fließbänder oder Montageplätze bringe, oft entscheidend für die Effizienz, die Rentabilität der industriellen Produktion. Und jetzt mit Anbruch der vierten Welle der industriellen Revolution, der Digitalisierung, erst recht.

Internet der Dinge

Ist die Digitalisierung, wie man sie jetzt in der Industrie erlebt, wirklich etwas völlig Neues? Hat man vergleichbare Einschnitte denn nicht schon früher erlebt? Wie Züllig auch in nebenstehendem Interview darlegt, sieht er die Industrie zurzeit in einem einzigartigen Wandel. Bei der ersten industriellen Revolution habe sich der Antrieb von Maschinen durch Wasser und Wasserdampf durchgesetzt, bei der zweiten sei dank der Elektrizität die Massenproduktion möglich geworden, und die dritte Welle mit der Ausbreitung von Elektronik und Computern habe schliesslich den Boden vorbereitet

für den nun laufenden Umbruch in Richtung Industrie 4.0. Wahrscheinlich werde die Entwicklung so rasend schnell erfolgen, wie viele es heute nicht erwarteten.

Schrauben, wie sie im Lager von Bossard in Zug zu sehen sind, veranschaulichen die neue Welt tatsächlich nicht schlecht, eines der prominenten Schlagworte lautet ja: «Internet der Dinge». Das bedeutet, dass es in der Informatik und in der Organisation nicht mehr nur um Verknüpfungen von Menschen, Systemen, Computern oder Netzen geht, sondern dass eben auch Schrauben oder andere Dinge Ansprechpunkte sein können.

Die Bossard-Gruppe, die 2016 mit rund 2000 Mitarbeitern auf einen Jahresumsatz von knapp 700 Millionen Franken kam, ist alt – 1831 gegründet – und jung zugleich: Mit Logistiksystemen für Schrauben und andere Befestigungsteile hat Bossard bereits vor fast zwanzig Jahren die kleinen Metallkomponenten so ernst genommen, dass diese damals schon in eine Art Internet der Dinge eingebettet wurden. Das System sagte den Schrauben quasi, zu welcher Zeit sie an welcher Stelle bereit sein sollten, damit die Monteure von Autos oder Traktoren sie genau in der richtigen Sekunde zur Hand haben.

Züllig erklärt die verschiedenen Arten und Wege, auf denen Schrauben in den Fabriken an die Montageplätze gelangen, grossenteils unter

der Regie von Bossard. Er erläutert, wie im Bossard-Lager automatisch der Nachschub bestellt und der Transport ausgelöst wird, wenn der betreffende Schraubenbehälter am Montageband eine Gewichtsgrenze unterschreitet, und wie etwa der Finanzchef oder Logistikspezialist der Kundenfirma praktisch zu jedem beliebigen Zeitpunkt den Status aller Komponenten abrufen kann. Man kann also per Knopfdruck blitzartig Inventar machen, wenn man das Bedürfnis nach einem entsprechenden Überblick hat. Transparenz über Zustand und Aufenthaltsort aller Teile jederzeit zu liefern, ist eine typische Eigenschaft von Lösungen à la Industrie 4.0. Und davon verspricht man sich bei Bossard unter anderem, dass manch ein Fabrikchef plötzlich sieht, was man an Kosten einsparen kann, wenn man mit den C-Teilen sorgfältig umgeht. Auch die Wissenschaft interessiert sich dafür: Mit der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen (RWTH) ist Bossard eine Kooperation eingegangen, in deren Rahmen auch eine Demonstrationsfabrik betrieben wird.

Erfolgreiche kleinere Firmen

Ist man im industriellen Handel eigentlich weiter mit der technischen Rationalisierung als im Detailhandel, der Konsumwelt? Nach Zülligs Einschätzung kommt das auf die Industrie an. Die Autobranche sei weit entwickelt, da hätten die Produzenten schon stark den Durchblick, auch in die Arbeitsweise und Qualität der Lieferanten. Kleine Anlagenbauer oder KMU hätten dagegen einen grossen Nachholbedarf, die müssten noch investieren. Und die normalen Leute? Normale Leute, vor allem die Konsumenten, erfahren nach seinen Worten zurzeit gerade eine Art technischen Schub. In jüngerer Zeit seien sie nun richtig eingebunden worden durch das Smartphone, damit seien jetzt fast alle digital erreichbar.

Da die Digitalisierung auf grosse Datenmengen und Investitionen in ausgeklügelte Anlagen angewiesen ist, könnte man vermuten, dass grosse Firmen in der neuen Industrielandschaft im Vorteil sind und KMU es schwer haben. Züllig weist aber darauf hin, dass die Trennlinie anders verlaufe. Für Industrie 4.0 seien Partnerschaften unter Firmen von grosser Bedeutung, und Hindernisse für Partnerschaften sieht er eher in kulturellen und organisatorischen Fragen. Kunden, die eine vernetzte Organisation aufbauten und vernetzte Projekte verfolgten, seien eher fit für die Digitalisierung als andere Firmen, die noch mit traditionellen Strukturen arbeiteten. Grosse Unternehmen, welche die Digitalisierung intern über kleinere bewegliche Einheiten voranbrächten, hätten oft mehr Erfolg als Grossunternehmen, die ihre Projekte in ihren angestammten Organisationen durchzuführen versuchten. Er sagt: «Matchentscheidende Punkte sind die Organisation und die Bereitschaft, sein eigenes Geschäftsmodell auf den Kopf zu stellen.» ○

Technik

«Komplett neue Geschäftsmöglichkeiten»

Bossards Verbindungstechnik-Experte Philippe Züllig zur vierten industriellen Revolution und zur Kunst des modernen Autobaues. Von Beat Gygi

Herr Züllig, ist die Digitalisierung gemäss Industrie 4.0 etwas ganz Neues? Wie gross ist der Unterschied zur dritten Welle, die dank Elektronik bereits Steuerung und Vernetzung ermöglichte?

Der Unterschied ist gross. In der dritten industriellen Revolution ging es ums Verknüpfen von Signalen und die elektronische Verarbeitung von Prozessen. Damit wurde die heutige Entwicklung natürlich vorgespurt, aber die nun laufende vierte industrielle Revolution geht viel tiefer und bringt grundlegend Neues. Jetzt reicht die Verknüpfung bis hinunter auf Stufe der einzelnen Produkte, Gegenstände, Sensoren oder Messpunkte. Mit der Möglichkeit, diese Informationen nun über Plattformen weltweit zur weiteren Verarbeitung zur Verfügung zu stellen, entstehen mit diesen sogenannten cyberphysikalischen Systemen komplett neue Geschäftsmöglichkeiten.

Wie kommt ein Schraubenhändler dazu, da gross einzusteigen?

Als Händler befasst man sich täglich mit der Frage, wo man was besorgt und wohin man es liefert. Damit ist man beim Thema Logistik, und Logistik, wie Amazon das vormacht, ist ein wichtiges Element für künftige Produktionsweisen. Neben enormen Steigerungen hinsichtlich Geschwindigkeit und Produktivität, die in Zukunft zu erwarten sind, wird das Thema individuelle Fertigung wieder im Vordergrund stehen, die sogenannte Losgrösse eins. Genau so sehen wir die Logistik mit Verbindungsteilen, wie Bossard sie betreibt, als wichtige Grundlage für künftige Schnelligkeit, Agilität und folglich auch Produktivität. Bereits 1998 lancierten wir ein System, das dem Internet der Dinge gleicht.

Sie haben also Schrauben quasi elektronisch miteinander verbunden?

Richtig, wir sind damals diesen Weg gegangen in der Überzeugung, die künftigen Bedürfnisse des Markts abdecken zu können. Im Zug der Digitalisierung ist Bossard mit seinen Lösungen interna-

tional so deutlich in Erscheinung getreten, dass uns mittlerweile Hochschulinstitute für eine Zusammenarbeit angefragt haben. Auch Beratungsfirmen zeigen Interesse, weil wir früh mit der Verschlinkung der Prozesse rund um die Verbindungsteile begonnen haben und wissen, wo man am ehesten Kosten sparen kann.

Wurden Sie bei Tesla auch durch Glück zum Kooperationspartner für Schrauben, oder waren Sie einfach besser als alle anderen Anbieter?

Zwei Gründe standen im Vordergrund.

Erstens stand Tesla vor der technischen Herausforderung, seine neuartigen Autos auf richtige Art und Weise zusammenzuschrauben. Da wir über eine spezialisierte Ingenieurgruppe verfügten, die entsprechende Lösungen erarbeitet hatte, konnten wir dem Autohersteller zeigen, wie das am besten zu erreichen ist.

Aber die Konkurrenz kämpfte auch hart?

Ja, aber deren Interesse wurde zum Teil dadurch gedämpft, dass nicht alle gleich stark an die Zukunft von Tesla glaubten.

Und was war der zweite Grund?

Der bestand darin, dass der CEO von Tesla eine ganz andere Art der Produktion vor Augen hat als die klassischen Autohersteller. Er dachte bei der Gründung schon nach dem Muster von Industrie 4.0, das heisst in Richtung Vernetzung, und zwar nicht nur technisch in Form der Digitalisierung, sondern auch organisatorisch, also durch die Kooperation mit Partnern. Dadurch werden die Lieferanten stark in die einzelnen Produktionsschritte einbezogen.

Welche Chancen haben heute die KMU?

Unsere heterogene KMU-Landschaft ist eigentlich gut geeignet für Kooperationsnetze. Das bedingt allerdings ein starkes Umdenken bei Tätigkeiten und Entwicklungsschritten und besonders organisatorische Anpassungen. Für die Schweiz bietet sich jetzt die Chance, mit unserem grossen Fachwissen die richtigen Themen und Gebiete zu besetzen.



Philippe Züllig.

Lob des Roboters

Die Angst, die Technologisierung vernichte sinnlos Arbeitsplätze und treibe uns in eine düstere Zukunft, ist unbegründet. *Von John Tamny*



Gute Jobs, hohe Löhne.

Länder mit einem besonders hohen technischen Entwicklungsniveau sind wohlhabend und verfügen über ein breitgefächertes Angebot an anspruchsvollen Arbeitsplätzen. In gering entwickelten Gesellschaften herrscht Armut, weil das Jobangebot begrenzt ist. Viele Leute würden die folgende Aussage jedoch zurückweisen: Gute Arbeitsplätze und hohe Löhne gibt es vor allem dort, wo Jobs durch die technologische Entwicklung und durch Roboter kontinuierlich vernichtet werden. So kommen denn auch die Parolen vieler Politiker, auch des künftigen US-Präsidenten, sie würden Jobs «zurückholen», «retten» und «schützen», bei den Wählern gut an.

Das Flugzeug, das Automobil, der Computer, der Geldautomat und das Internet sind Vorformen des Roboters, die jeweils Millionen von gutbezahlten Arbeitsplätzen vernichtet haben. Nehmen wir nur den Traktor, den man vermutlich als den allerersten Roboter bezeichnen könnte. Vor der Erfindung des Traktors verdienten fast alle Menschen ihren Lebensunterhalt in der Landwirtschaft. Tag für Tag ging es darum, die für das Überleben notwendigen Nahrungsmittel zu produzieren – bis der Traktor der mühseligen Plackerei der bäuerlichen Bevölkerung ein Ende bereitete.

Aber trotz technischem Fortschritt, der mit gnadenloser Arbeitsplatzvernichtung einhergeht, haben sich Einkommensniveau und Lebensstandard immer dort stetig verbessert, wo Arbeitsplätze am schnellsten durch die technische Entwicklung vernichtet wurden. Man muss sich nur in den IT-Forschungszentren auf der ganzen Welt umschauen. Allein im Silicon Valley, in Austin und in Boston werden Köche, Personal

Trainer und Yogalehrer so verzweifelt gesucht wie Software-Ingenieure. Um es auf den Punkt zu bringen: Roboter sind das Beste, was ehrgeizige Arbeiter sich wünschen können. Dass immer mehr Tätigkeiten von Robotern übernommen werden, bedeutet, dass es in Zukunft immer mehr anspruchsvolle und besser bezahlte Jobs geben wird. Wenn wir gutbezahlte und anspruchsvolle Arbeitsplätze haben wollen, dann müssen wir akzeptieren, dass Roboter viele der Tätigkeiten übernehmen, die heute noch von Menschen ausgeübt werden.

Entscheidende Tatsache

Es mag paradox klingen, aber das einzige Hindernis, das der Schaffung von anspruchsvollen Arbeitsplätzen im Wege steht, sind Investitionen. Genau deswegen sind Roboter so wichtig. Simpel formuliert: Roboter stehen für die Automatisierung von anspruchslosen Tätigkeiten, woraus sich genau jene Profite ergeben, welche wiederum Investoren anlocken, die für die Schaffung von vielen interessanten Arbeitsplätzen notwendig sind. Wer Angst vor Robotern und Technologie hat, verkennt die entscheidende Tatsache, dass Arbeitsplätze keineswegs limitiert sind. Sie sind vielmehr das direkte Ergebnis von Produktivitätssteigerungen, die ihrerseits Investoren anziehen. Je höher die Gewinne, desto mehr wird in anspruchsvollere Arbeitsplätze investiert.

In der Angst vor Robotern steckt die unausgesprochene Sorge, der heutige Arbeitsmarkt werde das Jobangebot von morgen bestimmen. Zum Glück ist das nicht der Fall. So wie der Arbeiter von heute mit Schrecken an die geringe Jobauswahl in Zeiten vor der Automatisierung denkt, so werden künftige Generationen mit Schrecken an die heutigen Tätigkeiten denken – wenn wir klug sind und den von Robotern verkörperten technischen Fortschritt auch weiterhin akzeptieren, der Wohlstand und Arbeitsplätze schafft.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



John Tamny
Der Autor ist Redaktor bei Forbes und Autor von «Who Needs the Fed?» (2016)

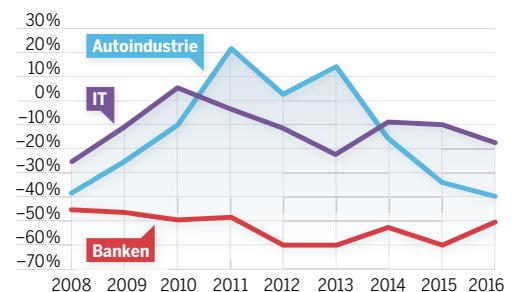
Suche nach Vertrauen

Banken und Autohersteller müssen am Image arbeiten.

Die Bankenbranche kämpft weiterhin auf breiter Front darum, verlorenes Vertrauen zurückzugewinnen und in der Öffentlichkeit wieder zu mehr Ansehen zu kommen. Die Aufgabe ist schwierig, wie dies ein Blick auf die Berichterstattung der internationalen Presse und Fernsehsender zeigt. Das Institut Media Tenor kommt in seinem jüngsten Bericht «Trust Meltdown» zum Schluss, dass das Ansehen der Banken weiterhin auf niedrigem Niveau ist. In der Grafik wird die Stimmung veranschaulicht, die via Bildschirme in die Haushalte gelangt: Die drei Linien zeigen den Saldo von positiv und negativ gefärbten TV-Berichten über Banken,

Banken kämpfen um ihr Image

Stimmung in den Medienberichten über verschiedene Branchen: Saldo der Meldungen mit wohlwollendem und derjenigen mit negativem Tonfall



QUELLE: MEDIA TENOR

Verfehlungen und Klagen.

über Autohersteller und über Informatikunternehmen in Deutschland, Grossbritannien und den USA. Die Botschaft ist klar: Die Unternehmenswelt kommt in den Medien viel häufiger in Zusammenhang mit Verfehlungen und Klagen als mit Erfolgen zur Sprache.

Bei Meldungen über Banken dominieren die negativ gefärbten Berichte bereits seit 2008. Damals nach Ausbruch der Finanzkrise begann Media Tenor mit den jährlichen «Trust Meltdown»-Berichten – und dass der Tonfall der Berichterstattung die ganze Zeit negativ dominiert war, muss Managern, deren Geschäft auf Vertrauen beruht, zu denken geben. Ein Saldo von null heisst, dass sich positive und negative Berichte die Waage halten, minus 50 bedeutet, dass auf eine Sendung mit positiver Färbung etwa zwei mit abwertendem oder anschuldigendem Tonfall kommen. In der Schweiz sieht es etwas heller aus. Brisant ist aber auch, dass die Autohersteller ebenfalls in schlechtem Licht stehen. Das relativ gute Auto-Image von 2011/13 hat zuerst unter den Zündschloss-Problemen von GM und anderen Mängeln in den USA gelitten, dann zog der Abgasskandal die Branche erst recht nach unten. *Beat Gygi*

«Eigentlich unseriös»

Der Wirtschaftsprofessor Klaus Wellershoff sagt, was 2017 von der Konjunktur und den Märkten zu erwarten ist.

Von Mark van Huisseling

«Wie wird das Jahr 2017, was Konjunktur und Märkte betrifft?» – «Wir Ökonomen können nicht so weit vorausschauen. Man kann über die nächsten drei bis sechs Monate was sagen, und da sieht's eigentlich ganz gut aus – Weltwirtschaft läuft, Amerika wächst wieder schneller, Europa wächst seit zwei, drei Jahren, [ist] sehr breit abgestützt, entgegen allen Unkenrufen. Das ist wichtig für die Schweiz und gibt uns Rückenwind. Was etwas besorgniserregender ist, ist, dass wir jetzt erst mal drei Monate mit einem deutlichen Inflationsanstieg zu kämpfen haben. Und die steigenden Inflationsraten werden die Zinsen weiter nach oben bringen.» – «Inflation in der Schweiz – immer noch im ganz niedrigen, einstelligen Prozentbereich, oder?» – «Wir haben Preisstabilität, klar. Wo man es spüren wird, ist am Finanzmarkt. Und das trifft die Schweiz: Steigende Zinsen heisst tiefer bewertete Vermögen und niedrigere Bankerträge.»

Klaus Wilhelm Wellershoff, 52, ist ein deutscher Ökonom in der Schweiz. Mit 31 wurde er Chefökonom des damaligen Schweizerischen Bankvereins (SBV); nach der Übernahme des SBV durch die UBS hatte er diesen Posten auch bei der UBS inne, zudem war er Geschäftsleitungsmitglied der UBS. 2009 machte er sich selbständig und gründete Wellershoff & Partners in Zürich, die Firma berät Unternehmen sowie Private in ökonomischen und anlagentechnischen Belangen. Seit 2012 ist er Honorarprofessor an der Universität St. Gallen, wo er seinerzeit Volks- und Betriebswirtschaftslehre studierte. Er ist verheiratet, hat vier Söhne und lebt in Zürich. Meine Frau arbeitet für ihn; er und ich sind miteinander bekannt.

«Man sagt: «Prognosen sind schwierig, vor allem, wenn sie die Zukunft betreffen.» – «Wir versuchen, bei unseren Kunden über Prognosefehler zu reden, um keine falschen Erwartungen zu wecken. Wenn wir beim Thema Wachstum sind – das kann man in der unmittelbaren Zukunft gut prognostizieren, und dann kommt erst mal ein grosses Loch. Die klassische Herbstprognose der Konjunkturforschungsinstitute ist eigentlich unseriös. Hingegen weiss ich wieder langfristig sehr viel – was in den nächsten zehn Jahren wirtschaftlich in der Schweiz möglich ist oder in den USA oder der Euro-Zone, da haben wir ein sehr gutes Verständnis dafür.» – «Erstaunlich, weshalb ist das so?» – «Im Normalbereich, in dem sich zum Beispiel eine Demokratie entwickelt oder auch eine Autokratie, zum Beispiel China, und sich im gewohnten politischen Rahmen bewegt, sind Wachstums-

prozesse langfristig betrachtet extrem stabil. Da kommt's auf Demografie an, auf Ersparnisbildung und auf den technischen Fortschritt. Alle drei sind Grössen, die man in ihrer Auswirkung aufs Bruttoinlandprodukt eigentlich sehr gut im Griff hat.» – «Tönt einfach.» – «Wann aber der Konjunkturabschwung, die Rezession kommt, ist hingegen ganz schwierig vorherzusagen. Deshalb ist man in der mittleren Sicht schlecht dran mit Prognosen, kurz- und langfristig dagegen sehr gut.»

Wo die Grenzen liegen

«Ich hab Prognosen von dir angeschaut.» – «Natürlich.» – «In einem am 4. Januar 2015 erschienenen Interview [Zentralschweiz am Sonntag] hast du gesagt, die Nationalbank werde den Mindestkurs des Frankens zum Euro «schneller [wieder aufheben], als sich das die meisten Menschen vorstellen» – elf Tage später war's so weit ...» – «Was das Timing angeht, erwarten die Leute mehr, als wir Ökonomen normalerweise können. Aber es gibt Situationen, da gehen Dinge langfristig nicht auf. Das war bei der Untergrenze so und ist jetzt bei den Negativzinsen auch so, denk ich. Das ist wieder ein schönes Beispiel: In ihrer Grössenordnung ist die Interventionspolitik der Nationalbank aus dem Ruder gelaufen.» – «Du gehst dialektisch mit deiner Negativzins-Prognose um – am 12. September 2015 hast du gesagt, «die SNB

wird das nicht lange durchhalten» [am Unternehmeranlass der Schwyzer Kantonalbank]. 16 Monate später hält sie's immer noch durch.» – «Sie wird auch diese Politik nicht durchhalten können. Im Moment kann man nicht sagen, wann das vorbei sein wird. Aber hier gibt es natürliche Grenzen. Jede Intervention am Devisenmarkt vergrössert den Druck, auch an Privatmenschen Negativzinsen zu verrechnen. Und das hat das Potenzial, das Bankensystem zu vernichten.»

«Ebenfalls am 12. September 2015 hast du gesagt, der Euro werde sich bei Fr. 1.22 bis 1.25 einpendeln – er steht bei 1.07 ...» – «Da ist unsere Aussage konsistent, wir sagen bei Wechselkursen, wir wissen nicht, wo sie sind am Ende des Jahres, wir kennen die Richtung. Und diese grossen Abweichungen haben sich im Schnitt in drei Jahren aufgelöst, darum kommen wir auf diese Zahl, die Kaufkraftparität. Im ersten Jahr hat's gut funktioniert, wir waren bei 1.08 [Anfang 2016], einem Drittel des Wegs. Am Ende des zweiten Jahres haben wir keine weitere Verbesserung gesehen. Das nimmt aber die Grundsituation dieser Fehlbewertung nicht weg. Wir sind hartnäckig, was die Prognose angeht, aber mit dem Hinweis: Es dauert im Schnitt drei Jahre.» – «Was wirst du als Nächstes tun?» – «Das Thema Inflation ist weltweit *underresearched*, wir wissen eigentlich zu wenig über Inflation, da müssen auch wir mehr dran arbeiten.» ○



«Wir kennen die Richtung»: Ökonom und Prognostiker Wellershoff, 52.

«Ineffizientes Monster»

Kritik an der EU ist für den europäischen Spitzenpolitiker Guy Verhofstadt legitim. Eine Lösung sieht der Belgier jedoch nicht in weniger, sondern in mehr Europa.
Von Wolfgang Koydl und Ruben Wyttenbach (Bild)

Er hat den griechischen Regierungschef Alexis Tsipras heruntergeputzt wie einen Schuljungen, er hat Britanniens Ex-Premier David Cameron und Frankreichs Präsidenten François Hollande gerügt, und er hat Donald Trump einen «Clown» geschimpft. Guy Verhofstadt, Führer der Liberalen im Europaparlament und Kandidat für den Präsidentenstuhl, ist nicht bekannt dafür, dass er seine Worte weise abwägt. Im Gegenteil: Seine Wutausbrüche im Plenum sind berüchtigt und ein Renner im Netz. Leidenschaftlich zeigte er sich auch im *Weltwoche*-Gespräch am Rande des Alpensymposiums in Interlaken. Leidenschaftlich – aber auch erstaunlich selbstkritisch: «Das System Europa funktioniert nicht.»

Herr Verhofstadt, wann tritt die Schweiz der Europäischen Union bei?

Das müssen schon Sie selber entscheiden. In der EU würde man es aber sehr begrüßen.

Also sollte die Schweiz beitreten?

Wenn Sie mich persönlich fragen, ja. Ich bin absolut dafür. Aber ich will nicht den Eindruck erwecken, dass die Aussenwelt über die Zukunft der Schweiz entscheidet.

Was hätte denn die EU von einer Mitgliedschaft der Schweiz?

Einen zuverlässigen Partner, die Einheit des europäischen Kontinents ...

... damit das klaffende Loch in der Mitte der europäischen Landkarte endlich geschlossen werden kann?

Nein, nicht nur. Die Schweiz nimmt ja sowieso schon an Europa teil – Binnenmarkt, Schengen. Es ist schwierig, zu verstehen, warum der letzte Schritt nicht gemacht wird.

Aber Sie würden sich einen schwierigen Partner einhandeln – mit all den Volksabstimmungen.

Die gibt es auch anderswo, in Irland, in Dänemark, in den Niederlanden.

Dort hatten Referenden selten das von der EU erwünschte Resultat.

Oft werden Volksabstimmungen missbraucht, um Widerstand zu erzeugen. Die Fragen, die in Europa auf dem Tisch liegen, sind nun mal oft sehr komplex. Man kann sie nicht mit einem einfachen Ja oder Nein beantworten.

Angesichts des beklagenswerten Zustands, in dem sich die EU befindet, macht Ihnen persönlich Europa überhaupt noch Spass?



«Europa ist meine Leidenschaft, Europa ist mein Leben»: Guy Verhofstadt, 63.

Europa ist meine Leidenschaft, Europa ist mein Leben. Und ich weiss, dass es für die Europäer keine andere Zukunft gibt als eine tiefere Integration. Es wäre eine Katastrophe, wenn wir von diesem Pfad abweichen würden.

Damit stehen Sie ziemlich allein. Immer mehr Menschen in der EU denken anders.

Die haben keine andere Meinung über Europa, sondern über die Europäische Union. Das ist ein grosser Unterschied, und die Menschen haben gute Gründe, die EU zu kritisieren. Aber wenn man die Leute fragt, ob wir in der Verteidigungspolitik oder beim Kampf gegen den Terrorismus enger zusammenarbeiten sollten, sagen alle ja. Sie sind schon für mehr Integration, aber sie haben nicht den Eindruck, dass diese EU das schafft. Man sieht die EU als eine Art von Regierung, die immer zu wenig zu spät tut. Das ist das Problem: zu wenig zu spät.

Warum?

Weil das System nicht funktioniert. Es wurde stückchenweise aufgebaut und hat ein ineffizientes Monster geschaffen, keine umfassende, transparente, supranationale Demokratie. Aber das müssen wir wieder erringen. Die Frage ist, wie. Manchmal gehen wir in die richtige Richtung. Beispiel Bankenunion. Vor der Finanzkrise war es unmöglich, darüber zu reden, danach haben wir sie geschaffen. Dasselbe gilt für eine gemeinsame Verteidigungspolitik. Wenn man vor fünf Jahren darüber sprach, wurde man ausgelacht. Heute liegt sie auf dem Tisch.

Ein anderer Grund für den Verdruss über die EU ist, dass deren Institutionen sich nicht an ihre eigenen Regeln halten.

Das stimmt. Nehmen Sie den Euro. Kann er überleben, alleine auf der Grundlage des europäischen Stabilitäts- und Wachstumspaktes? Da gibt es zwei Denkschulen. In Frankreich heisst es: «Wir sind zwar gegen diesen Pakt, aber zum Glück wenden wir ihn nicht an.» In Deutschland sagt man: «Wir wenden ihn zwar nicht an, aber zum Glück haben wir den Pakt.» Da ist wie Betrug in einer Ehe.

Was tun?

Wir brauchen eine andere Struktur für den Euro. Nehmen Sie die USA. Bevor sie den Dollar einführten, schufen sie eine Föderation, ein Finanzministerium, Schatzanweisungen. Sie haben zuerst ihre Hausaufgaben gemacht. Wir in Europa sind da viel klüger. Wir führen erst den Euro ein, und dann merken wir: «O Scheisse: Wir haben keine gemeinsame Finanzpolitik, kein gemeinsames Dies, kein gemeinsames Das.»

Der Euro wurde nicht aus ökonomischen, sondern aus nationalen Interessen eingeführt – als Frankreichs Preis für die deutsche Einheit.

Es stimmt, dass der Euro politisch motiviert war, als Übereinkunft zwischen Helmut Kohl und François Mitterrand. Er wurde nicht so vorbereitet, wie man das hätte tun sollen. Wir dachten einfach: «Okay, wir fangen einfach mal an, der Rest wird sich dann schon irgendwie spontan ergeben.» Meine grosse Furcht ist, dass wir heute in Sachen Euro-Reform rapide an Boden verlieren.

Das Europaparlament bietet auch kein schönes Bild. Gerade wurde die Absprache zwischen Konservativen, Sozialdemokraten und Liberalen publik, die Martin Schulz zum Präsidenten machte und eine erdrückende Allparteienkoalition begründete. Wie demokratisch ist das denn?

Überhaupt nicht. Wir müssen die europäische Demokratie verbessern. Der beste Weg sind mehr transnationale Kandidaten und Debatten und kein Kuhhandel zwischen nationalen Delegationen.

Dass Kommission – also die Regierung – und Parlament immer Hand in Hand arbeiteten, ist eigentlich auch nicht eine übliche demokratische Gepflogenheit.

Das stimmt. Gut, das Parlament bestätigt am Anfang der neuen Kommission die Kom-

«Man sieht die EU als eine Art von Regierung, die immer zu wenig zu spät tut.»

missare. Aber bei uns wurde die Kontrolle der Kommission im Laufe der Zeit verwässert.

Sie kandidieren für das Amt des Parlament-Präsidenten. Würde mit Ihnen alles anders?

Wir werden sehen, wie die Wahlen ausgehen. Ich will einige Dinge reformieren. Erstens, das Parlament muss wirklich Kontrolle über die Kommission ausüben. Zweitens, das Parlament muss vollständig die Budgethoheit ausüben. Und drittens, es muss das Recht haben, selber Gesetzesinitiativen zu ergreifen.

Kommen wir zum Brexit. Da gibt es die Wahl zwischen weich, hart und brutal. Was soll's denn werden?

An diesen Spekulationen beteilige ich mich nicht. Der Brexit war die Idee der britischen Regierung. Entscheidend für mich ist, dass jeder die vier Grundfreiheiten akzeptiert. Auf dieser Basis kann man eine vertiefte Beziehung aufbauen. Die Briten akzeptieren das nicht. Daher werden die Verhandlungen schwierig sein. Wenn die Briten wollen, dass ihre Banken ihre Produkte frei auf dem europäischen Markt anbieten können, dann müssen sie auch akzeptieren, dass ein europäischer Klempner in Liverpool arbeitet.

Ist denn der Zeitrahmen für Gespräche von maximal zwei Jahren realistisch?

Eine Verhandlungsdauer von fünfzehn, sechzehn Monaten ist realistisch, wenn man sich auf einen allgemeinen Rahmenvertrag beschränkt und Details ausklammert. Aber das anschliessend alles in rechtsverbindliche Formen zu giessen, wird viel mehr Zeit beanspruchen.

Sie sind ein europäischer Föderalist. Wenn Sie in Ihr europäisches, föderalistisches Herz hineinlauschen – sind Sie da nicht froh, dass diese lästigen Bremser abhauen und Sie endlich Europa nach Ihren Vorstellungen schaffen können?

Auch das würde ich lieber mit 28 als mit 27 Staaten machen. Sicher, in gewisser Hinsicht haben Sie schon recht mit Ihrer Vermutung. Aber geopolitisch schwächt der Brexit Europa enorm. Jeder redet über den ökonomischen Fallout des Brexit und nicht über die geopolitischen Konsequenzen. Diese Schwächung betrübt mich, aber es wäre dumm, weiterhin den Austritt zu beklagen. Wir müssen ihn vielmehr als Plattform benutzen, um nach vorne zu gehen.

Sie vertreten das Parlament bei den Brexit-Gesprächen. Sitzen Sie dabei nur am Katzentisch?

Zu Beginn des Prozesses sind die Mitgliedsstaaten wichtig, denn sie haben das Verhandlungsmandat. Aber am Ende kommt es auf uns an: Das Parlament muss jeder Übereinkunft zustimmen. Kommission und Rat können verhandeln, was sie wollen. Wenn wir nein sagen, dann heisst das nein. Die Kommission hat erkannt, dass sie das Parlament vom ersten Tag an einbeziehen muss.

Sie haben vor einem «Ring von Autokraten» rings um Europa gewarnt: Erdogan, Putin, und «noch nicht Trump», den Sie als Clown bezeichnet haben. Aber Sie werden mit diesem Clown auskommen müssen.

Mit diesem Bild habe ich eher Nigel Farage gemeint, als er Trump in New York besuchte. Aber im Ernst: Das künftige Verhältnis zwischen Europa und den USA macht mir grosse Sorgen. Wir wissen nicht, wie Trump Europa sieht, was seine Absichten sind. Ein Grund mehr, unsere Zukunft in die eigene Hand zu nehmen. Ein Kontinent wie Europa kann sich doch nicht abhängig machen von einem Land auf der anderen Seite des Atlantiks.

Sie sind seit Jahren ein vertrautes Gesicht in der EU, ähnlich wie Jean-Claude Juncker, Martin Schulz und andere. Ist es nicht Zeit für neue Gesichter?

Das ist keine Frage von Gesichtern. Was wir brauchen, sind Projekte, und die kann auch ein alter Mann vorantreiben. Die Gründungsväter Europas waren auch nicht jung. Was mich betrifft, so war ich zwar lange in der belgischen Politik. Aber auf der europäischen Bühne bin ich erst seit sieben Jahren. ○

In stabiler Seitenlage

Das politische System in Deutschland ähnelt immer mehr den früheren Volkskammern in Osteuropa. Die rekordhohe Unzufriedenheit mit der Regierung wird bei den anstehenden Wahlen kaum durchdringen. Kanzlerin Angela Merkel ist alternativlos. Ein Ausblick auf das Wahljahr 2017. *Von Roland Tichy*

Die Überraschungssiegerin der Bundestagswahl im September 2017 wird Angela Merkel sein. Das ist insofern überraschend, als ihr Ansehen spätestens seit dem Beginn der – «Flüchtlingskrise» genannten – Krise der Einwanderungspolitik im Sommer 2016 schwer leidet. Auch frühere Bundeskanzler – Helmut Schmidt, Helmut Kohl und Gerhard Schröder – waren bei grossen Teilen der Wählerschaft extrem unbeliebt, im Falle von Willy Brandt sogar regelrecht verhasst. Aber so viel Widerstand, wie Merkel derzeit ins Gesicht bläst, hatten ihre Amtsvorgänger nicht auszuhalten.

Dass sie trotzdem ein viertes Mal in das Amt gewählt werden wird, hängt mit zwei Besonderheiten des deutschen politischen Systems zusammen: der Schwäche der Sozialdemokraten und dem noch nicht vollzogenen Generationenwechsel der politischen Klasse in Deutschland.

«Die Regierung kontrolliert das Parlament»

Das politische System ist wie so vieles in Deutschland in der Geschichte des Nationalsozialismus begründet – jedenfalls wurde nach 1945 ein Grundgesetz gezimmert, das den Macht- und Regierungswechsel erschwert. Nicht der Wähler soll entscheiden: Dem wird heute noch vorgeworfen, dass zu viele seiner Sorte einst Adolf Hitler gewählt hatten, weshalb Volksentscheide gemeinhin als «undemokratisch» gelten. Zwischen dem Wähler und dem Gesetz stehen vielmehr Parteien, die zornige Wähler bändigen und dirigieren sollen und mit ihrer ausufernden Funktionärschicht längst Bundestag, aber auch Verwaltung, Gerichte, Medien und zunehmend die Wirtschaft durchwuchern.

Im Deutschen Bundestag koalieren Parteien miteinander, weil seit den Tagen des legendären Gründungskanzlers Konrad Adenauer die Stimmenmehrheit einer Partei wegen des verwinkelten Wahlsystems nicht mehr zu erringen war. Letztlich entscheiden von den Parteien aufgestellte Listen; die Wähler bestimmen die relativen Verhältnisse der Listen zueinander. Direkt gewonnene Mandate werden den Listen abgezogen. Gibt es mehr direkte Mandate, als die Listen vorsehen, wird das Parlament verlängert – wovon regelmässig die grossen Parteien profitieren.

Zwischen den Parteien wird dann ein Koalitionsvertrag geschlossen, der die Pläne für die jeweilige Legislaturperiode festlegt. Solche Verträge haben zwar keinen bindenden Cha-

rakter im rechtlichen Sinne und sind auch nicht im Grundgesetz vorgesehen – aber sie sind die neue, übergesetzliche Verfassungswirklichkeit. Was dann «Koalitionsausschüsse», also die Spitzenfunktionäre der Parteien, absegnen, wird gemacht.

In keinem einzigen Fall hat in den letzten Jahrzehnten eine grössere Zahl von Bundestagsabgeordneten solchen Verträgen je widersprochen. Laut Grundgesetz sind Parlamentarier nur ihrem Gewissen, nicht einmal den Wählern verantwortlich – de facto sind sie eine Art Parlamentsangestellte ihrer Parteien. Diese bestimmen über Listenplätze, Sonderzahlungen und

Merkel ist eine ungeschlagene Meisterin der notwendigen politischen Feinmotorik.

Sonderfunktionen deren Einkommen und Existenz. «Die Demokratie hat sich umgekehrt: Nicht das Parlament kontrolliert die Regierung, sondern die Regierung kontrolliert über



Wer tritt an? SPD-Politiker Schulz, Gabriel.

die Fraktionsführungen der Parteien das Parlament», kritisiert etwa Heiner Weiss, früher Präsident des Industriellenverbands.

In diesem System, das mit dem Tag der Festlegung der Parteilisten eher früheren osteuropäischen Volkskammern ähnelt als einem selbstbewussten, diskussionsfreudigen Parlament in der Tradition der Westminster-Demokratien, ist es die Aufgabe des zukünftigen Bundeskanzlers, sich eine parlamentarische Mehrheit zu suchen.

Angela Merkel ist eine ungeschlagene Meisterin der notwendigen politischen Feinmoto-

rik. Nach derzeitigen Umfragen wird sie zwar einen Viertel ihrer Wähler verlieren; aber um die 30 Prozent wird sie sich von der Wählerwurst schon abschneiden.

Niemals mit der AfD

Ihre grösste Herausforderung ist die Alternative für Deutschland (AfD), eine Neugründung, die gemeinhin als «rechtspopulistisch» verschrien wird, in vielen Positionen aber dem früheren konservativen Teil der CDU entspricht, der unter Merkel ins Abseits gedrängt wurde. Weil Populismus ja in einer Demokratie deutscher Art unbedingt als Makel zu verstehen ist, haben alle Parteien versprochen, niemals mit der AfD zu koalieren. Rechnerisch hat Merkel gute Chancen, zum dritten Mal ihre «grosse Koalition» der gesellschaftlichen Lähmung mit der SPD fortsetzen zu können – einmal bildete sie eine Koalition mit den Liberalen, was am Ende zu deren Ausscheiden aus dem Parlament führte.

Für die Sozialdemokraten sieht die Dauerkalition mit Merkel ebenfalls trist aus. Die von ihnen erhoffte «linke Mehrheit» als Alternative gibt es nicht. Denn sowohl die postkommunistische Partei der Linken als auch die Grünen schwächeln. Deren eigener Bürgermeister in Tübingen, Boris Palmer, sagt, seine Partei erwecke den Eindruck, «dass wir im Zweifel eher die Täter vor den Kontrollen schützen als die Frauen vor Übergriffen».

Das ist angesichts der massiven Bedrohung von Frauen durch Neueinwanderer seit 2015 ein hartes Wort, und die Parteivorsitzende Katrin Göring-Eckardt reagierte programm-gemäss hilflos: Sie empfahl die Subventionierung von Sicherheitsschlössern für Bürger mit schmalen Geldbeutel, um wenigstens den vielen Wohnungseinbrüchen einen Riegel vorzuschieben.

Alle gewinnen

Bei so viel Schwäche kann sich Merkels CDU sogar wieder als Partei der inneren Sicherheit profilieren und marschiert in den Umfragen auf über 30 Prozent Stimmenanteil zu. Die SPD droht eher unter 20 Prozent zu rutschen, als sich deutlich auf die 30 Prozent hinzubewegen. Also bleibt den hasenfüssigen Parteiführern der SPD nichts anderes übrig, als nach dem von Merkel hingehaltenen Wurstzipfel zu schnappen. Ausserdem hat Merkel die Wahl, alternativ eine schwarz-grün-gelbe Koalition zu bilden, die nach den Flaggen-



Bis zum radikalen Bruch: Kanzlerin Merkel.

farben des bankrotten Karibikstaates wenig versprechend «Jamaika-Koalition» heisst. Sowohl die deutschen Liberalen wie auch die Spitzen der Grünen stehen geradezu hechelnd dafür bereit, sich von Merkel mit Ministerämtern belohnen zu lassen.

Diese Rechnung erklärt die enervierende Selbstzufriedenheit des politischen Systems in Deutschland: Die CDU kann auf Machterhalt setzen, die SPD auf eine Regierungsbeteiligung selbst bei weiterer Verschlechterung ihres Stimmenanteils, während Grüne wie FDP auf Plätze am Kabinetttisch hoffen, falls die Sozialdemokraten allzu jämmerlich abschneiden. Weil so alle gewinnen, bleibt das politische System in einer Art stabiler Seitenlage.

Für den Wähler sind die Alternativen eher trist: Egal, ob er CDU, SPD, FDP oder Grüne wählt – am Ende heisst die Kanzlerin Merkel. Dass mehr Wähler zur Linken wechseln, ist unwahrscheinlich. Ein Anschwellen der AfD auf das Niveau von 20 Prozent oder darüber wird bisher nicht erwartet: Die Deutschen scheuen das politische Risiko, das damit verbunden ist. Die durchaus wählerattraktive Vorsitzende der AfD, Frauke Petry, hat sich gerade in ihre fünfte Schwangerschaft geflüchtet, die sie in zweiter Ehe mit einem anderen Führer ihrer Partei beglückt begeht – der Rest des Personals streitet zurzeit ohne sie.

Das alles darf man Merkel nicht vorwerfen. Sie ist weder für die unterwürfige Schwäche ihrer Partei verantwortlich noch für den Totalausfall der SPD. Dabei hat der Wechsel der Kanzlerschaft von der Union zur SPD Deutsch-

land jahrzehntelang geprägt und für frische Luft gesorgt. Lange war die FDP das stabile Gewicht in der Mitte, das das Schiff beim Linksrechts-Schwanken ausbalancierte. Rainer Barzel gegen Willy Brandt, Franz-Josef Strauss gegen Helmut Schmidt oder Gerhard Schröder gegen Helmut Kohl – das waren personalisierte Duelle.

Die Wahlkämpfe, die Angela Merkel gegen den Verwaltungsfachangestellten Frank-Walter Steinmeier (SPD) führte oder gegen den stolpernden Peer Steinbrück, faszinierten nicht. Ob gegen die mittlerweile präsidial agierende Angela Merkel mit ihrer ausgefeilten Machtbesetzungsstrategie in allen Institutionen ein Sigmar Gabriel, ihr Wirtschaftsminister von der SPD, antritt oder der aus

Acht Monate vor der Wahl hat die SPD sich noch nicht einmal entschieden.

Brüssel herbeieilende Martin Schulz, ändert wenig am Machtungleichgewicht: Acht Monate vor der Wahl hat die SPD sich noch nicht einmal entschieden – die Wahl zwischen zwei geborenen Verlierern ist auch schwer.

Politische Wechsel in Deutschland vollziehen sich in langen Schwüngen, die auch auf die jeweils tonangebende demografische Kohorte zurückgehen. Willy Brandt mobilisierte die demografische Altersgruppe veränderungsbereiter Wähler, die von der Nachkriegszeit geprägt war, gegen die Kriegsgeneration und

ihren Strukturkonservatismus. Helmut Schmidt war zwar Sozialdemokrat. Mit seinem scharfen Befehlston des Weltkriegs-Leutnants beeindruckte er eher die Wähler der Union. Seine SPD war längst beherrscht von akademisierten «Ich sach mal so»-Sozialdemokraten der 68er Generation, die ihm seinen entschiedenen wie blutigen Kampf gegen den Terror von links ebenso vorwarfen wie seinen Nachrüstungsbeschluss, der Deutschland an der Seite der USA in die letzte und erfolgreiche Drehung der Aufrüstungspirale gegen die Sowjetunion führte.

An der eigenen Partei gescheitert

Helmut Kohl musste die wirtschafts- und gesellschaftspolitische Trümmerlandschaft sortieren, die dabei zurückgelassen worden war, und gewann souverän gegen den extrem linksstehenden Oskar Lafontaine, der selbst die Wiedervereinigung abgelehnt hatte. Letztlich unterlag er erst Gerhard Schröder, mit dem die schon alt gewordene Generation der 68er ihren Sieg zusammen mit Joschka Fischer von den Grünen feierte und die seither den Ton in Bildung, Medien und Politik angibt. Gerhard Schröder scheiterte wie einst Helmut Schmidt an seiner eigenen Partei, die seine erfolgreichen wie notwendigen Sozialreformen ablehnte und seither nicht mehr weiss, ob sie Partei der marktwirtschaftlichen Realität oder der sozialistischen Utopie sein will.

Damit öffnet sich der Raum der Möglichkeiten, den Angela Merkel ausfüllt: Persönlich ohne jede Überzeugung oder Ideologie, verwaltet sie die Restmasse mit wurstiger Belieblichkeit und beliebigen Partnern. Neues, überzeugendes politisches Führungspersonal haben weder ihre Partei noch SPD oder Grüne vorzuweisen. Die Generation der Post-68er ist politisch schwach und konnte sich nicht von der Sozialisation der Elterngeneration lösen. Dabei ist Merkels Bilanz kritikwürdig.

Die EU bröckelt auch wegen Merkels unentschiedener Euro-Politik und droht zu zerfallen. Ihre Energiepolitik ist ökologisch wegen des steigenden CO₂-Ausstosses schädlich und wirtschaftsfeindlich. Ihre Einwanderungspolitik spaltet Deutschland: Sie findet keine Antwort auf die ungeheuren wirtschaftlichen Kosten der millionenfachen Einwanderung Unqualifizierter in das Sozialsystem und die schwindende innere Sicherheit. So torkelt Deutschland inmitten der europäischen Krise hinter einer Führerin ohne Führung und Kompass her. «Alternativlos» nannte sie immer wieder ihre Politik. Jetzt ist sie selbst alternativlos bis zum unvermeidlichen radikalen Bruch.

Roland Tichy, deutscher Publizist und langjähriger Chefredaktor verschiedener Zeitungen, ist Verleger des Magazins *Tichys Einblick* und Präsident der Ludwig-Erhard-Stiftung.



«Wir müssen als Land jeden Präsidenten unterstützen»: Hollywoodstar Kidman.



Ikone der Woche

Let's go Trump!

Von Beatrice Schlag

Es waren drei harmlose, patriotische Sätze zum Thema Donald Trump, mit denen sich Nicole Kidman bei der Premiere ihres neuen Films «Lion» in die Nesseln setzte: «Er ist jetzt gewählt, und wir müssen als Land jeden Präsidenten unterstützen. Wie immer das zustande kam, es ist passiert. Also, *let's go!*» Ob die in Hawaii geborene und in Australien aufgewachsene Doppelbürgerin Trump überhaupt gewählt hatte, liess sie offen. Trotzdem hagelte es Beschimpfungen gegenüber der Schauspielerin, die sich bislang in der Öffentlichkeit nie zu Politik geäussert hatte. «Was tust du, Nicole? Deine Kritikfähigkeit hat sich von der Scientology-Gehirnwäsche noch nicht richtig erholt», twitterte vergleichsweise mild ein Fan in Anspielung auf Kidmans erste Ehe mit dem Scientologen Tom Cruise. Egal, dass sie seit fünfzehn Jahren geschieden und seit zehn mit Countrysänger Keith Urban verheiratet ist. Die Schauspielerin hatte gegen ein ehernes Hollywood-Gebot politischer Korrektheit verstossen: Die Filmindustrie hat sich stramm demokratisch zu geben. Alles andere gefährdet den Ruf.

Kidman hatte gegen ein ehernes Hollywood-Gebot politischer Korrektheit verstossen.

Die bekennenden Konservativen unter den Stars sind denn auch nicht viel mehr als die altbekannte Handvoll: Angelina Jolies Vater Jon Voight, Mel Gibson, Stephen Baldwin, Chuck Norris und Clint Eastwood, der nach Trumps Wahl auf Twitter jubilierte: «Ich habe nicht mehr lange zu leben. Aber jetzt weiss ich, dass die letzten paar Jahre grossartig werden.» Inzwischen mehren sich die Stimmen, die behaupten, dass die schweigenden Trump-Wähler in Hollywood weitaus zahlreicher seien als angenommen. Roman- und Drehbuchautor Bret Easton Ellis («American Psycho») schrieb, die meisten seiner Kollegen hätten Trump gewählt, «obwohl sie das nie öffentlich zugeben würden». Rocker Ted Nugent berichtete dem *Hollywood Reporter*, er kenne viele heimliche Trump-Wähler unter den Showgrössen, habe aber versprochen, sie nicht zu outen. Das Branchenblatt *Variety* berichtete, dass Studiochefs sich von Trump Geschäftsrabatte erhoffen würden, die es ihnen erlaubten, wieder mehr Filme in den USA zu drehen statt im billigeren Ausland. Donald Trump selber spottete vor einigen Monaten bei einem Auftritt in Los Angeles, er vermute, «dass mich Hollywoods Linke hinter meinem Rücken unterstützt».

Gold, Lust und Tränen

Von Urs Gehriger — Vor hundert Jahren dankte der letzte Zar Russlands ab. Mit den Romanows ging die schillerndste Dynastie der Neuzeit unter. Sie hatte einen Sechstel der Erdoberfläche beherrscht. Historiker Simon Sebag Montefiore über Regenten, Heilige, Sadisten – und die Wurzeln von Wladimir Putin.

«Es war schwer, Zar zu sein.» Mit dem banalen Satz beginnt Simon Sebag Montefiore sein Epos «Die Romanows» über die grösste Dynastie Europas. Nach tausend Seiten ist jeder Zweifel ausgeräumt. Kein Kelch war giftiger als jener der russischen Zaren.

Die Regentschaft der Romanows erstreckte sich über drei Jahrhunderte (1613 – 1918). Es war eine Ära von überragender Kraft, Kultur und erlesener Schönheit, geprägt von genialen Strategen, Ungeheuern und Heiligen. In süffiger Prosa beschreibt Montefiore die zerstörerische Wirkung absoluter Macht. Er schildert Szenen am Zarenhof, wo Zwerge geworfen, Bräute vergiftet wurden, sexuellen Exzesse gefrönt und Alkohol gereicht wurde bis zum Umfallen. «Exzellent!», schwärmt Historiker Antony Beevor. «Dagegen ist «Game of Thrones» das reinste Kaffeekränzchen.»

Autor Montefiore sitzt in der «Ivy Kensington Brasserie», seinem Londoner Stammlokal. Das Personal kennt seine Teemischung und serviert im polierten Silberkrug. Neulich habe er die Filmrechte für sein Epos verkauft, sagt er zufrieden lächelnd. Bald würden die Romanows auf

der Leinwand zu neuem Leben erweckt. Genau hundert Jahre nach ihrem grausamen Fall.

Im Zuge der Februarrevolution 1917 dankte Zar Nikolaus II. ab. Die Romanows wurden zu Geiseln der Bolschewiken: In Jekaterinburg stand die Zarenfamilie unter Arrest. Deren Reich, das sich einst bis nach Alaska erstreckt hatte, war auf ein paar Räume zusammengeschrumpft. In einer Sommernacht um 2.15 Uhr schliesslich wurde die Zarenfamilie in einen Keller geführt, wo man ihr Todesurteil verlas. «O Herr, mein Gott!», stotterte Nikolaus. Dann sackte er im Kugelhagel zu Boden.

Simon Sebag Montefiore, die Zarenfamilie trug ihr Schicksal bis zum dramatischen Ende mit unglaublicher Fassung. Was war die Quelle ihrer Demut?

Religion und Fatalismus. Zar sein bedeutete mächtigster Mann der Welt sein. Aber auch Opfer einer schrecklich schweren Last. Jeder Zar nach Mitte des 19. Jahrhunderts wusste, dass die Wahrscheinlichkeit gross war, ermordet zu werden. Sechs der letzten zwölf

Zaren starben eines gewaltsamen Todes. Zwei durch Erdrosselung, einer durch den Dolch, einer durch Sprengstoff, zwei durch Kugeln. Kaum ein Kelch war so giftig wie jener der Romanow-Zaren. Umso wichtiger war die Religion. Die Romanows waren aufrichtige Gläubige. Als man ihnen einmal die Macht genommen hatte, handelten sie tatsächlich mit Demut. Allerdings muss man sagen, dass sie ihre Abende mit der Lektüre antisemitischer Literatur, den «Protokollen der Weisen von Zion», verbrachten. Nikolaus II. glaubte bis zum Schluss, er sei Opfer einer jüdischen Verschwörung. Das Porträt der letzten Romanows ist ein Zerrbild. Es ist unmöglich, sie ausschliesslich als Helden und Heilige zu betrachten.

Zarewitsch Alexei und die vier Zarentöchter Olga, Tatjana, Maria und Anastasia waren ausgesprochen hübsche Menschen voller Anmut. Sie hatten das ganze Leben noch vor sich. Maria flirtete sogar mit ihren Wächtern. Glaubten sie bis zum Schluss mit dem Leben davonzukommen?

Der Mord an den Kindern war unvorstellbar. Zar Nikolaus und Alexandra wussten immer, dass sie möglicherweise vor Gericht gestellt würden. Aber es ist ihnen nie eingefallen, dass man den Kindern etwas zuleide tun könnte.

Die Exekution dauerte zwanzig unendliche Minuten. Einige der Töchter röchelten schwerverwundet und wollten einfach nicht sterben. Sie trugen «kugelsichere» Kleider – aus Diamanten, die sie in ihre Unterwäsche eingenäht hatten, um sie vor den Revolutionären zu verstecken.

Das ist eine schreckliche Ironie, nicht? Es war Lenins Entscheid, sie zu ermorden. Er hat sich über die Liquidierung der Zarenfamilie den Kopf zerbrochen. Er wusste um die Französische Revolution, wo man König und Königin hingerichtet, aber die Kinder verschont hatte. Er war fest entschlossen, keinen Erben der Zarenfamilie am Leben zu lassen. Aber er achtete penibel darauf, dass es kein schriftliches Dokument gab, das seine Urheberschaft für den Mord dokumentiert hätte.

304 Jahre beherrschten die Romanows Russland. Was war das Erfolgsgeheimnis dieser ausserordentlichen Dynastie?

Eine konstante territoriale Expansion, eine Allianz mit einer kleinen Gruppe des Adels, die Förderung von Talenten innerhalb dieser Elite, die totale Kontrolle des Adels über ihre Güter und Leibeigenen sowie die straffe Führung des ganzen Landes im Stil eines militärischen Hochkommandos. Im 19. Jahrhundert haben Nikolaus I. und seine Nachfolger ausserdem versucht, den Nationalismus zu kultivieren. Aber das war ein riskantes Unterfangen und hat nicht wirklich funktioniert, denn damit schloss man die Mehrheit des Volkes aus. Die Russen waren mit 44 Prozent Bevölkerungsanteil in der Unterzahl.

Man vergisst leicht, welche gigantische Ausdehnung das Zarenreich angenommen hatte. Ende des 19. Jahrhunderts beherrschten die Romanows ein Sechstel der Erdoberfläche.

Das Reich der Romanows umfasste 104 Nationalitäten und 146 Sprachen. Selbst in den 1890er Jahren hatte Nikolaus II. dem Zarenreich noch riesige Territorien einverleibt, besonders im Fernen Osten. Wäre er ein schlauerer Diplomat gewesen, hätte er auch noch die Mandschurei oder Korea erobert.

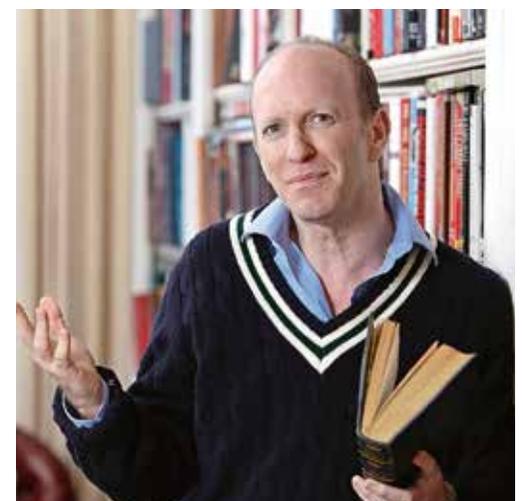
Wie liess sich ein solches Riesenreich überhaupt regieren?

Selbst der schrecklichste Herrscher hatte Mühe, sich durchzusetzen. Peter der Grosse, der alle terrorisierte, schrieb in seinem letzten Brief an den Statthalter von Moskau sinn-gemäss: «Du hast mir nicht gehorcht, du hast nichts getan, was ich dir befohlen habe, komm hierher, oder ich hau dir die Rübe ab.»

Das klingt wie Stalin, der sagte, er habe Hitler geschlagen und sei nach Berlin vorgestossen,



«Dagegen ist «Game of Thrones» das reinste Kaffeekränzchen.»



«Eine schreckliche Ironie»: Biograf Montefiore.



Geiseln der Bolschewiken: Romanow-Familie mit Zar Nikolaus II., um 1914.

dennoch gehorche ihm niemand, folglich müsse er sein Volk knuten, um seinen Willen durchzusetzen.

Und wie Putin. Immer wieder sieht man ihn in den Nachrichten, wie er einen eingeschüchterten Minister in den Senkel stellt. Nichts hat sich geändert, auch nicht im digitalen Zeitalter, in dem Befehle innert Sekunden verschickt werden. Alle erfolgreichen Herrscher Russlands waren überzeugt, dass sich ihr Land nur durch Autokratie regieren lasse.

Beeindruckend bei der Lektüre Ihres Buches ist die schiere Brutalität, insbesondere der ersten Zaren. Der Rote Platz in Moskau glich einem Freiluftschlachthaus. In Schauprozessen wurden Leute gevierteilt, zerhackt, Glieder mit Hämmern zertrümmert, auf Räder geflochten, Innereien den Hunden verfüttert. Zur reinen Abschreckung?

Zur Abschreckung, genau. Als das Buch rauskam, sagten viele: «Wie grausam, man

kann das kaum lesen.» Aber seien wir ehrlich. Viele dieser brutalen Praktiken kamen aus dem Westen. Peter der Grosse hat Folterpraktiken importiert als Zeichen westlicher «Zivilisation». Wer als Zar überleben wollte, musste allzeit bereit sein, mit skrupelloser Gewalt zuzuschlagen. Die grösste Gefahr lauerte in den eigenen Reihen, den Handlangern am Hof und der eigenen Familie.

Erachten Sie die innere Gefahr für Putin heute als gross?

Nein.

Er hat also seine Gegner effizient ausgeschaltet?

Er hat einen ganzen Job gemacht. Als er 2000 an die Macht kam, sah er aus wie ein zufälliger Präsident. Aber sechzehn Jahre später erweist er sich als Meister darin, Russland zu lenken. Dabei ist seine Aufgabe heute viel komplizierter als jene der Romanows. Peter der Grosse, später die Bolschewiken, hatten die volle Entscheidungsmacht in ihrer Hand.

Heute gibt es Wahlen, die in gewissem Mass legitim sind. Auf eine Art bringt Putin das fertig, was die Zaren nicht tun konnten. Er ist eine Art populistischer Autokrat, der sich auf eine Massenpartei abstützt.

Ist er erfolgreicher als die Romanow-Zaren?

Sicher als die letzten Zaren. Was Putin getan hat, ist ausserordentlich. Er handelt direkt nach dem Drehbuch der Romanows. Er hat Ruhm und Ehre Russlands wiederhergestellt und das Land wieder zu einer Grossmacht gemacht. Russland ist Hegemonialmacht im Nahen Osten. Er hat die Krim annektiert und dominiert mit seiner Politik Europa.

Die Beziehung Russlands zu Europa war stets wechselhaft. Hatte nicht schon Iwan der Schreckliche seine Fühler in den Westen ausgestreckt?

Iwan versuchte, in westliche Königshäuser einzuheiraten, aber niemand wollte mit dem einfältigen Zarenreich etwas zu tun haben. Folglich gingen die Zaren im eigenen Land

Viermal täglich auf jedem Möbelstück

Zar Alexander II. und seine Geliebte Katja waren hypersexuell. Wenn sich ihre Körper nach endlosen Gelagen trennten, floss die Wollust in Form von Tinte weiter. *Von Urs Gehrig*

Er war 40, sie kaum 16. Er betörte sie mit stahlblauen Augen. Sie, Tochter aus verarmtem Adel, blendete ihn mit einer Haut wie Alabaster. Von jenem klirrenden Wintertag 1865 an, als sich ihre Blicke trafen, konnten Alexander II. und Ekaterina «Katja» Dolgorukaja nicht mehr voneinander lassen.

Täglich traf er «mein freches Luder» in «unserem Nest», das er ihr am Englischen Ufer in St. Petersburg gemietet hatte. Und sobald sich ihre Körper trennen mussten, floss die Sinnlichkeit in Form von Tinte weiter. «Ich muss gestehen, diese Erinnerungen erwecken erneut meine Gier, in deine berauschende <coquillage> zu tauchen», schrieb der Zar. «Oh, oh, oh, es bringt mich zum Lächeln, ich schäme mich nicht, es ist nur natürlich!»

Immer im Geheimen

Mehrmals täglich tauschten sie Botschaften aus voller wollüstiger Schwelgereien. Es sind «die erotischsten Briefe, die je von einem Staatsoberhaupt verfasst wurden», sagt Simon Sebag Montefiore, der in «Die Romanows» erstmals Einblick in den Schriftverkehr gewährt.

Katja war sexuell ohne jegliche Hemmungen, und er schätzte es, wenn sie die Initiative ergriff. «Bis zum Rausch genoss ich es, auf dem Sofa zu liegen, während du dich auf mir bewegtest», schrieb Alexander II. in schwülstiger Erinnerung schwelgend, «vor meinem inneren Auge kann ich dich sehen, nun im Bett, nun ohne Höschen.» Lasziv liess sich Katja gehen, und der Kaiser tauchte ein in ihre Wollust. «Freudvoll spürte ich, wie deine Quelle [ta fontaine] mich wieder und wieder wässerte und meine Lust noch verdoppelte.» Komplette von Sinnen schwärmte der Kaiser von ihrer «coquille», die «verrückt wurde und sich an mich heftete wie ein Blutegel».

Die beiden machten sich gegenseitig rasend. Die Briefe, in welchen sie sich auf Französisch austauschten, steigerten ihr Verlangen ins Unerträgliche. Für Sex wählten sie das Codewort «les bingerles». Regelmässig schickte er ihr «Grüsse von <mon bingerle>, der voll gerüstet ist». Katja zähl-

te die Stunden bis zum nächsten Gelage. «Ich schäume innerlich über, kann keine zweieinhalb Stunden warten, bis wir uns sehen, komm nicht zu spät, ich küsse dich, mein Engel, mein Kuckuck, mein Alles!»

Was war das Geheimnis ihrer Hypersexualität? «Wie wir aus eigener Erfahrung wissen, verlieren Paare rasch das sexuelle Verlangen nach einander. Alexander und Katja nicht», sagt Montefiore. «Dies, weil sie sich immer im Geheimen treffen mussten.»

Nummerierte Briefe

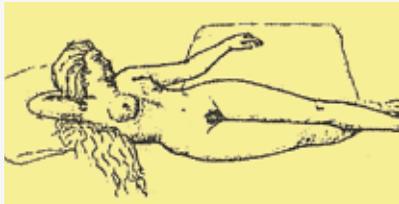
Bis zu «viermal täglich» trieben sie es «auf jedem Möbelstück» und «in allen Räumen». Alexanders Ärzte empfahlen dem Zaren dringend, sich zu mässigen. Katja willigte ein, widerstrebend. «Wenn du

glaubst, wir überanstrengen uns, machen wir ein paar Tage Pause.» Wenige Stunden später schrieb sie: «Heute Abend will ich dich!» Und nach ein paar Stunden Schlaf waren alle Vorsätze dahingeschmolzen:

«Alles in mir zittert, ich kann nicht bis vier Uhr fünfundvierzig warten.»

Sexuelle Exzesse gehörten bei den Romanows zum Hofalltag. Die Herrscher unterschieden sich einzig durch ihren Fetisch: Man trifft auf modesüchtige nymphomanische Zarrinnen, lesbische Ménages-à-trois, funktionalen Beischlaf zu strikt fixierter Uhrzeit und theatralisch inszeniertes Treiben von Sexzwerger. Für Alexander II. war es bei Katja Liebe auf den ersten Blick. Selbst nachdem ihm Katja vier Kinder geboren hatte, liess die Lust nicht nach.

Mit peinlicher Sorgfalt achteten sie darauf, in ihrer Korrespondenz nie ihre Namen zu nennen, nummerierten jedoch jeden ihrer Briefe. Mehr als viertausend sollten es werden bis zu jenem schicksalhaften 13. März 1881. Sechs Mal hatte man Alexander II. bereits nach dem Leben getrachtet. Beim siebten Streich liess ihn das Glück im Stich. Nach einem Sprengstoffanschlag lag Alexander mit abgerissenen Beinen ein letztes Mal in Katjas Armen, bis der Tod ihre Körper endlich trennte.



Akt: Katja, gemalt vom Zaren.

auf Brautschau und organisierten fantastische «Brautparaden».

Woher kamen die Bräute?

Sie stammten aus dem Provinzadel. Der Wettbewerb war ein glamouröses Schaulaufen, eine Mischung aus Castingshow wie «Supertalent» und Miss-Wahlen. Die Mädchen reisten nach Moskau und lebten mit ihren Familien während des Wettbewerbs in einer Art «Big Brother»-Haus.

Es begann mit 500 Frauen aus dem ganzen Zarenreich.

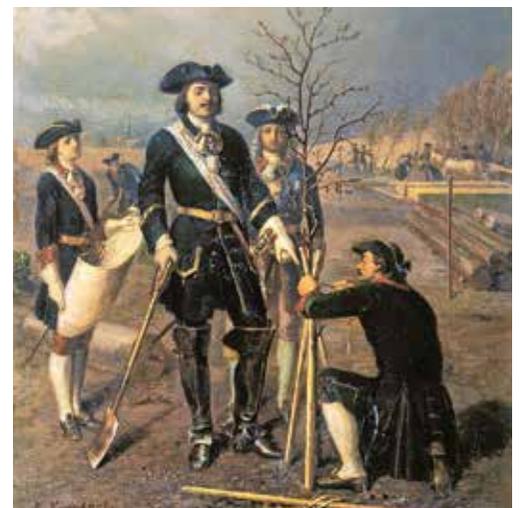
Genau. Zar Michael I., der Gründer der Romanow-Dynastie, berief 1615 Hunderte Frauen ein. Die Familien putzten ihre Töchter heraus und kleideten sie opulent. Sechzig kamen in die nächste Runde. Am Schluss blieben fünf übrig, aus welchen der Zar seine Frau auswählte. Die Mädchen wurden von Hofärzten auf ihre Fruchtbarkeit hin geprüft, denn darum ging es ja bei der ganzen Prozedur. Natürlich versuchten die Höflinge ihre Favoritinnen, zu welchen sie Beziehungen hatten, in den Final durchzuschleusen. Für die jungen Frauen war der Concours voller Gefahren. Als Fremdfaktor stellten sie für alle am Hof eine potenzielle Bedrohung dar. Es gab Versuche, einige zu ermorden oder zu vergiften. Für das Zarenreich waren die Brautparaden eine Chance, da neue Talente aus den Provinzen an die Spitze aufstiegen.

Peter der Grosse öffnete das Tor zum Westen. Er übertrifft alle Romanows an Ruhm und Ehre. Zu Recht?

Peter war einer der brilliantesten Staatsmänner in der russischen Geschichte. Alles an ihm war ausserordentlich, nicht nur seine Statur von über zwei Metern, sondern auch seine Vorstellungskraft, seine Entschlossenheit, seine Klarsicht, seine Brutalität.

Er folterte seinen eigenen Sohn Alexei eigenhändig zu Tode.

Wie Iwan der Schreckliche vor ihm. Peter leitete ein Gerichtsverfahren gegen Alexei ein und folterte ihn während Wochen. Alexei hatte sich aus Russland abgesetzt und vermit-



«Klarsicht, Brutalität»: Peter der Grosse.

telte den Anschein, Putschpläne gegen den Vater zu schmieden. Das Ganze erinnert an Saddam Hussein und seine Schwiegersöhne. Als diese in den Westen flüchteten, lockte er sie zurück in den Irak und versprach ihnen Freiheit. Kaum zu Hause, liess er sie ermorden. Die Lektion lautet: «Wer immer sich gegen den Herrscher wendet, wird sterben.» Peter verhaftete nicht bloss seinen Sohn Alexei, sondern dessen ganze Entourage, sehr ähnlich wie Stalin später.

Peter war ausserordentlich, doch auch er konnte nicht allein regieren. Quasi in der Herzkammer der Macht agierten stets persönliche Berater. Einige wurden zu grossen Machtfaktoren, wie Grigori Potemkin.

Jeder Zar, der lange regiert, wechselt einen Grossteil seiner Mannschaft mehrmals aus, nur ein paar wenige schaffen es, sich lange im Zentrum der Macht zu halten. Bei Boris Jelzin waren es sein Bodyguard und sein Tennislehrer. Bei Putin ist es wiederum sein Bodyguard, Wiktor Zolotow, der Putins Präsidentengarde vorsteht. Oder Igor Setschin [Vize-Ministerpräsident, d. Red.]. Bei den Romanows nahm Alexander Menschikow eine Sonderrolle ein. Ein extrem lasterhafter, verschlagener, ehrgeiziger Bursche. Aber er hatte grosses Durchsetzungsvermögen, wie sonst keiner in Russland. Er war Peters bester Freund.

Konnte er Peters Gedanken lesen?

Genau. Er konnte ihn beruhigen, wenn er wieder einen seiner Anfälle hatte. Man nannte ihn den «Fürsten aus der Gosse». Er begann als Stallknecht, stieg an die Spitze auf und stellte Peters Erfolg über alles. Und dann gab es natürlich Potemkin, wahrscheinlich der beste Minister von allen.

Potemkin war der Liebhaber von Katharina II. Sie bezeichnen die beiden als das wohl erfolgreichste politische Liebespaar der Geschichte, das selbst Antonius und Kleopatra übertraf. Was machte ihre Magie aus?

Katharina nannte Potemkin ihren «Seelenzwilling». In ihrer geheimen Korrespondenz diskutierten sie Sex, Kriege, Politik, Kunst. Die Früchte dieser Liebschaft sind bis heute von höchster Relevanz. Potemkins Errungenschaften machten Russland zu einer Macht im Nahen Osten. Er hat die halbe Ukraine erobert und die Krim, er baute die Hafenstadt Sewastopol und begründete die Schwarzmeerflotte aus dem Nichts. Deshalb ist Potemkin Peter dem Grossen fast ebenbürtig.

Es heisst, Angelina Jolie wolle die Liebesgeschichte verfilmen – mit ihr selbst in der Rolle von Katharina.

Ja. Sie hat die Filmrechte gekauft. Katharina und Potemkin liefern knisternden Stoff.



«Macht im Nahen Osten»: Potemkin.

Sie nannte ihn «meinen Kosaken», «Goldfasan» oder «Löwe im Dschungel» und traf ihn regelmässig im Banja, wo die beiden stundenlang in Dampfschwaden verschwanden.

Bevor wir ins Liebesleben am Zarenhof eintauchen ...

... ja, sprechen wir über Sex!

Gleich. Zuerst noch ein Wort zur Krim. Die Krim hat für Russland früh eine Schlüsselrolle gespielt. Potemkin und Katharina haben dieses Tor geöffnet und Russland zur Mittelmeermacht gemacht.

Die wichtigste Errungenschaft Katharinas war, Russland als Macht im Nahen Osten zu etablieren. Sie hat die russische Flotte an die Levante geschickt, liess 1772 Syrien bombardieren und sogar Beirut besetzen. Das war das erste russische Abenteuer im Nahen Osten. 1853 folgte ein herber Rückschlag, als Zar Nikolaus I. den Krimkrieg 1853 gegen die Briten und Franzosen verlor. Die Niederlage führte vor Augen, wie technisch rückständig Russland im Vergleich zum Westen geworden war. Russland verlor die ganze Schwarzmeerflotte. Zar Alexander II. gewann sie zurück, was eine seiner grössten Taten war. Alexander II. war ein sanfter Herrscher und einer der lebenswürdigsten Romanows.

Und ein glühender Liebhaber. Im Archiv haben Sie Briefe Alexanders II. entdeckt, 4000 Stück.

Es sind wohl die anzüglichsten Liebesbriefe, die je ein Staatsoberhaupt geschrieben hat. Seine Geliebte Katja, eine von Armut gebeutelte Prinzessin aus einer der nobelsten Familien, war wunderschön, mit blondem Haar, hatte einen fantastischen Körper. Die beiden



«Seelenzwilling»: Katharina II.

entwickelten eine Art Hypersexualität.

Sie waren richtig süchtig nach einander?

Sie trieben es auf jedem Möbelstück. Alexander II. war der hübscheste von allen Romanows. Blaue Augen, goldrotes Haar, turmhoch, er liebte Sex, und er liebte die Frauen, und er war viel netter als sein Vater Nikolaus I., der raue, rein funktionale Sexualverhältnisse mit Frauen unterhielt. Alex hingegen liebte die Frauen, war voller Wonne, charmierte sie in den sinnlichsten Tönen. Katja war hochintellektuell, gebildet, liebte das Lesen. Sie war sechzehn, er vierzig, als sie ihre Liaison begannen. Katja war sexuell ohne jegliche Hemmung und übte ausgefallene Praktiken aus. Er schrieb ihr entzückt, wie schön es war, als «Deine, <fontaine> mich wieder und wieder wässerte». Heute würde man von «squirting» sprechen. Ich habe gedacht, diese Praktik sei erst vor kurzem erfunden worden.

Auch jenseits der sexuellen Gelage war Alexander II. ein moderner Geist. Er schaffte die Leibeigenschaft ab und ging als «grosser Befreier» in die Geschichte ein. War er der progressivste aller Zaren?

Ja. Und tragischste. Er war kein Genie wie Peter oder Katharina. Aber er verstand sehr gut, wie man die Autokratie nutzen musste, um das Land zu reformieren. Was übrigens niemand anderes ausser Stalin getan hat. Allerdings tat es Stalin mit abscheulichster Gewalt. Die Emanzipation der Leibeigenen war eine ausserordentliche Errungenschaft. Alexander II. hat sie persönlich und bis ins Detail ausgehandelt.

Er hat sich damit das Grab geschaufelt.

Ja, seine progressive Art hat ihn das Leben gekostet. Er hat derart hohe Erwartungen ge-

Die wichtigsten Zaren der Romanow-Dynastie



Iwan IV. (1547 – 1584)
«Der Schreckliche»

Dynastie der Rurikiden. Er herrschte fünfzig Jahre, vergrösserte und terrorisierte das Reich. Er brach die Macht territorialer Magnaten. Im Affekt erschlug er den eigenen Sohn und einzigen gesunden Thronfolger. Auf diese Tragödie folgte die „Zeit der Wirren“, aus der Romanows als neue Zarendynastie hervorgingen.



Michael I. (1613–1645)

Der erste Zar der Romanows wurde im Alter von sechzehn Jahren gekrönt. Körperlich schwach und emotional völlig unvorbereitet, behauptete er sich als weitsichtiger Herrscher. Er baute den Zarenhof von Grund auf neu und stabilisierte das Reich.



Peter I. (1682–1725)
«Der Grosse»

Türöffner nach Westen und Schöpfer des modernen Russland. Von hünenhafter Statur und in jeder Hinsicht aussergewöhnlich. Ein geborener Autokrat, Freund von alkoholischen und anderen Exzessen, bei dem sich bedrohliche Hyperaktivität und brillante Visionen verbanden.



Elisabeth (1741–1762)
«Russische Venus»

Blonde Amazone und Lebedame. Sie hatte mehrere Liebhaber gleichzeitig und zwang dem Hof in Sachen Mode ihre Vorlieben auf. Ging es um Macht, war sie ganz die Tochter Peters des Grossen. Unter ihrer Herrschaft kämpfte Russland erfolgreich im Siebenjährigen Krieg.



Katharina II. (1762–1796)
«Die Grosse»

Blauäugig und kurvenreich. Die charmante und tüchtige gebürtige Deutsche liess die Ukraine, die Krim und Polen erobern und etablierte Russland als Macht im Nahen Osten. Sie sammelte Kunst, widmete sich der Philosophie und Literatur. Ihr Lebenselixier jedoch war die Liebe.

schürt, die er nicht erfüllen konnte. Er hat Kräfte entfesselt, die weit mehr wollten, als er zu geben bereit war.

War sein Scheitern eine der grossen, verpassten Chancen, das Zarenreich durch Wandel am Leben zu erhalten?

Ja. Seine Ermordung erinnert mich an das Attentat auf den israelischen Premier Jitzhak Rabin, einen Mann mit einzigartiger Autorität, Grosses zu bewegen.

Es gab sieben Attentatsversuche gegen Alexander II.

Beim siebten ist er gestorben.

Ein Wahrsager hatte Alexander II. das alles vorausgesagt. Der Hang zum Mystischen und Übersinnlichen ist dauernd präsent bei den Romanows. Er wurde gegen Ende des Zarenreichs immer intensiver und erreichte mit Rasputin seinen Höhepunkt.

Nichts an den Romanows ist erklärbar ohne Religion. Alle waren Anhänger der Orthodoxie. Am Zarenhof verkehrten religiöse Berater, die sich als Quelle der Weisheit aufspielten. Mit der Zeit wurde die religiöse Spiritualität starr und veraltet. Das Resultat war Grigori Rasputin, dieser mystische Wanderprediger mit ungekämmtem Bart, Pockengesicht und hypnotisch stehenden Augen.

War Rasputin mehr Guru als religiöse Autorität?

Er war alles. Günstling, Heiler, spiritueller Ratgeber und eine Art Lifestyle-Coach. In den letzten Jahren des Zarenreichs wurde er zu einem politischen Favoriten mit der Macht eines Menschikow und Potemkin. Rasputin versprühte animalische Anzie-

hungskraft. Er soll Frauen in Scharen befriedigt haben, einige wollen beim Orgasmus sogar in Ohnmacht gefallen sein.

Stimmt es, dass sein Penis fast so gross war wie der eines Pferdes?

Dank den lebhaften Schilderungen in Briefen der Romanows kennen wir intimste Details über das Sexleben am Zarenhof. Von Rasputin fehlen solche Schriftstücke. Also wissen wir nicht, wie er im Bett war. Als er getötet wurde, schnitt ihm der Pöbel den Penis ab. Ohne Frage war er eine Art Sex-Pest. Er belästigte Frauen, vielleicht vergewaltigte er auch etliche von ihnen. Andererseits erzählten Prostituierte, er habe sie nur angeschaut und mit ihnen geschwätzt. Es ist durchaus möglich, dass die berüchtigtste Sexbestie der Geschichte zum Liebesakt selbst kaum fähig war.

Die Zarenfamilie war Rasputin komplett hörig. Warum?

Das Zarenpaar hielt ihn für den neuen «Mann Gottes» und glaubte an seine Heilkraft. Das hatte mit ihrem Sohn Alexei zu tun, der Bluter war. Zwar konnte er die Krankheit des kleinen Zarewitsch nicht heilen. Aber er hatte eine bewundernswürdige Fähigkeit, Vertrauen und Ruhe auszustrahlen. Mutter Alexandra war eine komplette Hysterikerin. Indem Rasputin sie beruhigte, beruhigte er auch den Jungen. Seine Blutungen hörten immer auf, wenn Rasputin in seine Nähe kam.

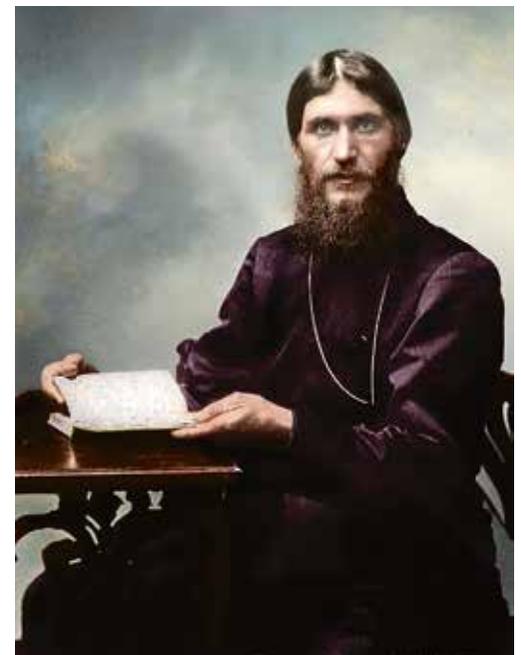
Welche Rolle spielte er für den Untergang der Romanows?

Im Laufe der Zeit wurde Rasputin für das ängstliche Zarenpaar immer wichtiger. Er mischte sich stärker in die Politik ein, von der er nichts verstand. Als der Erste Weltkrieg

ausbrach, wirkte sich seine Inkompetenz katastrophal aus für die Herrscher. Lenin sagte, ohne Rasputin hätte es keine Revolution gegeben.

In der Tat hatte der Zar 1912 praktisch allen Widerstand im Land gebrochen. Lenin im Schweizer Exil hatte alle Hoffnung aufgegeben, in Russland eine Revolution zu entfachen.

Ja, aber seien wir ehrlich: Keine der grossen Monarchien Europas hat den Grossen Krieg überlebt. Die Osmanen, die Habsburger, die Hohenzollern, sie alle gingen unter. Es ist äusserst zweifelhaft, ob das Zarenreich überhaupt eine Chance hatte, die schreckliche



«Eine Art Lifestyle-Coach»: Rasputin.

**Alexander I. (1801–1825)**

Undurchschaubar und geheimnisvoll. Er führte Russland 1805 in die Schlacht bei Austerlitz gegen Napoleon und verlor. Er entwickelte jedoch eine eiserne Willenskraft, mit der Europa grundlegend veränderte. 1814 vertrieb er Napoleon aus Moskau und führte das russische Heer bis nach Paris.

**Nikolaus I. (1825–1855)
«Der Jupiter»**

Von blendender Stattlichkeit. Am Hof hiess es: «Es gibt nichts Schrecklicheres auf Erden als den Blick seiner farblosen bleiernen Augen.» Unter seiner Regentschaft erlebte das Haus Romanow die längste Phase des Friedens. Schliesslich verlor er 1853 Ruf und Ehre im Krimkrieg.

**Alexander II. (1855–1881)
«Der Befreier»**

Er war der feinfühligste und attraktivste der Romanows. Er schaffte die Leibeigenschaft ab, was ihn beim Volk sehr beliebt machte. Er weckte Erwartungen, die er nicht erfüllen konnte. Es regte sich radikaler Widerstand, dem er schliesslich zum Opfer fiel.

**Alexander III. (1881–1894)
«Der Koloss»**

„Der Koloss“ Gebaut wie ein Kleiderschrank. Er zog die Lehre aus der Reformpolitik und der Ermordung seines Vaters und etablierte wieder ein straffes, strenges Regime. Er gründete die Geheimpolizei Ochrana. Er trägt den Beinamen „der Friedensstifter“, weil Russland in seiner Amtszeit keine Kriege führte.

**Nikolaus II. (1894–1917)**

Mit ihm endet die Romanow-Dynastie. Er führte Russland in den Ersten Weltkrieg. Im Zuge der Februar-Revolution 1917 wurde er zur Abdankung gezwungen. Er wurde samt Familie im Sommer 1918 von den Bolschewiki exekutiert. Seit 2000 wird er von der Russisch-Orthodoxen Kirche als Heiliger verehrt.

Tragödie zu überleben.

Putin jedenfalls spricht mit Verachtung über den letzten Romanow. Neben Gorbatschow, der die Sowjetunion aufgelöst hat, bezeichnet er Nikolaus II. als die schwächste Figur der russischen Geschichte. Welche Lehre hat er aus dem Untergang der Romanows gezogen?

Die wichtigste lautet: «Wer Schwäche zeigt, geht unter.» Ein russischer Herrscher muss Furcht einflössen. Das Zarentum der Romanows war immer ein Militärregime. Von jedem guten russischen Herrscher wird erwartet, dass er Russlands internationalen Ruhm mehrt. Dafür braucht er eine schlagkräftige Armee. Putins Lieblingszar, der reaktionäre Alexander III., genannt «der Koloss», hatte nach Abschaffung der Leibeigenschaft die Macht des Zaren restauriert. Er sagte: «Ich brauche bloss zwei Verbündete, die Armee und meine Marine.» Putin zitiert den Satz gerne.

Putins familiäre Wurzeln reichen ins Umfeld der Zarenfamilie zurück. Sein Grossvater Spiridon war Koch für Rasputin, später auch für Lenin und Stalin. Ist dies wichtig für Putins Selbstverständnis?

Das ist eine erstaunliche Geschichte. Man könnte meinen, sie sei erfunden, aber sie ist wahr. Jener Moment, als 1999 ein kleiner Zirkel nach einer passenden Führungsfigur suchte, der die Macht von Boris Jelzin übernehmen konnte, erinnert an die Wahl Michaels I. zum ersten Romanow-Zaren im Jahr 1613. Vielleicht hat die Füh-

rungsriege realisiert, dass es in Putins Vergangenheit einen, wenn auch bescheidenen Bezug zum Zarenreich gab. Vielleicht gab die Rolle seines Grossvaters Putin das Gefühl, in der langen Tradition der russischen Geschichte zu stehen.

Welche Parallelen zwischen der Romanow-Dynastie und der Präsidentschaft Putins sehen Sie?

Der totale Glaube an sich selbst, dass er allein Russland retten kann. Putin ist überzeugt, dass er das moderne Russland nur durch eine nationalistische Autokratie orthodoxen Glaubens retten kann. Er hat sie ausgebaut und gestärkt.

Mit Donald Trump steht nun ein Mann an Amerikas Spitze, der ebenfalls autoritäre Züge

zeigt. Werden Putin und Trump zusammen auskommen?

Trump ist ein amerikanischer Mächtiger. Meine Prognose lautet: Zuerst kommt es zu einer wilden Romanze. Die beiden werden versuchen, ein Abkommen zu schliessen, eine Art Jalta II, in dem sie die Welt in Einflusszonen teilen. Aber schliesslich werden sich die beiden in die Haare geraten. Der Streit zwischen diesen zwei machohaften, hyperempfindlichen Charakteren könnte desaströs enden. Trump, der sein ganzes Leben in Queens und Manhattan verbracht und mit Luxushotels geschäftet hat, hat keine Vorstellung von der Härte der russischen Herrschaft.

Bisher spielt Putin im Machtpoker seine Karten meisterhaft.

Seit Stalin war Russland nie mehr so domi-

nant wie heute. Gleichzeitig fühlt sich Putin, wie alle Romanows, sehr verletztlich. Wachsamkeit ist sein oberstes Gebot.

Seine persönliche Garde zählt 400 000 Mitglieder.

Die grösste Furcht eines russischen Herrschers ist, von der Strasse oder von Leuten aus seinem Umfeld gestürzt zu werden. Eine solche Revolte ist heute unwahrscheinlich. Ich denke, Putin könnte dreissig Jahre an der Macht bleiben.

Vor welcher Gefahr muss sich Putin am meisten in Acht nehmen?

Wenn er zu alt und zu starr wird, um riskante aussenpolitische Manöver erfolgreich durchzuführen, könnte etwas schiefgehen, wie 1853, als der alternde Nikolaus I. auf der Krim ins Fiasko ritt. Die grösste Gefahr für Putin ist jedoch Russlands wirtschaftliche Schwäche. Putins Militärfeldzüge sind in gewisser Weise ein Bluff. Die Wirtschaft ist erstarrt, die Russen sind zu abhängig von Öl und Gas. Es gibt keine Reformen. Und es gibt kein klares Konzept von Privatbesitz. So kann kein Geschäft florieren. Letztendlich holen solche Schwächen einen Herrscher ein. So erging es den Romanows. So passierte es mit der Sowjetunion. Und so könnte es auch dem neuen Russland geschehen.



Simon Sebag Montefiore:
Die Romanows. S. Fischer.
1032 S., Fr. 48.90

Montefiore (51) ist britischer Journalist, Russlandkenner und Romancier. Seine Werke sind mehrfach preisgekrönt.

Sex ohne Liebe

Es gibt Lebenssituationen, in denen eine Frau keinen Mann braucht. Aber das Eine wäre trotzdem nett. Nur, wie bleibt man dabei cool?

Von Claudia Schumacher und Lena Kunstmann (Illustrationen)

Egal, ob man jung ist und sich noch findet, eine längere Beziehung hinter sich hat und sich wiederfinden muss oder ob man sowieso nur mit dem Job verheiratet ist: Es gibt Zeiten im Leben einer Frau, in denen es theoretisch Sinn macht, einfach mal Junggesellin (neudeutsch: Bättschlorett) zu bleiben, anstatt einen Partner zu suchen, für den die Zeit fehlt oder der einem unerwünscht bei der gerade sehr offenen Frage reinredet, wie man eigentlich leben will. Man hat also keine Lust auf etwas Festes. Aber Lust hat man schon. Damit Sie bekommen, was Sie wollen, ohne in zwei Wochen mit einem Becher Eiscreme heulend auf der Couch zu liegen oder sich strafbar zu machen, weil Sie wie eine Suchtkranke jemanden stalken, der Sie nicht zur festen Freundin will, haben wir einen Ratgeber zusammengestellt.

Den richtigen Falschen finden — Es gibt zwei Arten von Sex ohne Liebe: den ONS (One-Night-Stand) und die «Freundschaft plus». Die Aneinanderreihung von ONS mag ein gangbarer Weg für Männer sein, für viele Frauen ist er es jedoch nicht. Denn der ONS ist derart unverbindlich, dass oft nur der bequeme Mann seinen Spass hat, und dann ist er über alle Berge, und es ist ihm auch gleich, was Sie von ihm denken. Gerade wenn es Ihnen nicht leichtfällt, einen Orgasmus zu haben, sollten Sie den ONS nur in Betracht ziehen, wenn Sie vorher über eine gesicherte Quelle wissen, dass der Mann gut im Bett ist und auch bei einem ONS gewillt, sich ein wenig Mühe zu geben.

Die angeblich sexuell befriedigendere Option heisst «Freundschaft plus» und ist gerade gross in Mode, heisst: Jeder kennt zumindest jemanden, bei dem das funktioniert. Das Ganze ist

Flirten Sie im Freundeskreis herum, um zu sehen, ob da einer geneigt wäre.

emotional aber auch heikel. Bei diesem Modell schlafen Sie regelmässig mit einem Mann, den Sie gut riechen können, vermeiden aber, mehr daraus werden zu lassen. Der Vorteil: Er kann lernen, auf Sie einzugehen.

Für einen ONS sollten Sie Freunde von Freunden wählen, aber niemanden, dem Sie im Alltag häufig begegnen. Die Auswahlkriterien für eine Freundschaft plus sind etwas komplizierter, aber nicht viel: Schliesslich suchen Sie hier nicht den Richtigen, sondern nur Ihren richtigen



Hündchen statt Löffelchen.

Falschen. Der richtige Falsche zeichnet sich dadurch aus, dass Sie sich sexuell zu ihm hingezogen fühlen, ihn sympathisch finden, aber weil er idealerweise mit vierzig noch eine Karriere als Rockstar anstrebt oder die Hauptstadt von Frankreich nicht kennt, können Sie sich mit ihm keine Beziehung vorstellen. Finger weg von Arbeitskollegen, das gibt nur Ärger. Flirten Sie im Freundeskreis herum, um zu sehen, ob da einer geneigt wäre. Nach Möglichkeit die Ex-Männer von Freundinnen vermeiden sowie Kandidaten, die ernsthaft in Sie verliebt sind. Hilfreich können auch unkomplizierte Dating-Apps wie Tinder sein, die Ihnen Männer in der Umgebung anzeigen, von denen viele das Gleiche suchen wie Sie.

Bindungshormone austricksen — Glückwunsch, Sie haben jemanden fürs Bett gefunden! Nun stehen Sie vor zwei Herausforderungen, wobei die erste kleiner ist als die zweite. Die erste: Führen Sie ein klärendes Gespräch, um sicherzugehen, dass Ihr Gegenüber keine anderen Erwartungen hat. Dieses Gespräch sollte idealerweise stattfinden, bevor es zum Äussersten kommt, also zum Beispiel, nachdem Sie sich geküsst haben. Und da wären wir auch schon bei Ihrem eigentlichen Problem, nämlich dem Feind, den es zu besiegen gilt und der da heisst: Oxytocin. Dieses Bindungshormon wird bei Ihnen ausgeschüttet, wenn Sie kuscheln, küssen und, in einer höheren Dosierung, wenn Sie einen Orgasmus haben. Stellen Sie sich Oxytocin in diesem Zusammenhang einfach als eine unerwünschte rosarote Brille vor, die Ihnen ihr Körper aufsetzt. Das trickreiche Hormon sorgt dafür,

dass sich viele Frauen gleich nach dem ersten Mal verlieben und sich mit Sex ohne Liebe generell schwerer tun als Männer. Oxytocin ist der Feind aller Betreiber von Bordellen für Frauen, einer Berufsgruppe, die seit je grandios scheitert. Um die Wirkung von Oxytocin auf Ihr Herz zu minimieren: Wählen Sie Sexstellungen, bei denen Sie sich nicht ständig so pärchenmässig in die Augen schauen müssen. Da wäre zum Beispiel das Hündchen, bei dem es auch nicht verschmust zugeht wie beim Löffelchen. Und halten Sie das Küssen und Kuscheln auf einem für beide erträglichen Minimum. Überhaupt: Belassen Sie es beim Sex. Etwas zusammen essen und sich ein bisschen unterhalten ist natürlich okay. Aber starten Sie keine Pärchenaktivitäten wie Kinobesuche, Städtereisen oder – bewahre! – Elternbesuche. Wenn es sich logistisch einrichten lässt, sollten Sie nicht einmal beieinander übernachten.

Die Freiheit geniessen — Sie sagen also gute Nacht, stellen den Mann vor Ihre Tür und fallen tiefenentspannt ins Bett, ohne am nächsten Morgen jemandem Frühstück servieren zu müssen – ist das nicht schön? Geniessen Sie die Freiheit, die Ihre Ungebundenheit bedeutet, denn darum geht es doch, nicht? Sex mit jemandem, bei dem Ihnen Ihre Problemzonen egal sind und bei dem Sie auch Dinge ausprobieren, für die Sie vielleicht zu verklemmt sind, sobald Sie sich verlieben. Experimentieren Sie herum, richten Sie Ihre Freundschaft plus auf den maximalen Lustgewinn aus. Womöglich lernen Sie sich selbst auf diese Weise noch einmal neu kennen. Eine Freundschaft plus heisst auch, dass Sie nicht immer springen müssen, wenn der Mann Sie spätabends anruft oder Ihnen eine SMS schickt für das spontane Vergnügen in der Horizontalen. Falls Sie eine echte Freundin plus sind, also eine unkomplizierte Frau fürs Bett, sind Sie immer noch eine Rarität und für den Mann ein Luxus. Er wird nicht so schnell abspringen.

Wenn Sie sich allerdings plötzlich fragen, ob er noch andere Frauen trifft und ob er Sie wohl



Maximalen Lustgewinn anstreben.



Keine Pärchenaktivitäten.

in dem neuen Kleid schön finden wird und was Sie ihm zum Geburtstag schenken könnten: Dann läuft langsam, aber sicher etwas schief. Ein weiteres Zeichen dafür ist Eifersucht. Sie sollten damit umgehen können, dass Sex ohne Liebe nun mal nichts Exklusives ist. Wenn Sie das bedrückt, fragen Sie sich: Passt Ihnen das Modell nicht? Oder haben Sie sich in den Mann verliebt? Wenn Sie Frage eins bejahen, beenden Sie Ihre Bettgeschichte. Im zweiten Fall: Bloss nicht abwarten, dass er sich auch ver-

Bloss nicht abwarten, dass er sich auch verliebt. Das wird womöglich nie passieren.

liebt. Das wird womöglich nie passieren. Gestehen Sie ihm Ihre Gefühle. Dann probieren Sie es entweder richtig miteinander – oder Sie ziehen einen Schlussstrich, bevor Sie in ein sexuelles Ausbeutungsverhältnis schlittern.

Nicht schwanger werden — Beim Sex ohne Liebe ist es eine Frage der Höflichkeit, keine Kinder daraus hervorgehen zu lassen (es sei denn, das ist beiderseits der erklärte Zweck). Sie können weder bei einem ONS noch bei einer Freundschaft plus wissen, wie viele Geschlechtspartner Ihr Gegenüber hat. Daher sollte die Frau verhüten und aus gesundheitlichen Gründen auch zusätzlich der Mann mit Kondom.

Bei diesem Punkt dürfen sich Frauen, welche aufgrund einer Mischung aus Kinderwunsch und Torschlusspanik gerade zu geistigen Kurzschlüssen neigen, besonders angesprochen fühlen. Bei akutem Babywunsch empfiehlt sich das Beenden der Freundschaft plus und die Suche nach dem Richtigen oder dem nächsten Kinderwunschzentrum. Was ja eigentlich auch prima ist! Dann wissen Sie jetzt zumindest, was Sie wollen. Die meisten Freundschaften plus sind ohnehin ein Arrangement auf Zeit. Geniessen Sie es, solange es dauert!

Intellektuelle

Fehlgeleitete Gefühle

Der bekannte Zürcher Gelehrte Georg Kohler attestiert seiner Aversion gegen das Wort «Heimat» philosophische Gründe.

Von Maurus Federspiel

Der Philosophieprofessor Georg Kohler hasst «Heimat», das Wort, nicht die Sache». Das schreibt er in der Dezemberausgabe der Wissenschaftszeitschrift *UZH-Magazin* der Universität Zürich. Bereitet ihm also der Klang der Vokabel Unbehagen? Aber wie kann man sich daran stören – an dem geheimnisvollen H, dem bergenden Umlaut ei, der tröstlichen Silbe ma und dem begrenzenden End-t? Ist es denn nicht ein schöner, warmer Ausdruck?

Woran Kohler sich tatsächlich stösst, ist die Verwendung des Wortes. Die Verwendung durch diejenigen, die er dazu nicht befugt sieht. Es ist also genau genommen eben doch die Sache, die ihm nicht passt: «Heimat» scheint ihm falsch verstanden. Folglich versucht er sich an einer philosophisch-poetischen Neudefinition des Begriffs.

Er stellt eine durchaus interessante Vermutung auf: «Könnte es sein», fragt er, «dass Heimat (die Sache noch mehr als der Begriff) mit einer ursprünglichen, nicht wiedergutzumachenden Enttäuschung verknüpft ist; mit der Enttäuschung, überhaupt auf diese Welt gekommen, gestürzt zu sein?» Ja, muss man einräumen, könnte sein. Oder so ähnlich. Oder auch nicht. Es ist eben – eine Hypothese (eine «psychoanalytische, verdächtig freudianische», wie Kohler sie in rhetorisch geschickter Selbstkritik nennt), eine Möglichkeit.

Der emeritierte Professor für politische Philosophie macht aber aus dieser Hypothese per Zeilenumbruch flugs ein verbindliches moralisches Axiom – das er, ohne zu zögern, auch gleich als politisches Richtmass einzusetzen weiss. Natürlich ist das Resultat dabei etwas voraussehbar: Wer diese Einsicht – die Einsicht also, dass der Heimatwunsch sich eigentlich auf die «uterale Geborgenheit des Mutterleibs» beziehe – nicht «in Weisheit ertragen» kann, der gehört für ihn zu jenen, die meinen, «die Anderen, die Fremden, die Feinde» seien schuld «an unserer stets prekären Existenz»; wer den Begriff nicht in seinem Sinn verwendet, der verwende ihn als «Kampfbegriff, als

Kategorie, die die Guten von den Schlechten trennt», und das muss ein «Eidgenosse» sein (hier missbilligend zu verstehen). Und schon stellt Kohler auch (ohne lästige kausale Verknüpfung) eine zweckdienliche Assoziation zu «aktuellen Pegida-Parolen» und «Balladen rechtsextremer Rockbands» her, alles versammelt um ein «versuchtes Wort».

Geld und Gesetz

Eine Heimat zu haben, das bedeutet doch, in einem Liebesverhältnis zu einem Ort zu stehen, zu dessen Geschichte, wie sie wissen-

schaftlich oder legendarisch überliefert ist, zu seinen Gebräuchen und Brauchtümern, zu dessen Gemeinschaft. Dieses Liebesverhältnis kann selbstverständlich auch ein gebrochenes sein, es kann sogar zu einer Hassliebe ausarten, aber auch das bezeugt die – bereichernde oder belastende – Bindung an diesen Ort: Man bewahrt die Heimat in ihren Gegebenheiten, sorgt kritisch für Veränderungen, verteidigt sie aber auch.

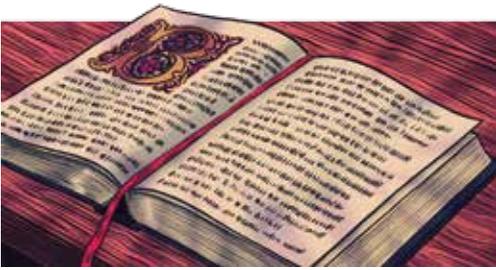
Wofür plädiert Kohler nun indirekt, indem er den Begriff der Heimat



«Kampfbegriff»: Georg Kohler.

dekonstruiert und den «Heimatwunsch» psychologisierend zu einem unreifen «Geburtsrest» macht? Offenbar dafür, dass jedermann das Fremdsein als Grundwahrheit zu akzeptieren habe. Oder umgekehrt: dass man jedes Heimatgefühl als fehlgeleitetes preisgeben müsse – womit dann allmählich auch die Heimat selbst aufgelöst würde.

Wer keine Heimat hat, kann sie auch nicht lieben. Was bleibt dem Nichtliebenden dann anderes als Zwecke und Vorgänge? Was anderes als der wirtschaftliche «Standort», die unterschiedslose Unterwerfung des heimatlosen Bürgers unter Arbeit und Konsum (also Geld) und staatliche Organisation und Bewachung (also Gesetz)? Ist es dieser egalitäre Materialismus, der Kohler vorschwebt? Eine bedenklich geistlose gesellschaftliche Utopie für einen Geisteswissenschaftler. Leider sind wir ihr schon ziemlich nah; muss sie wirklich restlos verwirklicht werden? ○



Die Bibel Reformation

Von Peter Ruch

Da sprach Chilkija, der Hohepriester, zu Schafan, dem Schreiber: Ich habe das Buch der Weisung im Haus des Herrn gefunden. Und Chilkija gab Schafan das Buch, und der las es.» (2. Könige 22,8)

Reformationen kommen schon in der Bibel vor. Am Beispiel der josianischen Reform lässt sich gut beobachten, was eine Reformation ist. Der König Josia schickte seinen Schreiber Schafan zum Priester, um die Kollekten, die gesammelt worden waren, einzunehmen. Mit dem Geld sollte der Tempel renoviert werden. Nebenbei überreichte der Priester Schafan ein Buch, das er im Tempel gefunden hatte. Schafan las es dem König vor. Der bemerkte mit Schrecken, dass dieses alte Buch den Willen Gottes kundtat, und dass sie alle diesen Willen seit langem missachtet hatten. Er konsultierte Propheten und Priester. Schliesslich liess das ganze Volk seine Gottesbeziehung erneuern. Kultfiguren wurden aus dem Tempel geworfen und verbrannt. Das war 622 vor Christus.

Aber die wahre Erneuerung war etwas anderes, nämlich eine neue Geisteshaltung. Der Impuls kam aus der Heiligen Schrift und erforderte zuerst eine stille Konzentration – wie bei Zwingli und Luther. Ohne Konzentration und Vertiefung gibt's keine Reformation. Machbar ist sie ohnehin nicht.

Margot Käsmann, Botschafterin der Evangelischen Kirche in Deutschland für das Reformationsjubiläum, sagte im NZZ-Interview, an dem auch der Grossmünsterpfarrer Christoph Sigrist teilnahm: «Was kann Reformation heute bedeuten, wenn nicht den Dialog mit den Muslimen?» – Das ist natürlich blanker Unsinn. Leider widersprach Sigrist nicht. Den Dialog mit den Muslimen in Ehren, aber Reformation ist etwas anderes, nämlich zuerst ein Rückzug auf die Sache und dann ein inneres Müssen. Das tut weh. Deshalb zerriss der König Josia sein Kleid, ein Zeichen von Trauer und Not. Sollte sich das Reformationsjubiläum 2017 in Blabla erschöpfen, so würde das den evangelischen Kirchen schlecht bekommen.

Peter Ruch, Theologe, war vor seiner Pensionierung reformierter Pfarrer in Küsnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Kultur

Ein Syrer im Westen

«Von Aleppo nach Paris»: Der Reisebericht des jungen Christen Hanna Diyab ist ein 300 Jahre unentdeckt gebliebenes kulturhistorisches Juwel. Von Oliver vom Hove

Vor unseren Augen wird gerade eine ganze Stadt in Schutt und Asche gelegt. Unaufhörlich werfen Bomber ihre zerstörerische Fracht über Häusern, Schulen, Spitälern ab und löschen immer mehr Leben in der vom Bürgerkrieg geschüttelten Metropole aus. Diese zivilisatorische Tragödie trifft Aleppo, die zweitgrösste Stadt Syriens, die seit der Antike als Handelszentrum Weltgeltung hatte und jahrhundertlang dank religiöser Toleranz als eine der wohlhabendsten und friedlichsten Städte des Nahen Ostens geschätzt wurde.

Aus ebendiesem Aleppo machte sich vor mehr als 300 Jahren ein junger Christ auf, um in einem Kloster nahe Tripolis als Novize dem Mönchsorden beizutreten. Doch die strengen Gehorsamsregeln missfielen ihm bald, und er kehrte nach Aleppo zurück. Dort entdeckte 1707 ein französischer Reisender die Sprachkenntnisse des kaum Zwanzigjährigen, der Hanna Diyab hiess und neben Arabisch auch Türkisch, Französisch, Provenzalisch und Italienisch sprach. Der wissbegierige Sohn eines maronitischen Händlers hatte sich im heimatlichen Basar in Gesprächen mit europäischen Kaufleuten sprachkundig gemacht.

Staunen in Paris

Solch einen Dolmetscher konnte Paul Lucas, ein Gesandter Ludwigs XIV. im Orient, für seine Rückreise nach Frankreich gut gebrauchen. Der Franzose war auf der Suche nach alten Handschriften, Münzen und Edelsteinen, in deren Besitz er auf mehr oder weniger legale Weise für den Hof des Sonnenkönigs zu kommen suchte.

Im Frühjahr 1707 schifften sich die beiden ein und landeten zunächst in Zypern, wo der junge Aleppiner zum ersten Mal eine Schweinezucht sah und von der Verfolgung der maronitischen Christen erfuhr. Von Larnaka ging es weiter nach Alexandria und Kairo. In Ägypten bestaunten sie die Obelisken und schmuggelten auf anrühige Weise eine Mumie ausser Landes. Vor Libyen gerieten sie in Seenot und verhungerten, kaum gerettet, beinahe in der Wüste. Nur mit Datteln konnten sie ihre Mägen füllen.

In Tunis liefen dem Orientalisten Paul Lucas, der wohl eine Art Naturheiler war, zahlreiche Kranke der Stadt zu, und die Heilkünste des Franzosen verschafften dem Gespann hohes Ansehen. Für den «Sultan von Frankreich», wie Hanna Diyab den Sonnenkönig nannte, sammelten sie Wüstenspringmäuse ein und

nahmen sie in Holzkäfigen mit, um sie in Versailles vorzuführen.

Woher wir das alles wissen? Der Franzose Jérôme Lentin stiess durch Zufall in Rom auf Hanna Diyabs handschriftlich verfassten Reisebericht, der 1928 aus Aleppo in den Besitz der Vatikanischen Bibliothek gelangt war. Vor drei Jahren veröffentlichte Lentin ihn in französischer Übersetzung. Als bibliophile Kostbarkeit gelangt er nun 2016 in Gennaro Ghirardellis Übertragung aus dem Französischen unter Berücksichtigung des arabischen Originals in die Hände deutschsprachiger Leser. Er ist dank der

«Ich sah Frauen in den Geschäften, die verkauften und kauften, als ob sie Männer wären.»

unverstellten Beobachtungsgabe des Verfassers ein Juwel der Anschaulichkeit und zudem ein kulturhistorischer Glücksfall, da sich aus den köstlichen einzelnen Wahrnehmungen eines jungen arabischen Christen im Westen ein besonders origineller Beitrag zum Verständnis von Orient und Okzident zusammenfügt.

Vorerst freilich mussten die beiden Reisenden erst im Okzident ankommen. Von Korsika aus setzten sie auf die apenninische Halbinsel über und fielen unterwegs prompt unter die



Prunkstücke: «Ali Baba und die vierzig Räuber.»



«Ich glaubte zu träumen»: Ludwig XIV. empfängt den persischen Botschafter im Spiegelsaal von Versailles, 1715.

Seeräuber. In Livorno angekommen, konnten sie dank des Ansehens von Paul Lucas den Korsaren einen Grossteil des geraubten Guts wieder abjagen.

Und Hanna Diyabs Verblüffung wächst. In orientalischer Ehrerbietung wendet er sich an den Leser: «Von diesem Tag an erging sich Euer ergebenster Diener in den Strassen der Stadt und staunte über Dinge, die er nie zuvor gesehen hatte. Es war die erste Stadt in Christenland, die ich betreten hatte. Ich sah Frauen in den Geschäften, die verkauften und kauften, als ob sie Männer wären. Sie schlenderten unbedeckt, mit unverschleierten Gesichtern in den Strassen umher. Ich glaubte zu träumen.»

Aus dem Staunen kommt Diyab auch in der französischen Hauptstadt nicht heraus. Über Marseille und das Rhonetal sind Herr und Diener im Februar 1709 abends endlich an den Stadtrand von Paris gelangt. «Von ihrer Ausdehnung und unermesslichen Grösse» zeigt sich der junge Syrer überwältigt: «Als wir uns näherten, sah ich eine grosse Fläche, die sich, so weit das Auge reichte, vor mit erstreckt. Dieser riesige Raum war mit Lichtern wie von Kerzen übersät. [...] Wir betraten die Stadt und gingen durch die Gassen und durch grosse und breite Strassen. Man kann die Häuser nicht zählen, so viele sind es!» Die Strassenlaternen, stellt er begeistert fest, «sind auf Kosten der Stadt erstellt worden. Die Kerzen werden den Bewohnern

des Viertels gestellt, damit sie sie an ihrem Ort anzünden.»

Hell erleuchtet war auch das neuerrichtete Schloss von Versailles, wo Diyab beim König Ludwig XIV. und seinen Ministern Audienz erhielt und sich tagelang unter den Hofstaat mischen durfte. Die mitgebrachten Wüstenspringmäuse erfüllten allseits ihren aufsehenerregenden Zweck.

In Paris wohnt Diyab einer Prozession des Erzbischofs bei und wundert sich über den mitgeführten Baldachin, in den offenbar unbedacht eine erbeutete muslimische Standarte eingenäht worden war. «Allah ist gross», entziffert der Syrer die arabischen Schriftzeichen über dem Haupt des katholischen Kirchenfürsten, der ahnungslos unter dem Symbol des christlichen Himmels wandelt, aus dem das fremde Stoffstück hervorblitzte.»

Unerschöpfliche Erzählfreude

Unerwartete Früchte trug vor allem Diyabs Begegnung mit Antoine Galland. Der Orientalist gab ab 1704 unter dem Titel «Tausendundeine Nacht» eine Sammlung arabischer Märchen heraus, die noch unvollständig war. «Dieser Mann suchte meine Hilfe zu einigen Punkten, die er nicht verstand und die ich ihm erklärte», schreibt Diyab schlicht in seinem Reisebericht. «Es fehlten im Buch, das er übersetzte, einige Nächte, und ich erzählte ihm daher die Ge-

schichten, die ich kannte.» Der Leser reibt sich die Augen über so viel Bescheidenheit, denn immerhin schenkte Diyab dem Herausgeber vierzehn Geschichten, darunter die beliebtesten: «Aladin und die Wunderlampe», «Ali Baba und die vierzig Räuber» oder «Das Ebenholzpferd». Sie wurden die Prunkstücke des grossen Märchenepos, in dem die mit dem Tod bedrohte Scheherazade in tausendundein Erzähl Nächten den zu allem entschlossenen Herrscher mit Geschichten umzustimmen sucht.

«Ich bin ein Mann, der seinen Weg selbst bestimmt», bekannte der junge Hanna Diyab am Beginn der Reise, von der er 1714 ins heimatliche Aleppo zurückkehrte. Dort wurde er ein wohlbestellter Tuchhändler und schrieb seinen so farbenprächtigen Bericht erst 1764 als alter Mann nieder. Der Rückblick, der so lange unentdeckt blieb, erweckt dank der unerschöpflichen Erzählfreude des Autors ein Kulturbild zu wunderschön klarem Leben, in dem sich Orient und Okzident durch Neugier und Vorurteilsfreiheit noch fruchtbar ergänzten.



Hanna Diyab: Von Aleppo nach Paris. Die Reise eines jungen Syrers bis an den Hof Ludwigs XIV. Übersetzt von Gennaro Ghirardelli. Die Andere Bibliothek. 489 S., Fr. 55.–.

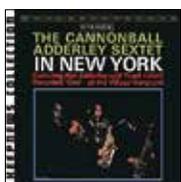
Cannonballs grösstes Feuerwerk

Von Peter Rüedi

Ein Klassiker ist, was Junge langweilig finden, bevor sie es überhaupt zur Kenntnis nehmen. Und was sonst alle zu kennen glauben, in Wahrheit aber längst vergessen haben. Einem Klassiker hinter der Patina seiner Bedeutung und Bekanntheit die Brisanz der ersten Stunde neu zu entdecken, ist eine ebenso lohnende wie schwierige Aufgabe, handle es sich nun um Literatur, bildende Kunst oder Musik.

Im Fall von Julian Cannonball Adderley, zweifellos ein Klassiker des Jazz, fällt solche Überzeugungsarbeit freilich leicht. Zumal, wenn es sich um die inspirierteste Formation seiner Laufbahn handelt: das Sextett mit seinem Bruder Nat am Kornett und dem World-Music-Pionier Yusef Lateef an Tenor-Oboe und Flöte als Drittem in der *frontline*; und mit einer der explosivsten Rhythmusgruppen aller Zeiten im Rücken: Joe Zawinul am Piano, Sam Jones am Bass und Louis Hayes am Schlagzeug. Jazz im brilliantesten Klartext, wie grosse Teile des sogenannten Hardbop tief im Blues und in der schwarzen Kirchenmusik wurzelnd, funky und sprühend vor Intensität und sich überschlagender Spielfreude – Musik, die (richtige Lautstärke vorausgesetzt) ohne Kommentar und Übersetzung geeignet ist, auch Angehörige der Hip-Hop-Generation von den Socken zu reissen. Adderley betrat die Szene 1955, als Charlie Parker starb.

Weil er auf dem Altsaxofon die gleiche Eindringlichkeit und Virtuosität, das gleiche Feuer entfachte wie sein grosses Vorbild, galt er bald als dessen Nachfolger. Der war er auch. Nicht der einzige zwar (Phil Woods, Charles McPherson, Jackie McLean waren andere Parker-Dauphins), aber zweifellos der mit der grössten Strahlkraft. Auf den vier CDs, Live-Aufnahmen aus New York, Los Angeles, San Francisco und von europäischen Festivals, wiederholt sich das Repertoire etwas. Nicht zum Schaden des Ganzen. Der grösste Hit der Band, Joe Zawinuls «Mercy, Mercy, Mercy», fehlt, aber sonst reiht sich Knüller an Knüller, bis sich der Meister in seinem rauchigen, sonoren Bariton im «Jazz Workshop» in San Francisco verabschiedet: «We have to close now. The law is here.»



Cannonball Adderley Sextet
with Joe Zawinul: Complete
1962 Live Performances.
4 CDs. Phono 870258

Frauenkraftwerke

Kristen Stewart, Natalie Portman und Isabelle Huppert dominieren drei Filme kraft ihrer überragenden Könnerschaft.

Von Wolfram Knorr

Maureen (Kristen Stewart) geht einem gespenstischen Gewerbe nach. Rastlos kurvt sie mit ihrem Motorroller durch Paris, von einem Luxustempel zum anderen – von Chanel über Prada bis Cartier –, um sündteure Kleider und Schmuck für ihre arrogante Arbeitgeberin, das Supermodel Kyra (Nora von Waldstätten), zu besorgen. Maureen ist ihre persönliche Einkäuferin. Nur einmal wagt sie, in einen der Designerstoffe zu schlüpfen, um auf der Haut zu spüren, in welcher anderen Geisterwelt sich ihre Arbeitgeberin bewegt.

Kyra bekommt sie kaum zu Gesicht, ihre Appartements sind meist leer, und ist sie mal präsent, will sie keine Störung. Schon gar nicht von ihrer Einkäuferin, die in nachlässigem Outfit und mit Stoizismus ihrer Tätigkeit nachgeht. Sie treibt ohnehin etwas anderes um: Ihr Zwillingbruder Lewis, kürzlich an einem Herzfehler gestorben, an dem auch sie leidet, hat mit ihr vereinbart, wer zuerst sterbe, werde dem anderen eine Nachricht aus dem Jenseits schicken. Maureen versteht sich als Medium und sucht bei jeder Gelegenheit den Kontakt – und gerät darüber an mysteriöse SMS.

Neue Muse

«Personal Shopper» von Olivier Assayas («Sils Maria»), der auch das Buch schrieb, ist eigentlich ein Spiritismus-Humbug. Assayas muss das wohl gehaut haben, weshalb er seine Jenseitsmär thrillerförmig anscharft. Aber auch das gerinnt zum Quatschauflauf. Dass «Personal Shopper» dennoch fasziniert, liegt einzig und alleine an Kristen Stewart, der offensichtlich neuen Muse des Regisseurs. Es gibt kaum eine Szene, in der sie nicht im Bild ist. Assayas' Kamera weicht nicht von ihr, «modelliert» sie mit sphinxhaften Zügen zur Rastlosen im geisterhaften Alltag. Wie sie, einer Libelle gleich, durch den Verkehr segelt und mit schlichter Eleganz, Schlabberpulli und strähnigem Haar aus ihrem umzäunten Dasein auszubrechen versucht, das entwickelt einen heftigen Sog. Aus der einstigen



Aufregend: Schauspielerinnen Huppert, Portman, Stewart (v.l.)

«Twilight»-Schmachterin ist eine selbstbestimmte Charaktermimin geworden. Marmor kühl und zugleich innerlich glühend, irrt sie durchs Labyrinth der Wirklichkeit. Kristen Stewart macht aus «Personal Shopper» ein furioses Einpersonen-Psychodrama.

Es ist nicht das einzige, in dem Frauen radikal auf sich gestellt sind. In Paul Verhoevens «Elle» ist es Isabelle Huppert (mit dem Golden Globe ausgezeichnet), die als knallharte Business-Dame selbst einen Vergewaltigungsfall ohne Polizei kaltblütig löst; und in Pablo Larraíns «Jackie» ist es Natalie Portman als Präsidentenwitwe, die, radikal aus ihrer Perspektive, die seelischen Folgen des Attentats auf John F. Kennedy verarbeiten muss. «Elle», eine schwarze Komödie, «Jackie», eine Art Biopic. Gemeinsam ist ihnen die Kühlkammer der Männlichkeit, aus der sie sich befreien.

Die eine rabiat («Elle»), die andere gefangen im Schauerspuk eines schrecklichen Schicksals. Jackie stemmt sich in einer Mischung aus kultivierter Steifheit und somnambuler Gebrechlichkeit gegen die präsidiale Umwelt. Schritt für Schritt befreit sie sich mit Hilfe der Erinnerung aus dem Korsett der Repräsentation. Isabelle Huppert aus «Elle» ist das radikale Gegenteil, ein auf hochhackigen Schuhen klackendes Triebwerk, das zur Königin der Nacht wird und Gift und Galle spuckt, um den männlichen Peiniger in die Knie zu zwingen. Beiden Filmen liegen, in diesem Punkt «Personal Shopper» ähnlich, nicht unbedingt schlüssige Skripts zugrunde. Eher ähneln sie anämischen Kopfgeburten, aber dank ihrer Heldinnen wurden daraus die aufregendsten Filme der Saison.

Rom brennt

Papst Franziskus sagt von sich, er werde womöglich als derjenige in die Geschichte eingehen, der die katholische Kirche gespalten hat. Ist es schon so weit? Von Alexander von Schönburg

Der deutsche Kardinal Gerhard Ludwig Müller hat einen undankbaren Job. Papst Franziskus revolutioniert mit Randbemerkungen die Kirche, Müller muss als Chef der Glaubenskongregation die Worte seines Chefs mit der Lehre der Kirche in Einklang bringen.

Im Falle des Papst-Schreibens «Amoris laetitia» vom April 2016, in dem eine völlig neue Sprache im Hinblick auf Menschen gewählt wird, die in sexuellen Verhältnissen leben, die nach katholischer Lesart «ungeordnet» sind, musste er das aufgeben. Nimmt man das Papier unter die Lupe, lässt es sich nicht mit dem Evangelium vereinbaren. Würde er – wie das vier evangeliumstreue Kardinäle, angeführt vom Amerikaner Raymond Burke, getan haben – Klarstellungen vom Papst verlangen, würde dies in einer Kirchenspaltung enden.

Wahrheit und Verfolgung

Wenn es Müller nicht gelingt, Burke zu einem taktischen Schweigen zu bringen, wird es in Rom zum Bruch kommen. Burke will notfalls Franziskus wie einst der Apostel Paulus dem Petrus in der Frage der Judenchristen «ins Angesicht» widerstehen, «weil er Tadel verdient» (vgl. Gal. 2, 11). Das US-Katholikenblatt *The Remnant* zitiert ihn so: «Wir müssen einfach weitermachen, um Klarheit in die Sache zu bringen.» Die in Rom von Papst-Vertrauten bereits offen ausgesprochene Drohung, dass er seine Kardinalswürde verlieren könnte, macht auf den 68-Jährigen wenig Eindruck. Burke: «Ich will mich bei der Verteidigung der Wahrheit nicht davon abhalten lassen, dass ich dafür irgendwie verfolgt werden könnte.»

Selbst unter Burkes Verbündeten gilt seine Vorgehensweise als unklug. «Man muss dankbar sein, dass die theologisch heiklen Passagen des Dokuments nicht explizit sind. Man darf den Papst nicht zu einer Klarstellung zwingen, im schlimmsten Fall treibt man ihn sonst in die Häresie», so ein Kirchenrechtler in der Glaubenskongregation, der angesichts der Stimmung im Hause nicht namentlich genannt werden will. Vor der Veröffentlichung von «Amoris laetitia» hatte die Glaubenskongregation eine Liste mit Korrekturvorschlägen an den Papst geschickt, kein einziger wurde berücksichtigt. Zuletzt ordnete der Papst – über den Kopf Kardinal Müllers hinweg – die Entfernung von drei Mitarbeitern aus der Glaubenskongregation an.

Um zu deeskalieren, hat Müller nun die Debatte um «Amoris laetitia» für beendet erklärt, das Papier stelle «keine Gefahr für den Glau-

ben» dar. Wenn man einen Brand nicht löschen kann, muss man ihn ersticken.

Worum es im Kern geht? Progressisten sagen: Die Zeiten haben sich geändert, die Beziehungsformen haben sich geändert, auch die Lehre der Kirche muss sich ändern. Die Mahner sagen: Auch in der Zeit Jesu und seiner Apostel standen deren Lehren quer zur zeitgenössischen Moral. Es gibt in den Evangelien keine Form der Sexualität ausserhalb der Ehe, die nicht entweder Unzucht oder Ehebruch genannt wird. Da gibt es keine «Einzelfallregelungen». Genau diese – sie sind in «Amoris laetitia» angedeutet – betrachten Konservative als Teil einer Step-by-step-Taktik, Sünde nicht mehr als solche zu benennen.

Jubel der Progressisten

Anfang Januar ist Roms Kardinalvikar Agostino Vallini, Stellvertreter von Papst Franziskus als Bischof von Rom, vorgeprescht. Im Bistum Rom dürfen ab sofort auch wiederverheiratete Geschiedene in Einzelfällen die Kommunion empfangen. Der Jubel der Progressisten währte kurz. Die römischen Richtlinien sehen nämlich vor, dass vor der Zulassung zur Kommunion Wiederverheirateter aufwendige Hausaufgaben anstehen: monatelange Annulationsverfahren, ständige pastorale Begleitung – und vor allem: Es wird von ihnen Reue verlangt. Wer

Sex ausserhalb einer rechtmässigen Ehe hat, muss bereit sein, das auch zu ändern. In ganz Europa wird aber seit Jahren praktisch jedem die Kommunion gespendet, der darum bittet. Die römischen Richtlinien schieben dieser Praxis einen Riegel vor.

Wie unterschiedlich «Amoris laetitia» ausgelegt werden kann, bewies wenige Tage später allerdings die Anweisung des Erzbischofs von Malta an die Seelsorger auf dem Inselstaat, jeder wiederverheiratete Geschiedene könne, wenn er «mit Gott im Reinen» sei, über den Kommunionempfang selber entscheiden.

Aus dem Anliegen des Papstes, dass Menschen sich nicht selbst exkommunizieren, sondern erkennen, dass es auch – ja gerade – für Sünder Platz in der Kirche gibt, ist massive Ratlosigkeit entstanden. Scheut sich Franziskus vor einer Klarstellung von «Amoris laetitia», oder will er sie nicht? Statt klärende Instanz zu sein, gibt er sich als stiller Betrachter, der beobachten will, wie sich die Seelsorgepraxis durch seine Anregungen entwickelt.

Liberalere vereinnahmten den Papst für sich. In seinem Buch «Der Name Gottes ist Barmherzigkeit» stehen schliesslich Sätze wie: «Die Kirche ist nicht auf der Welt, um zu verurteilen», aber ein paar Seiten später spricht er von dem Drama, «dass wir das Gefühl für die Sünde verloren» hätten und «unsere Sünde als unheilbar betrachten». Laxisten träumen von einer Kirche, die allen Lebensformen ihren Segen gibt. Und Franziskus? Der hat eine Leidenschaft für Sünder und will am Ende, dass sie ihr Leben radikal ändern.

Alexander von Schönburg ist Bestsellerautor («Weltgeschichte to go») und Mitglied der Chefredaktion von *Bild*.



«Gefühl für die Sünde»: Papst Franziskus.



Thiel

Tatwaffenverbot

Von Andreas Thiel

Grüner: Wir sollten Lastwagen verbieten. Das ist schon lange unser Anliegen.

Nationalist: Vielleicht genügt es, polnische Lastwagen zu verbieten?

Pazifist: Der Lastwagen ist doch nicht das Problem, sondern die Waffe, mit welcher der Lastwagenchauffeur überwältigt wurde. Wir müssen Waffen verbieten.

Nationalist: Die Tatwaffe war in der Schweiz registriert. Also gehören Waffen nicht hier, sondern in der Schweiz verboten.

Sozialist: Über die Schweiz können wir kein Waffenverbot verfügen. Dort bestimmt das Volk.

Nationalist: Dann gehört die Schweiz verboten.

Sozialist: Zumindest könnten wir die Schweiz aus der EU ausschliessen.

Nationalist: Die Schweiz ist doch gar nicht in der EU.

Sozialist: Das ist also das Problem. Weil die Schweiz nicht in der EU ist, können wir in der Schweiz keine Waffen verbieten. Wir müssen also die Schweiz in die EU zwangsaufnehmen, um weitere Anschläge verbieten zu können.

Nationalist: Wir könnten auch einfach verbieten, jemanden mit einer Waffe aus der Schweiz zu töten.

Konservativer: Töten ist doch generell verboten.

Sozialist: Ach! Dann hat der Täter also ein Gesetz gebrochen, welches bereits existiert?

Konservativer: So ist es.

Sozialist: Und welches Gesetz ist das?

Konservativer: «Du sollst nicht töten.»

Sozialist: Wo steht das?

Konservativer: In der Bibel.

Grüner: Religiöse Gesetze gelten hier nicht. Damit würden wir uns ja auf eine Stufe mit den Terroristen stellen. Wir sollten uns nicht an göttliche Gesetze halten, sondern an die Gebote der Vernunft. Und die sagt uns: Weitere Anschläge mit Lastwagen können nur ausgeschlossen werden, wenn wir Lastwagen verbieten.

Konservativer: Zumindest auf Weihnachtsmärkten.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

«High Class» am Schauspielhaus

Premiere in Zürich; Eröffnung der Elbphilharmonie in Hamburg; Neues von Alexander Pereira. Von Hildegard Schwaninger

An der Premiere von Anton Tschechows «Onkel Wanja» im Zürcher Schauspielhaus zeigte sich Aviel Cahn, der aus Zürich stammende Intendant der Vlaamse Opera in Antwerpen und Gent. Aviel Cahn wollte die Regisseurin Karin Henkel besuchen, die bei ihm 2018 erstmals eine Oper inszenieren wird. Cahn: «Sie hat sich bisher immer geweigert, Opernregie zu machen, ich konnte sie dafür gewinnen. Es wird eine russische Oper sein.» Welche, verrät er nicht.

Aviel Cahn führt die Vlaamse Opera seit 2009, mit nicht nachlassendem Schwung und stets innovativ. So hatte er die Idee, den oscar-gekrönten Schauspieler Christoph Waltz als Opernregisseur zu engagieren. Waltz machte den «Rosenkavalier», und als Nächstes wird er in Antwerpen seine zweite Opernregie führen, Verdis «Falstaff».

Interessant auch die Uraufführung, die im April bei Aviel Cahn ins Haus steht. «Infinite Now», ein Werk der israelischen Komponistin Chaya Czernowin (geb. 1957). Am Dirigentenpult der 1975 geborene Zürcher Titus Engel, der in Zürich das Literargymnasium Rämibühl absolvierte und dort das Schulorchester dirigierte. Regie führt der berühmte Luk Perceval.

Aviel Cahn wird immer wieder als potenzieller Nachfolger von Andreas Homoki ins Spiel gebracht – zurzeit wird das Gerücht gestreut, der Opernhaus-Intendant sei Favorit für die Bayerische Staatsoper in München (die NZZ am

Sonntag nennt als Gerüchteverbreiter «verschiedenste Szenen» und den «gutinformierten Kritiker des Münchner Merkurs»); Homokis Vertrag mit Zürich, der bis 2022 läuft, werde eventuell vorzeitig aufgelöst (wobei sich der Steuerzahler wundert, was Verträge wert sind, die sich so leichtfertig auflösen lassen). Aviel Cahn ist 42, ihm steht die Welt offen, es gibt – ausser Zürich – Berlin, New York, Mailand, Wien und viele andere Metropolen. Könnte sein, dass uns der umtriebige Zürcher, der studierter Jurist und Sänger ist, noch alle überrascht.

Die Schauspielhaus-Premieren sind nach wie vor gesellschaftliche Top-Anlässe. Im Publikum mehr Dreissig-plus- als Fünfzig-plus-Leute. Alle kommen in Streetwear. Wer da noch im Prada-Deux-Pièces aufkreuzt, kommt sich hoffnungsvoll altmodisch vor. Die Premiere von «Onkel Wanja» war grossartig. Das Stück regt zum Nachdenken an über die alle Menschen umtreibende Frage: «Wie kann ich meinem Leben einen Sinn geben?» Die Schauspieler Sigggi Schwientek (Titelheld), Gottfried Breitfuss, Lena Schwarz, Carolin Conrad, Nikola Weisse, Markus Scheumann, Alexander Maria Schmidt und Musiker Alain Croubalian mischten sich unters Premierenfeier-Volk, später spielte die hauseigene Band.

Zurzeit ist eine High-class-Schauspielerin in der Stadt: Sunnyi Melles, die zum Ensemble des Wiener Burgtheaters gehört und – als Ehe-



Fast verliebt

Seestrasse 18

Von Claudia Schumacher

Selten habe ich mich so gefreut, die Treppen unseres Wohnhauses hochzugehen, wie an dem Sonntag, als Herr Bruno Steiner sichtlich verlegen und mit zwei Stück Mohnkuchen in der Hand vor Frau

Regula Niedermayers Wohnung stand, aus der «O mio babbino caro» von Montserrat Caballé ertönte. Herr Steiner hatte das verbliebene Haar mit Gel sorgsam nach hinten gekämmt – und er klingelte. Endlich!

Frau Niedermayer, unsere 72-jährige Nachbarin, war eigentlich kein Kind von Traurigkeit. Nicht nur, weil sie spontan Nachbarn auf einen Kaffee zu sich lud, laut ihre Opernarien hörte und dabei ein Cailler-Branchli nach dem anderen verdrückte (wodurch sie mit den Jahren selber einer Operndiva alter Schule glich). Nein, um ihre Lebenslust zu illustrieren, konnte Frau Niedermayer vor allem ihre Jugend vorweisen: Als Tänzerin hatte sie in Las Vegas gearbeitet, mitunter sass sie zu Beginn der Show in einem riesigen Champagnerglas, ihre Beine: ein Traum. Wer das nicht glaubt, kann Frau Niedermayer in der Seestrasse 18 besuchen, wo sie gerne die alten Bilder zeigt.



Überraschung? Intendant Cahn.



In Zürich: Schauspielerin Melles.



Wiener Establishment: Lieben-Seutter.

frau eines österreichischen Prinzen – zur Kerntruppe des Salzburger-Festspiele-Etablissements. Sie spielt, neben den Top-Schauspielerinnen Friederike Wagner, Miriam Maertens et cetera, in «Madame de Sade», dem Stück des japanischen Dichters Yukio Mishima (1925–1970), inszeniert von Alvis Hermanis, dem Regiestar aus Riga. Premiere ist am 2. Februar.

Diskutiert wurde an der Premierenfeier das heisseste Thema der Pfauenbühne. Wer wird Nachfolger von Barbara Frey, deren Intendantensessel 2020 frei wird? Noch werden keine Namen gehandelt. Barbara Frey inszeniert zurzeit in Wien.

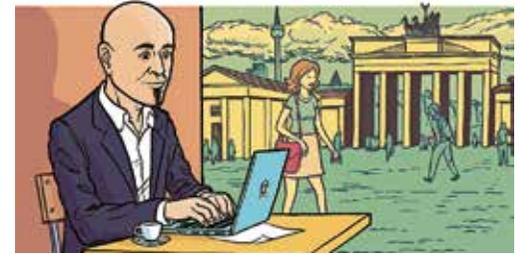
Mit Spannung verfolgte man die Eröffnung der Elbphilharmonie in Hamburg. Dort wirkt als Generalintendant ein Kulturmanager, den man von früher aus Zürich kennt: Christoph Lieben-Seutter. Er war lange Jahre die rechte Hand von Alexander Pereira, erst als Direktionsassistent am Wiener Konzerthaus. 1993–1996 war er am Zürcher Opernhaus «persönlicher Referent» des Intendanten Pereira. Christoph Lieben-Seutter gehört (wie Alexander Pereira) zum Wiener Establishment. Er ist verheiratet mit Theresita Colloredo, die zur Wiener Aristokratie gehört.

Wie geht es Alexander Pereira? Ausgezeichnet! Der Intendant der Mailänder Scala, dessen Vertrag 2015 einstimmig um fünf Jahre verlängert wurde, hat es geschafft, den Stardirigenten Riccardo Muti wieder ans Haus zu holen. Muti war – nach zwanzig Jahren als Musikdirektor der Scala – 2005 im Streit ausgeschieden. Jetzt, am 20. und 21. Januar, tritt er wieder auf: an zwei Konzerten mit dem Chicago Symphony Orchestra.

Die Wendung zum Guten kam zwischen den Jahren. «... und der Albaner war noch besser als Pierre Brice!», hörte man Herrn Steiner mit ungewohnter Aufregung zu Frau Niedermayer im Treppenhaus sagen, die begeistert nickte und für einmal ganz sprachlos war. Er redete mit ihr! Offenbar hatten die beiden denselben Film geschaut. Der steife Weisse und der schöne Indianer: Old Shatterhand und Winnetou – ein bisschen wie Herr Steiner und Frau Niedermayer. Wer hätte gedacht, dass das Fernsehen heute noch die Kraft haben würde, Menschen einander näherzubringen?

Als ich an besagtem Sonntag meine eigene Wohnung erreichte, hörte ich, wie Frau Niedermayer die Tür öffnete und rief: «Schnell, mein Lieber! Wir haben nur noch eine halbe Stunde für den Kuchen. Dann beginnt der Film!» ○

Doch mit dem Judihui war Schluss, als der 86-jährige Herr Steiner letztes Jahr in eine kleine Wohnung in unserem Haus zog. Harte, ernste Züge: Er wirkte wie ein alter Offizier. Frau Niedermayer war verloren. Erstaunlich häufig traf man die beiden irgendwo zusammen im Haus an. In der Waschküche. Im Keller. Bei den Mülleimern. Es war so, als hätte der eine dem anderen aufgelauert, und dieser eine war sicherlich nicht Herr Steiner, denn dieser begegnete Frau Niedermayer stets mit kühler Einsilbigkeit, während diese ihm ihre Geschichten erzählte – bis sie immer leiser lachte. Frau Niedermayer verlor Gewicht; es war nicht mit anzusehen. Kaum noch hörte man ihre Arien. Und dann war er irgendwann da, der Blick in ihren Augen, wenn sie Herrn Steiner ansah: ein schüchternes Funkeln, vielleicht Angst. Als wäre Liebe zerbrechlich. Zart wie der Flügelknochen eines Babyvogels.



Unten durch

Alarmglocken

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du erwachst mitten in der Nacht mit Fieber und Schüttelfrost. Katastrophe! Denn morgen ist das Meeting mit der Geschäftsleitung. Da wird entschieden, ob du den Japan-Auftrag kriegst oder die Rüfenacht, diese spitznervige junge Meduse. Du darfst jetzt nicht krank sein! Du musst sofort Hühnersuppe essen! Am besten die Bouillonwürfel gleich roh schlucken, das geht schneller ins Blut! Während du das Zeug mit Tee runterspülst, hoffst du, dass gestern einige deiner Bakterien an der Rüfenacht kleben geblieben sind, als du ihr im Lift in den Nacken geniest hast.

Diese Rüfenacht! Kürzlich hat sie sich in der Kantine beim Koch darüber beschwert, dass auf dem «Vegi-Teller Thai Style» ein Ei drauf war. Woher sollte der Koch denn wissen, dass das Huhn Veganerin ist? Du musstest dich zusammenreißen, um nicht zu sagen: «Was regen Sie sich denn so auf, Frau Rüfenacht, Sie haben doch Ei-Style bestellt.» Aber am Schluss hätte sie dir das noch als Sexismus ausgelegt. Sie ist ja eine leidenschaftliche Ismustikerin: Überall wittert sie Rass-, Sex-, Massentour- und andere Ismuse. Es ist unmöglich, mit ihr in der Pause eine Tasse Kaffee zu trinken, ohne dass sie «fair» sagt. Die Geschäftsleitung hat auf das Quengeln der Rüfenacht hin den Kaffeeautomaten mit Max Havelaar befüllen lassen, aber jetzt will die Rüfenacht auch noch fairen Zucker und verzehrbare Kaffeebecher. Das Teuflische daran ist, dass du wegen ihres penetranten Einsatzes für eine bessere Welt eine unbändige Lust bekommst, auf der Heimfahrt Plastikbecher aus dem Autofenster zu schmeissen.

Als die Rüfenacht gestern im Lift wieder mal von «Frauenquote» sprach, hättest du, obwohl du gar nicht per se gegen mehr Frauen in deiner Nähe bist, am liebsten den Stoppknopf gedrückt und «Titten!» gerufen. Aber du hast ihr dann doch nur in den Nacken geniest, denn es fehlte gerade noch, dass sie es schafft, dich mit ihrer militanten Menschlichkeit an den Punkt zu bringen, an dem du dich radikalisiert. Nein, du wirst ein anständiger, netter Mensch bleiben, auch wenn sie dir täglich das Gefühl vermittelt, dass du es nicht bist. Sie versucht,

>>> Fortsetzung auf Seite 82

»» Fortsetzung von Seite 81

dich in die Ecke der Leute zu drängen, die mit riesigen Schweissgeräten Gletscher erwärmen und dabei Behindertenwitze erzählen. Am Tag nach der Wahl von Trump hat sie dich gefragt: «Und? Wie fühlen Sie sich heute?» Bei dir haben alle Alarmglocken geklingelt.

Der Einfluss der Rüfenacht reicht hoch hinauf: Beim Geburtstagsapéro des Chefs musste die Belegschaft vegane Crevetten-Häppchen toll finden, und als jemand fragte: «Stellen eigentlich die Gurkenstreifen oder die Zahnstocher die Crevetten dar?», lachten alle, ausser dem Chef und der Rüfenacht. Auf ihre Trump-Fangfrage hast du also geantwortet: «Ich fühle mich gut und schlecht zugleich. So wie eine Crevette, die zwar an einem Apéro nicht gegessen wird, die sich aber von einem Gurkenstreifen nicht angemessen ersetzt fühlt.»

Niemals darf die Rüfenacht morgen bei der Sitzung den Japan-Auftrag bekommen, es wäre ein Sieg der Selbstgerechtigkeit über den Pragmatismus! Da aber der Pragmatismus nach fünf Hühnerbouillonwürfeln immer noch 38,9 Fieber hat, wirfst du in Ermangelung von ätherischen Ölen den Rest des Schnittlauchs von vorgestern und eine alte Ingwerknolle in einen Topf und inhalierst die Dämpfe. Du hast mal gelesen, dass Michael Jackson, wenn er erkältet war, sich von seinen Ärzten unerlaubte Substanzen spritzen liess, um konzertfit zu werden. Es sind harte Zeiten, die man einzig mit Michael Jacksons Ärzten übersteht – dir aber steht nur eine alte Ingwerknolle zur Verfügung. Hoffnungslos legst du dich wieder ins Bett und träumst, dass die Rüfenacht sich nackt in einer Wanne voll Sojamilch räkelt und mit laszivem Blick zu dir sagt: «Lass mal sehen, Kleiner: Ist es ein Zahnstocher oder eine Gurke?»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Pionier ohne Allüren

Von Peter Rüedi

Das Weinbaugebiet um das zauberhafte mittelalterliche Städtchen Bolgheri (mit zugehörigem Schloss, versteht sich) hat sich in den letzten dreissig Jahren so rasant entwickelt, dass uns kaum mehr bewusst ist, wie jung die schöne Zone im unmittelbaren Hinterland der toskanischen Küste zwischen Suvereto und Cecina in Wahrheit ist. Da hat sich eine eigentliche önologische Goldgräberstimmung ausgebreitet, ausgehend von einigen hauptsächlich aristokratischen Neugründungen der Marchesi Incisa della Rocchetta (Sassicaia), Antinori (Ornellaia) und Frescobaldi (nach einigen Umwegen über Amerika heute im Besitz von Ornellaia) wurde die Gegend zum Epizentrum der sogenannten Supertuscans – ein Superlativ, den die Amerikaner für die neuen, auf einen globalen Markt ausgerichteten italienischen Weine geprägt haben.

Bordeaux-Style made in Italy; die einheimische Sorte Sangiovese wurde neben Anpflanzungen von Cabernet Sauvignon, Merlot, Cabernet Franc etc. fast marginalisiert (auch weil die heissen Küstenstriche nicht unbedingt ihr ideales Habitat sind). Einer der Pioniere der Zo-

ne um Bolgheri, der in den siebziger Jahren aus Varese zugewanderte Michele Satta (sein erster Jahrgang eigener Produktion war 1984), hat dennoch an ihr festgehalten, allerdings auch mit internationalen Sorten experimentiert.

Heute umfasst seine Tenuta in Castagneto Carducci rund 25 Hektaren – ansehnlich, aber mit 150 000 Flaschen jährlich noch immer ein bodenständiger handwerklicher Betrieb. Satta, Nachbar des hier unlängst vorgestellten Enrico Santini (*Weltwoche* Nr. 49/16), ist das Gegenteil eines auf Weinmoden surfenden Winzers. Seine Weine sind eigenwillig, gelegentlich mit Kanten und Ecken, unverwechselbar von Jahrgang zu Jahrgang. Das hat ihm die Karriere als Wein-

Im Hinterland der toskanischen Küste hat sich eine önologische Goldgräberstimmung ausgebreitet.

macher nicht gerade erleichtert, wenn er auch heute zu den sicheren Werten der Appellation gehört. Eines seiner Flaggschiffe ist der Piastraia, mit dem 2013er erst zum zweiten Mal ein «Bolgheri Superiore» (was u. a. ein mindestens zweijähriges *affinamento* bedeutet). Sattas Cuvée 2013 (zu je einem Viertel aus Cabernet-Sauvignon, Merlot, Syrah und Sangiovese) ist besonders schön gelungen. Die Flasche, die ich im winzig-witzigen Restaurant und Delikatessgeschäft Beccofino in Follonica aus dem Regal zog, offenbarte eine florale Nase und eindruckliche Frucht (viel Brombeeren), am Gaumen diskrete Noten von Leder und feuchter Erde, gleichzeitig aber auch eine tänzerische Eleganz und femininen Charme. Feine Tannine, diskretes Holz. *Une réussite.*

Michele Satta: Piastraia 2013. Bolgheri Superiore. 13,5%. Gerstl, Spreitenbach. Fr.27.50. www.gerstl.ch

DIE  WELTWOCH

Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01





Auto

Reiseziel: Nordkap

Der Range Rover SV Autobiography ist der Privatjet unter den Strassenfahrzeugen. Von David Schnapp

Je länger ich am Steuer dieses eindrücklichen und beeindruckenden Autos sass, das mit vollem Namen Range Rover 5.0 V8 SV Autobiography LWB heisst, desto weiter weg wollte ich damit fahren. «Zum Nordkap wäre schön», dachte ich; da fährt man diese endlose Landstrasse E75 durch Finnland hoch, ab und zu kreuzen ein paar Rentiere den Weg, und sonst ist da nicht viel mehr ausser Wald, Schnee, Seen und der malerische Porsanger-

fjord. Und dieser Range Rover ist wie ein Privatjet für die Strasse, eine perfekt eingerichtete kleine Welt, in der es einem für die Dauer der (langen) Reise an nichts fehlt.

Aus dem langen Namen des Fahrzeugs können wir einige wichtige Informationen ablesen: «5.0 V8» für die Spitzenmotorisierung durch ein 8-Zylinder-Kompressor-Aggregat mit 550 PS und 680 Nm maximalem Drehmoment. Der Motor wird in verschiedenen Modellen von Jaguar und Land Rover eingesetzt, hier arbeitet er hochkultiviert, und nur ein entferntes Summen und Brummen – tatsächlich vergleichbar mit einem Flugzeugtriebwerk – erinnert einen an das Leistungspotenzial der Maschine. Die Bezeichnung «SV» steht dann für «Special Vehicles», eine Abteilung, die sich um besondere Fahrzeuge bei Land Rover kümmert. Dieses hier wird teilweise von Hand gefertigt, ist mit einer distinguierten Zweitonlackierung versehen und mit viel Edelmetall, Holz, Leder und Schafswollteppichen eingerichtet. «Autobiography» ist die mit feiner britischer Ironie ge-

wählte Bezeichnung für die exklusive Ausstattungslinie, die von der gestengesteuerten automatischen Heckklappe bis zum Soundsystem mit 1700 Watt und 23 Lautsprechern reicht.

Hinter der Abkürzung «LWB» (*long wheelbase*) versteckt sich wahre Noblesse: Der Range Rover ist mit einer Länge von 4,99 Metern und einer Breite von 2,22 Metern sowieso schon ausladend. Als Version mit langem Radstand wächst er auf 5,199 Meter. Das macht es nicht einfacher, den grossen Wagen in eine Mittelschichts-Garageneinfahrt mit 180-Grad-Rampe einzufädeln. Aber wer dieses Auto bestellt, gehört erstens nicht zur Mittelschicht und macht es zweitens wegen der grosszügigen Platzverhältnisse, die sich nun auf den Rücksitzen bieten.

Leider nein

Mein Platz allerdings war am Steuer, wo ich wie von einem Hochsitz aus das Geschehen überblickte, mich ab und an massieren liess und mich diesem einmaligen Gefühl der Abkapselung von den Mühen des Alltags hingab, das Autos wie dieser Range Rover hervorbringen vermögen. Die Kombination aus flüsterleiser, schier endloser Kraft, samtweicher Luftfederung und wohlriechendem Semi-Anilinleder liess gleichzeitig den Wunsch grösser werden, jetzt sofort ganz weit wegfahren zu können. Leider habe ich es dann doch nicht zum Nordkap geschafft.

Range Rover 5.0 V8 SV Autobiography LWB

Leistung: 550 PS / 405 kW

Hubraum: 4999 ccm

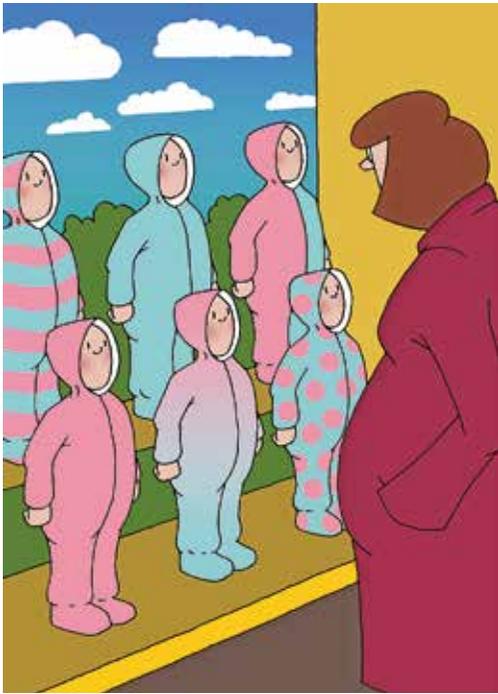
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h

Preis: Fr. 211 800.–, Testauto: Fr. 238 440.–



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Tinder verfügt nun über 37 Optionen für die Sparte Geschlecht. Darf man eine schwangere Frau überhaupt noch fragen, ob ihr Kind ein Mädchen oder ein Bube sein wird?

Felicia Bertschi, Gerolfingen

37 Geschlechter? Das ist ja noch gar nichts: Facebook kennt 60 Geschlechter, und das schon seit mehr als zwei Jahren. Dabei geht es jedoch nicht um Genitalien, sondern um Identitäten, und diese kristallisieren sich erst heraus, wenn ein Mensch heranwächst. Bei einem Baby im Bauch können die Ärzte nur sagen, ob es ein Bub, ein Mädchen oder ein Hermaphrodit wird. Und nicht, ob es sich später als Frau, als Mann oder entsprechend der Auswahlmöglichkeiten bei Apps und sozialen Netzwerken als «androgyn», «Trans-Mensch», als «neutral» oder «Geschlechter hinterfragend» verstehen wird. Sollten Sie also eine Schwangere fragen, ob ihr Kind ein Bub oder ein Mädchen wird, sind Sie nach wie vor auf der sicheren Seite – und für den unwahrscheinlichen Fall, dass diese einen Hermaphroditen unter dem Herzen trägt und dies bereits weiss, wird sie Ihnen Ihre auf Konventionen beruhende Unwissenheit nicht verübeln. *Claudia Schumacher*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Rücksichtslos wird gedrängelt, beschleunigt, rechts überholt, (aus)gebremst und die Spur gewechselt.» *Daniel Fuhrer*

Gewalt im Strassenverkehr

Nr. 2 – «Feindbild Autofahrer»; Christoph Mörgeli über «Via sicura»

Als junger Familienvater und regelmässiger Autofahrer finde ich es stossend, dass der Artikel nur die eine Seite der Problematik beleuchtet. Die Fortschritte der Automobilindustrie im Sicherheitsbereich scheinen stetig mehr Menschen dazu zu verleiten, zu grosse Risiken einzugehen. Rücksichtslos wird gedrängelt, beschleunigt, rechts überholt, (aus)gebremst und die Spur gewechselt, was einerseits zu gefährlichen Situationen führt und andererseits den Verkehrsfluss unnötig hemmt. Vorausschauendes Fahren beherrschen nur noch wenige Verkehrsteilnehmer. So wie Herr Mörgeli im Umgang mit anderen gefährlichen Straf- oder Wiederholungstätern wohl null Toleranz gelten lassen wird, sollte er auch null Toleranz gegenüber der Ausübung von Gewalt im Strassenverkehr fordern. *Daniel Fuhrer, Nottwil*

Nicht Putins Problem

Nr. 2 – «Wrestler gegen Judoka»; Wolfgang Koydl über Trump und Putin

Der Autor übertreibt die Rolle der zwischenmenschlichen Chemie in der Beziehung zwischen Staatsmännern. Obama hat wiederholt seine Verachtung für Putin öffentlich geäussert, während Putin stets freundlich von «unserem Partner in Übersee» gesprochen hat. Dass gerade dies den Versager Obama zur Weissglut brachte, ist nicht Putins Problem.

Victor Lambert, Rickenbach Sulz

Es gibt nur einen Islam

Nr. 1 – «Heroische Besonnenheit»; Editorial von Roger Köppel

Grundsätzlich ist es unsere Pflicht, Menschen, die an Leib und Leben bedroht sind, Nahrung, Kleider, Unterkunft und medizinische Hilfe zukommen zu lassen. Nicht mehr und nicht weniger. Wenn sich die Situation im Herkunftsland stabilisiert hat, haben solche Menschen dorthin zurückzukehren. Was sie bei uns im gesellschaftlich-politischen Bereich erfahren und an beruflichen Fähigkeiten gelernt haben, können sie in ihrem Heimatland, auf das sie – so hört man gelegentlich – sehr stolz sind, einbringen. Es braucht solche Menschen, um ein Land, das sich neu erfindet, aufzubauen. *Ursi Meili, Oltingen*

Ich bin der Meinung, dass alle ansässigen Muslime verpflichtet werden sollten, regelmässig Einzahlungen in einen Pool zu leisten. Damit

sind jene Schäden finanziell zu decken, die durch Terroristen verursacht wurden. Zudem sind Arbeitsleistungen (etwa Räumungen), die durch Terror erforderlich geworden sind, aus ihren Kreisen zu erbringen. Es müssen alle Muslime Verantwortung übernehmen. Es gibt nur einen Islam. *Maja Werner, Winterthur*

Was ist absolute Gerechtigkeit?

Nr. 1 – «Moral»; Linus Reichlin über die Grundbegriffe des Lebens

Der Text klammert die Kategorie «Gott» oder eine «höhere Autorität» (bewusst?) aus und versucht allein auf menschlicher Ebene zu beurteilen, wer oder was nun wie viel besser oder schlechter wäre. Mit anderen Worten: Es ist egal, in welchen Nuancen ich ein guter oder schlechter Mensch bin, wenn für mich keinerlei Konsequenzen daraus entstehen. Das macht nur Sinn, wenn wir mit einer absoluten Gerechtigkeit, die alle Faktoren bestehender Umstände berücksichtigt sowie um die tiefsten menschlichen Beweggründe weiss, rechnen – Gerechtigkeit, die ihre Bewertung von einer höheren Instanz als dem Menschen erfährt. *Andrea Gehring, Schlattigen*

Viel zu formell

Nr. 1 – «Darf man das?»; Wolfgang Koydl über das Duzen

Eines kann ich Ihnen versichern, in Deutschland wurde ich niemals mit du angesprochen, dazu sind die Deutschen viel zu formell. Diese Unart kenne ich erst, seitdem ich im Rheintal wohne beziehungsweise in Liechtenstein arbeite. Waren Sie schon einmal in Heerbrugg oder in Vaduz einkaufen? Da wird eine Sechzigjährige von einer Zwanzigjährigen geduzt. Mir fällt sowieso auf, dass bei uns «toleranten» Schweizern die Deutschen oft sehr negativ beurteilt werden. Wenn es uns nicht einmal gelingt, unsere nächsten Nachbarn zu akzeptieren, wie soll das dann mit dem grossen Thema «Andere Kulturen in der Schweiz» klappen?

Dagmar Wocher-Höhener, Altstätten

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.

Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.

Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen.

Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

	1	2	3	4		5	6		7	8		9		10
	11								12			13		
14						15								
16									17					
18								19						
			20		21		22				23	24	25	
		26		27						28				
29	30		31				32		33			34		
35				36			37				38			
	39								40					41
42									43					
	44					45								

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Reaktionen auf Renitenz
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Schweizer in Russland mögen da an ein Chalet denken. 5 Mit der Sache – was dann immer. 11 Ganz schön saftlos, verdorrt gar. 12 Das Umstandswort reicht nicht über jetzt hinaus. 14 Das Geschlecht passt schlecht zu Sex und gut zum Substantiv. 15 Ihr saurer Saft schmeckt gemixt ganz fabelhaft. 16 Mit Nachdruck geltend oder dann haltbar machen. 17 Machen Früchte und – teilweise – auch Menschen. 18 Mühsames Tun für erspriessliche Ernte. 19 Damon, war mal turbomässig unterwegs. 20 Ab 1990 unabhängig von Südafrika. 23 Der französische Physiker verhalf dem Mondkrater zu dessen Namen. 27 Man kann wählen zwischen einem solchen Haus und Bier. 28 Für eine klare Situation gehört die hintere Hälfte nach vorne. 29 „Insel der Götzen“ nannte Ethnologe Wirz die indonesische Insel. 32 Nach einem solchen Fall erhebt sich der Mann von Anstand wieder. 34 Für Briten eine wohlbekannte Epoche. 35 Wer von Renette oder Gala spricht, spricht auch von ihnen. 37 Macht man über andere oder sich selbst, zweimal unerfreulich. 39 Wohl erkältungsbedingtes Nuscheln. 40 Tier, muss wohl amerikanisch sein. 42 Bei ihnen hat der Alltagsstress nichts zu suchen. 43 Per Tastendruck ruck-zuck weg. 44 Trumpf, den Schweizer gerne ausspielen. 45 Es muss nicht immer Kaviar sein, deren Fleisch schmeckt auch.

Senkrecht — 1 Die Idee könnte gut auch von Paulo Coelho stammen. 2 Schweizer genießen deren Wärme gerade auch im Winter. 3 Die Schwellungen deuten auf Schläge hin. 4 Bei einer Ansammlung entsteht es mit der Zeit automatisch. 6 Wenn auch keine harmonische, dann zumindest eine organische Verbindung. 7 Schlicht eine Fluggesellschaft in Europa. 8 Auf dem Buchdeckel steht nebst dem Autor auch er. 9 Er hat immer Recht, meint er oft. 10 Sie ist Teil des Zaumzeugs. 13 Statt Getöse eine ganz andere Grösse. 14 Ein Ehepartner, das waren noch Zeiten. 15 Ohne Frau, ohne Mann, ja dann ist man halt so. 19 Dass sie Verstand haben, ist wohl erwiesen. 21 Erinnern, das dann aber ziemlich nachdrücklich. 22 Ist man mal wirklich so, ist es publik. 24 Zu den Waffen!, und was daraus geworden ist. 25 Fast schon anziehend, der mit solchem Einfluss. 26 Simbabwe Entsprechung von Sambias Lusaka. 28 Kann ins Auge gehen, sich bei ihm nicht vorzusehen. 30 Winzlinge, die sich in einem elektrischen Feld in eine Richtung bewegen. 31 Ist die Neigung entsprechend, bringt sie einen schnell nach oben. 33 Ein Erlass, der einst vom Sultan kam. 36 An der Rede erkennt man die Toren und ihn an den Ohren. 38 Leben wir zuviel mit ihr, kollabieren wir (vielleicht). 41 Der Lago di ..., dessen Staumauer in der Schweiz liegt.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 500

A	B	S	C	H	L	A	G			A	D	I	O	S
B		Y		A		B	A	V	A	R	I	A		P
B	A	R	O	N	E	S	S	E		T	O	S	S	A
E	N	E	R	O		T	E	R	R	A	R	I	U	M
	B	R	E	I	T	E	S			I		E		
	A	S			I	M	P	F	S	T	O	F	F	
A	U	F	T	R	A	G		R	U	T			F	
N	E	U		E		E	H	E	G	A	T	T	I	N
K	N	E	I	P	E			C	A	L	A	I	S	
E		S	T	O	I	S	C	H		K	U	B	A	N
R	A	S	E	R	E	I		E		E	B	E	N	
N		E	N	T	R	E		N	A	N	E	T	T	E

Waagrecht — 1 ABSCHLAG 6 ADIOS (span. Abschiedsgruss, a dios: wörtl. an Gott) 10 BAVARIA (Patronin Bayerns) 12 BARONESSE 15 TOSSA 17 ENERO (span. f. Januar) 18 TERRARIUM (von lat. terra, Erde) 19 BREITE 20 IMPFSTOFF 23 AUFTRAG 26 RUT 27 NEU 28 EHEGATTIN 31 KNEIPE 34 CALAIS 35 STOISCH 37 KUBAN 38 RASEREI 39 EBEN 40 ENTRE (franz. f. zwischen) 41 NANETTE

Senkrecht — 1 ABBE (franz. f. Abt) 2 SYRER 3 HANOI 4 ABSTEIGE 5 GASE (engl. f. Fall) 6 ARTA (Kleinstadt 60km von Palma) 7 DIORIT 8 IASI (rumän. Universitätsstadt) 9 SPAM 11 VERSPRECHEN 13 ANBAUEN 14 OREST 16 SUEFFISANT 21 FUGA (it. f. Abwanderung, Flucht) 22 STALKEN 23 ANKERN 24 FUESSE 25 REPORT 29 TAUBE 30 TIBET 32 ITEN 33 EIER 36 SIE (Eis)

Lösungswort — LAUTMALEREI



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Degussa



GOLD UND SILBER.



GOLD. DIE SOLIDE ANTWORT AUF DIE UNWÄGBAR- KEITEN DER WELTWIRTSCHAFT.

Wohin steuern die Notenbanken? Wie entwickelt sich die Inflation? Zieht die Weltwirtschaft wieder an? Auch das Wirtschaftsforum in Davos wird diese Fragen nicht abschliessend beantworten. Fest steht jedoch: Gold ist die stärkste Währung seit 2001 vor Christus – ein solides Investment für Menschen mit einem langen Anlagehorizont. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio zusammen. Alle Degussa Barren verfügen über eine Banken-Valorenummer. Und gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schrankfach bei uns lagern. Informationen und Online-Shop unter:

**DEGUSSA-
GOLDHANDEL.CH**

Verkaufsgeschäfte:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

